

Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 87

MYTHOS BABYLON

Die Geburt der Zivilisation
3300–500 v. Chr.

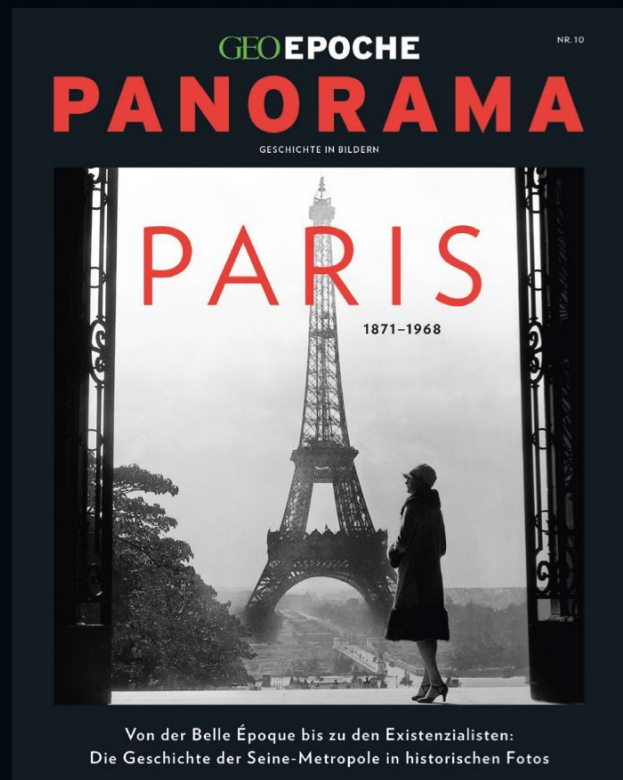


Deutschland € 10,00 · Schweiz 18,60 sfr · Österreich € 11,40
Benelux € 11,80 · Dänemark dkr 110,- · Italien € 13,50

ISBN 978-3-652-00646-0
4 119487 510002 87

Sumerer, Assyrer, Babylon:
Die Hochkulturen zwischen Euphrat und Tigris

MAGAZINE, DIE GESCHICHTE SCHREIBEN



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEO EPOCHÉ

Liebe Leserin, lieber Leser

Es ist ein hochfahrender Plan der Mesopotamier, von dem das 1. Buch Mose berichtet: „Auf!“, so hätten sich die Bewohner des Landes zwischen Euphrat und Tigris gegenseitig angespornt: „Bauen wir uns eine Stadt und einen Turm mit einer Spitze bis zum Himmel und machen wir uns damit einen Namen.“ Doch als Gott das anmaßende Treiben sah, sei er zur Erde herabgefahren und habe die Sprachen der Menschen verwirrt, die



1563 malt Pieter Bruegel d. Ä. den unvollendeten Turm zu Babel, von dessen Bau die Bibel berichtet

daraufhin in vielen Zungen redeten, einander nicht mehr verstanden und so ihr Vorhaben nicht verwirklichen konnten.

Daher, so heißt es in der Bibel weiter, wurde die Stadt „Wirrsal“ genannt, hebräisch „Babel“ – Babylon.

Die Erzählung vom Turmbau zu Babel ist der bekannteste Mythos zur Geschichte Babylons, viele Künstler haben sich mit ihr beschäftigt; der Niederländer Pieter Bruegel der Ältere etwa schuf Mitte des 16. Jahrhunderts gleich mehrere Gemälde zu diesem Thema.

Aber sie ist bei Weitem nicht die einzige Legende, die seit Jahrtausenden über die Metropole des Zweistromlandes verbreitet wird. So priesen die Babylonier selbst ihre Stadt als Mittelpunkt des Erdkreises, Sitz des Lebens, Licht der Himmel – und ihre Heimat als die Stadt

der Götter und des Überflusses, deren Bewohner beständig feierten.

Den griechischen Historiker Herodot brachte die sagenhafte Größe des Ortes dazu, in gewaltiger Übertreibung von einer 89 Kilometer langen und gut 100 Meter hohen Schutzmauer zu schreiben, die als ein monumentales Viereck wie ein Panzer die Stadt umgeben habe.

Für den hellenischen Geschichtsschreiber war Babylon „die berühmteste, mächtigste und schönste Stadt unter allen, von denen wir wissen“. Für christliche Autoren von dem Evangelisten Johannes bis zu Martin Luther dagegen war die Metropole, deren Bewohner sich der Hybris gegenüber Gott schuldig gemacht hatten und deren König Nebukadnezar II. die Juden ins Exil zwang, eine Metapher des Bösen: ein Hort der Frevler und Götzendiener, des Lasters und der Hurerei.

In diesem Heft schauen wir hinter den Mythen-schleier, der Babylon und die Reiche der Sumerer und Assyrier umgibt.

Wir suchen nach der historischen Wirklichkeit, die in den Legenden steckt. Und forschen nach den realen Wundern der Weltgehend, in der unsere Zivilisation ihren Ursprung nahm: jener Region, in der in der ersten Großstadt der Geschichte die Schrift und die Mathematik entwickelt wurden; in der einfallsreiche Geister die künstliche Bewässerung und den Pflug erfanden; in der zuerst Gesetze, Friedensverträge und Literatur aufgeschrieben wurden.

Mesopotamien war zudem das Land grandioser Prachtbauten und Kunstschatze – so des wirklichen Turms von Babylon, dem 90 Meter hohen Tempel des Stadtgottes Marduk.

Oder des ebenfalls dort errichteten Ishtar-Tors mit seiner Fassade aus tief-



blauen Ziegeln, heute im Berliner Pergamonmuseum zu sehen.

Oder der im ersten vorchristlichen Jahrtausend angelegten Königinnengräber der assyrischen Metropole Nimrud, in denen Archäologen vor einigen Jahren überwältigende Goldschätze entdeckten.

Mehr als 25 Jahrhunderte lang ruhten die Grabstätten unter den Ruinen eines Palastes nahezu unberührt. Doch 2015 haben die Fanatiker des „Islamischen Staats“ begonnen, die Monumente dort (und im wenige Kilometer entfernten Ninive) systematisch zu vernichten.

Ausgerechnet in jener Gegend, in der einst die Wiege der Kultur stand, breitete sich nun eine zerstörerische Barbarei aus, die im Namen ihrer Religion dieses besondere Erbe auslöschen will.

Auch darüber berichten wir in diesem Heft.

Es ist bedrückend, dass diese Ausgabe über das antike Zweistromland einen solchen Bogen in die heutige Zeit schlagen muss.

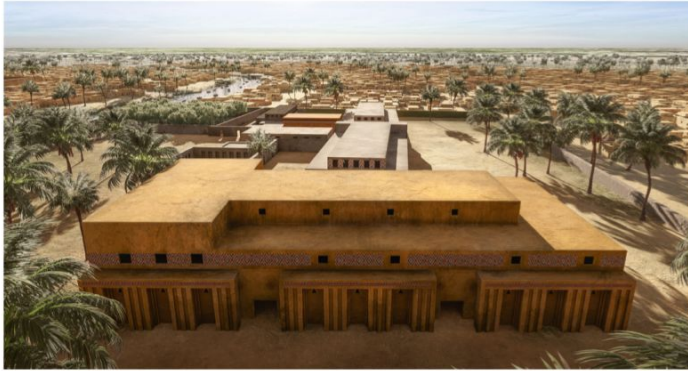
Erst recht wollen wir Ihnen daher auf den folgenden 160 Seiten jene faszinierenden Jahrhunderte nahebringen, in denen sich die Menschen in Mesopotamien einst aufmachten, die Zivilisation zu erfinden.

Herzlich Ihr

Michael Schaper
Michael Schaper



Fachberatung: Die Altorientalistin und Keilschriftexpertin Annika Cöster-Gilbert



26

DIE ERSTE METROPOLE

Um 3300 v. Chr. blüht am Euphrat die älteste Großstadt der Welt auf: Uruk, dessen Einwohner nach straffen Regeln leben.



38

DIE ERFINDUNG DER SCHRIFT

Beamte entwickeln im Zweistromland vor rund 5000 Jahren die Keilschrift – eine kulturelle Revolution.

52

JÄGER DES VERLORENEN SCHATZES

Jahrtausende nach der Glanzzeit der Stadt Ur reist ein britischer Archäologe in den Irak und macht einen sensationellen Fund.



62

MIT DER KRAFT DER POESIE

Im Zweistromland wirken die frühesten Literaten der Geschichte: Ihre Werke erzählen von Göttern und mythischen Helden.



132

EINE STADT TRIFFT IHREN GOTT

Um 570 v. Chr. ist Babylon die Kapitale eines gewaltigen Reiches – und Schauplatz prächtiger Feste.

90

HAMMURABI – DIE MACHT BABYLONS

Mit Diplomatie und Krieg treibt der König den Aufstieg seiner Stadt zur Großmacht voran.





20

PRÄCHTIGES UR

Einer der mächtigsten frühen Staaten Mesopotamiens ist die Stadt Ur, deren verstorbene Herrscher mit edlem Grabschmuck ausgestattet werden.

6

DIE GEBURT DER ZIVILISATION

Einzigartige Artefakte zeugen von den kulturellen Leistungen der Mesopotamier.



INHALT

| | |
|-------------------------------------------|-----|
| Prolog: Das Erbe des Zweistromlandes | |
| DIE GEBURT DER ZIVILISATION | 6 |
| Karten: 3000 Jahre Mesopotamien | |
| LAND DER HOCHKULTUREN | 22 |
| Uruk – um 3300 v. Chr. | |
| DIE ERSTE METROPOLE | 26 |
| Zeichensystem – um 3300 v. Chr. | |
| DIE ERFINDUNG DER SCHRIFT | 38 |
| Entzifferung von Tontafeln | |
| EIN GEHEIMNIS, FAST ENTHÜLLT | 44 |
| Wandel der Keilschrift | |
| VOM BILD ZUM ZEICHEN | 47 |
| Hieroglyphen | |
| DIE SCHRIFT DER PHARAONEN | 48 |
| Die Königsgräber von Ur – um 2600 v. Chr. | |
| JAGD AUF EINEN VERLORENEN SCHATZ | 52 |
| Literatur – um 2250 v. Chr. | |
| MIT DER KRAFT DER POESIE | 62 |
| Akkad – um 2300 v. Chr. | |
| BEGINN EINER NEUEN ÄRA | 70 |
| Assur – um 1900 v. Chr. | |
| DIE STADT DER HÄNDLER | 72 |
| Strafrecht – um 1900 v. Chr. | |
| MORD IN NIPPUR | 82 |
| Babylon – ab 1792 v. Chr. | |
| HAMMURABI – DIE MACHT BABYLONS | 90 |
| Assyrien – ab 883 v. Chr. | |
| DER KRIEGERKÖNIG VOM TIGRIS | 108 |
| Wissenschaft – um 700 v. Chr. | |
| IM LAND DER ERKENNTNIS | 122 |
| Babylon – um 570 v. Chr. | |
| EINE STADT TRIFFT IHREN GOTT | 132 |
| Zerstörtes Erbe | |
| GESPRENGT, GERAUBT, VERKAUFT | 150 |
| Zeitleiste | |
| DATEN UND FAKTEN | 152 |
| Bildquellen | 158 |
| Impressum | 159 |
| Die Welt von GEO | 160 |
| Vorschau | |
| DAS JAHR 1968 | 162 |



150

GESPRENGT UND GERAUBT

Der Altorientalist Walter Sommerfeld über die Zerstörung antiker Monumente – und das Geschäft damit.



Titelbild: Tim Wehrmann für GEOEPOCHÉ. Alle Fakten, Daten und Karten sind vom Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in Zitaten sind nicht kenntlich gemacht. **Redaktionsschluss:** 25. September 2017. **Schreibweisen:** Bei geographischen Angaben verwenden wir in der Regel die historischen Bezeichnungen. Zeitgenössische Begriffe und Namen werden in lateinischer Schrift aus Gründen der besseren Lesbarkeit ohne die in der Wissenschaft üblichen Sonderzeichen wiedergegeben; die Transkription orientiert sich an der antiken Aussprache, sofern sich keine abweichende Schreibweise eingebürgert hat (etwa Hammurabi statt Chammurabi). **Chronologie:** Bei der häufig umstrittenen Datierung von Ereignissen orientieren wir uns an der in der Wissenschaft weitverbreiteten „mittleren Chronologie“.



DIE GEBURT DER ZIVILISATION

Zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris beginnt vor mehr als 5000 Jahren eine einzigartige Blüte der Kultur. Die ersten Städte und Reiche, die dort, in Mesopotamien, entstehen, übertreffen an Größe und Macht alles, was es zuvor gegeben hat. Die Ideen ihrer Bewohner werden die Geschichte der Menschheit für immer verändern.

Und schließlich steigt eine Stadt zur größten und prächtigsten Metropole der

Welt auf: Babylon — Bildtexte: INSA BETHKE, FRANK OTTO, SAMUEL RIETH



Kunst für die
Ewigkeit: Die Skulptur
dieses Ziegenbocks
aus Gold, Silber und
Lapislazuli – gefunden
in einem rund 4600
Jahre alten Prachtgrab –
zeugt vom Reichtum
des Adels in den
ersten Metropolen im
Zweistromland

DIE KRAFT DER **ZEICHEN**

Keine Erfindung der Mesopotamier ist so folgenreich wie diese: Beamte in Uruk, der ersten Metropole der Welt, entwickeln ab etwa 3300 v. Chr. aus einfachen, in Ton gedrückten Markierungen ein raffiniertes Zeichensystem – die Keilschrift



Bürokraten erschaffen die Schrift als Hilfsmittel, um die stetig wachsende Wirtschaft der Großstadt Uruk zu organisieren. Auf dieser Tafel verweist das Zeichen unten rechts vermutlich auf die Verteilung von Lebensmitteln. Die anderen Symbole bezeichnen bestimmte Maßeinheiten, etwa eine Ration von rund fünf Litern Korn



In Keilschrift rühmen sich Herrscher ihrer Taten, schließen Geschäftsleute Verträge, verfassen Reisende Briefe und Dichter Verse. Hier lässt ein König Reformen gegen Ämtermissbrauch und überhöhte Abgaben auflisten

TOR DER GÖTTER

Die Mesopotamier sind Pioniere der Wissenschaften, etwa der Mathematik. Zudem erweisen sie sich als große Architekten und Baumeister.

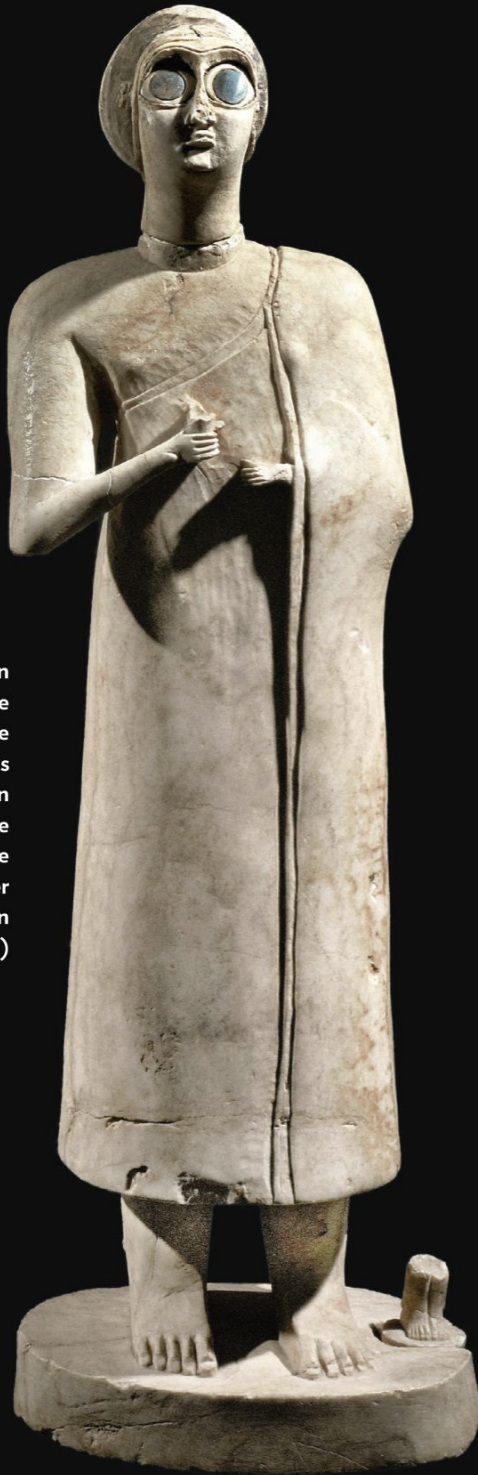
Sie schaffen Aquädukte, Paläste, Tempeltürme, die fast 100 Meter in den Himmel ragen – und in Babylon ein monumentales Stadttor





Schon von Weitem sehen Reisende um 570 v. Chr. den blauen Glanz des Ishtar-Tores von Babylon, benannt nach der Göttin der Liebe und des Krieges. Seine Farbe verdankt das Portal glasierten Ziegeln, die Wände sind zudem verziert mit Stieren und Drachen. Dieses 15 Meter hohe Vortor steht heute im Berliner Pergamonmuseum

Solche Statuen stellen nicht etwa große Könige dar oder ruhmreiche Krieger – sondern erstmals in der Geschichte lassen sich ganz gewöhnliche Menschen abbilden: Die Figuren sollen an ihrer statt die Götter anbeten (um 2700 v. Chr.)



IM NAMEN DER **UNSTERBLICHEN**

Sie schicken Krankheiten oder Heilung, bestimmen über Triumph oder Niederlage: Hunderte von Göttern prägen das Leben der Mesopotamier. Die Gläubigen verehren deren Statuen, als wären sie lebendig – und lassen auch Abbilder von sich selbst anfertigen, um mit den Jenseitigen zu kommunizieren



Eine weibliche Figur, aufgestellt in einem Tempel zu Ehren einer Göttin. Die Mesopotamier halten solche Statuen, die sie von sich erstellen lassen, für weitaus mehr als bloße Bildnisse: Die Kunstwerke gelten als tatsächliche Vertreter jener Menschen, die sie zeigen



Sturm auf das Zentrum des Feindes: Soldaten des Kriegerkönigs Assurnasirpal II. erklimmen auf Leitern die Mauern einer belagerten Stadt (Relief, 9. Jh. v. Chr.)



Nach dem Sieg über den Herrscher von Elam um 650 v. Chr. werfen assyrische Krieger die abgeschlagenen Köpfe ihrer getöteten Gegner auf einen Haufen

Diese Wandplatte zeigt einen Angriff der assyrischen Armee auf eine Festung: Bogenschützen beschießen die Mauern der Bastion, während drei hochrangige Amtsträger der gegnerischen Seite, von denen zwei sich an aufgeblasenen Tierhäuten festhalten, sich schwimmend zu retten versuchen (um 870 v. Chr.)



DIE ERFINDUNG DES **KRIEGES**

Mord und Totschlag gibt es, seit es Menschen gibt. Doch für den Krieg bedarf es staatlicher Organisation – und die entsteht besonders früh im Zweistromland. Dort werden aus Überfällen beutelustiger Horden um 3500 v. Chr. erstmals organisierte Feldzüge straff geführter Armeen



EINE NEUE FORM DES **ZUSAMMENLEBENS**

Als in Mesopotamien die ersten Großstädte entstehen, werden sie bald Teil eines ausgedehnten Handelsnetzes. So importieren die Bewohner von Ur kostbare Farbsteine aus Indien und tiefblaue Lapislazuli aus Afghanistan – aus denen Künstler farbenprächtige Mosaik­e fertigen



Dieses um 2600 v. Chr. gefertigte Mosaik auf einem Holzkasten erzählt von Krieg und Frieden im Reich eines sumerischen Königs. Die hier abgebildete Seite zeigt eine siegreiche Armee: unten die Armada der Streitwagen, darüber Fußsoldaten sowie nackte Gefangene, die wohl in die Sklaverei geführt werden



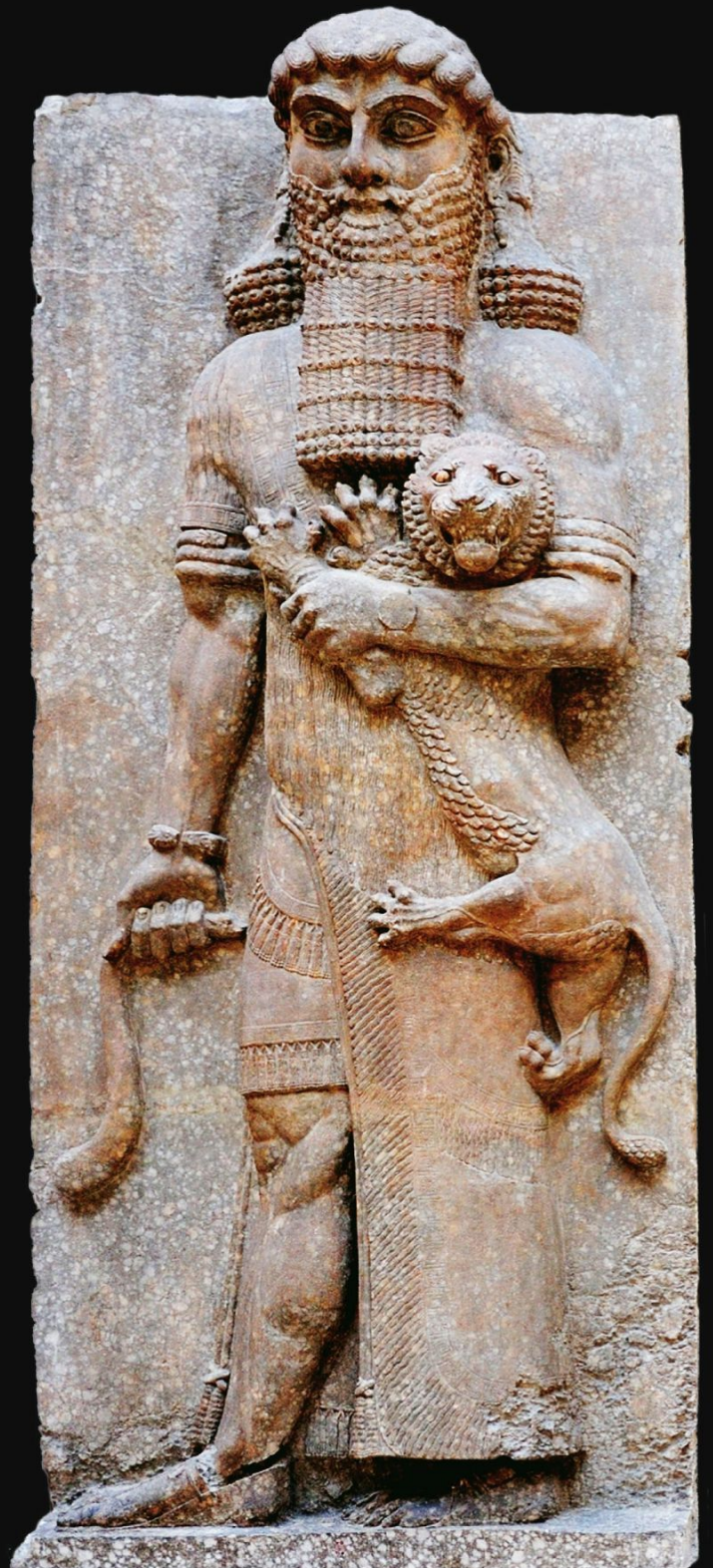
Auf der »Friedensseite« des Kastens ist ein königliches Bankett wiedergegeben. Der Herrscher, größer als die anderen Figuren (links oben), thront über seinen Untertanen, die ihm ihre Gaben darbringen, etwa einen Stier, Fische und Ziegen



MONUMENTE DER **MACHT**

Als Zeichen ihrer Größe
bauen sich mesopotamische
Könige prächtige, zum
Teil mit Kühlanlagen und
fahrbaren Öfen ausgestattete
Residenzen. Kolossale
Reliefs und Statuen zieren
die Mauern dieser Paläste –
und lassen Besucher in
Ehrfurcht erstarren

Aus Stein gehauene,
angsteinflößende Misch-
wesen bewachen viele
Palast- und Stadttore des
Zweistromlandes. Sich
selbst feiern die Herrscher
mit monumentaler Kunst:
Diese um 700 v. Chr.
errichtete, mehr als fünf
Meter hohe Statue (l.)
zeigt einen königlichen
Helden, der über einen
Löwen triumphiert





BEGLEITER INS **JENSEITS**

Die Mesopotamier glauben an ein Leben nach dem Tod, stattdessen Gräber mit Speisen und Getränken für die Verstorbenen aus. Und ihre Herrscher sollen auch in der Unterwelt nicht auf die Pracht verzichten müssen, die sie zu Lebzeiten genossen haben



Dieser goldüberzogene Kopf eines Stieres stammt aus einem Herrschergrab. Das Tier spielt in der mesopotamischen Mythologie eine wichtige Rolle, tritt etwa als himmlisches Wesen im Epos über den sagenhaften Helden Gilgamesch auf



Ein nackter Held ergreift zwei Stiere mit Männerköpfen, Tiere veranstalten ein Bankett: Diese Szenen zieren – wie der Stierkopf links – eine rund 4600 Jahre alte Harfe, die in einem Grab in der Stadt Ur (siehe auch Seite 61) gefunden wird ●

Die Hochkulturen zwischen Euphrat und Tigris

Drei Jahrtausende währt die große Zeit des Zweistromlandes. Aus Siedlungen werden Metropolen, aus Städten Stadtstaaten – und schließlich mächtige Imperien. Eine große zivilisatorische Kraft entfaltet sich in dieser Region. Doch sie ist auch ein Ort des Krieges und der Gewalt. Bis heute

——— Text: SAMUEL RIETH; Karten: STEFANIE PETERS

Mesopotamien ist die Wiege der Zivilisation. Seine Bewohner erfinden Schrift, Literatur und Bürokratie sowie die Zeiteinteilung in Stunden, Minuten, Sekunden. Schon vor 5000 Jahren – als die Menschen in Europa fast durchweg noch in primitiven Weilern leben – wohnen sie in Großstädten, konstruieren prächtige Paläste und Tempel.

Zwei Flüsse bilden die Lebensadern dieser Region,

der Euphrat und der Tigris; ihnen verdankt sie auch ihren Namen: Zweistromland – auf Griechisch **Mesopotamia**, „Land zwischen den Strömen“. Heutige Karten verzeichnen dort den Irak sowie Teile Syriens und der Türkei.

Es ist auch der Mangel, der im Zweistromland die erste Hochkultur der Welt entstehen lässt. Denn das Land hat zwar fruchtbare Böden, doch das regenarme Klima im Süden Mesopotamiens ist für den Ackerbau eigentlich zu trocken.

Um dennoch Getreide anzupflanzen, erschafft das Volk der **Sumerer** – das um 4500 v. Chr. in dieser Region lebt – ein komplexes Bewässerungssystem. Das Anlegen der Kanäle aber kann nur eine größere Gemeinschaft meistern, mit effektiver Führung, Administration, Arbeitsteilung: eine Gemeinschaft wie die 25 000 Bürger von **Uruk**, der ersten Metropole der Welt, die vor 5300 Jahren am Ufer des Euphrat entsteht.

Eine Großstadt verlangt weitaus mehr Organisation

als ein Dorf. Und so stellen Beamte, um etwa die Menge gehandelter Güter festzuhalten, immer komplexere Berechnungen an und entwickeln ein raffiniertes Zeichensystem – die Geburt von Mathematik und Keilschrift.

Bald darauf entstehen in der Region größere Herrschaftsgebiete, werden Städte wie Kisch, Lagasch und Ur zu Stadtstaaten. Ihr Wohlstand lockt Nomaden an, die ab 3000 v. Chr. in immer größerer Zahl einwandern – und mit wachsendem Einfluss.

Schließlich drängt **Sargon**, ein Nachkomme dieser Immigranten, auf den Thron einer der Herrschaften, unterwirft um 2300 v. Chr. die anderen sumerischen Stadtstaaten und erschafft das Reich von **Akkad**, das fast ganz Mesopotamien umfasst – es ist das erste Imperium in der Geschichte der Menschheit.

Als es nach rund 150 Jahren zerbricht, haben die Sumerer bereits einen Teil ihrer früheren Macht zurückgewonnen und gründen bald darauf sogar ein eigenes Reich, das Reich von **Ur**. In dieser Phase schreiben sie die ältesten überlieferten Gesetze



Die Zikkurat der Metropole Ur (rekonstruiert): Solche Tempel sind für die Sumerer Orte der Anbetung – und die wirtschaftlichen Zentren ihrer Städte

DIE SUMERISCHEN STADTSTAATEN

Um 2500 v. Chr.



Fruchtbares, fast ebenes Land erstreckt sich zwischen den Strömen Euphrat und Tigris. Dort bilden sich vor mehr als 5000 Jahren viele Städte, manche so groß wie nirgendwo sonst auf der Welt. Fast alle liegen im Süden Mesopotamiens, der an den Persischen Golf grenzt. Um 2500 v. Chr. gibt es bereits mehrere Stadtstaaten, darunter Uruk, Ur, Kisch

DAS BABYLON DES HAMMURABI

1760 v. Chr.



Nach der Ära der Stadtstaaten beginnen einzelne Herrscher, größere Reiche zu erobern. Um 1760 v. Chr. steigt eine zuvor kaum bedeutende Stadt am Euphrat zur Kapitale eines Imperiums auf, das bald fast ganz Mesopotamien umfasst: Babylon. Den Triumph verdankt sie ihrem Herrscher Hammurabi, der etliche Nachbarreiche bezwingt

DAS GROSSREICH ASSYRIEN

860 v. Chr.



Nach Hammurabis Tod gibt es im Zweistromland jahrhundertlang keine Vormacht. Doch um 860 v. Chr. beginnt die große Zeit der nordmesopotamischen Assyrer. Ihr König Assurnasirpal II., der Kalchu zur Residenzstadt erhebt, befiehlt das schlagkräftigste Heer Vorderasiens. Jeden, der sich nicht unterwirft, erwartet ein grausamer Tod

BABYLON UNTER NEBUKADNEZAR II.

600 v. Chr.



Mit dem Fall des assyrischen Imperiums gelingt es Babylon, das Territorium der Assyrer weitgehend zu übernehmen. König Nebukadnezar II. herrscht vom Persischen Golf bis zum Taurusgebirge und an die Grenzen Ägyptens. Doch nur 23 Jahre nach dem Tod des Monarchen fällt das Zweistromland unter die Oberherrschaft der Perser

der Geschichte nieder. Doch um 2000 v. Chr. zerfällt dieses Imperium; Mesopotamien besteht nun erneut aus Kleinstaaten. Auch eine Stadt im Norden wird auf diese Weise eigenständig: **Assur**.

Dank ihres verzweigten Handelsnetzes steigt die Stadt zu einer ungemein wohlhabenden Kaufmannsmetropole auf. Noch ist die Macht der Assyrer eine rein ökonomische; erst gut 1000 Jahre später werden sie ein Reich begründen, das über die gesamte Region herrschen wird.

Zuvor erhebt sich eine Stadt am Euphrat aus der Bedeutungslosigkeit: **Babylon**. Ihr Herrscher **Hammurabi** unterwirft etliche Nachbarreiche und gebietet ab 1760 v. Chr. über fast das gesamte Zweistromland. Unter seinen Nachfolgern aber schrumpft das babylonische Reich wieder und wird 1595 v. Chr. von den aus Anatolien angreifenden Hethitern erobert.

In den folgenden 750 Jahren gelingt es keinem Monarchen, die Vorherrschaft zwischen Euphrat und Tigris zu erringen. Dann beginnt das letzte Kapitel in der Geschichte des antiken Zwei-



Mauern und Türme sollen die assyrische Hauptstadt Ninive vor Feinden schützen

stromlandes – das Zeitalter der mesopotamischen Großmächte. Die Hauptrolle spielt darin zunächst Assur.

Die assyrischen Herrscher verwandeln die einstige Handelsstadt um 860 v. Chr. in eine schlagkräftige Militärmacht: **Assurnasirpal II.** und seine Nachfolger erobern das ganze Zweistromland sowie Syrien, Palästina, Teile Persiens und Ägyptens und errichten das bis dahin gewaltigste Reich der Geschichte.

Doch ihre Feinde, darunter Babylon, vereinen sich und besiegen die Assyrer 609 v. Chr. Deren Riesenreich existiert indirekt weiter: Die Babylonier übernehmen unter

König Nabopolassar und dessen kurz darauf gekrönten Sohn **Nebukadnezar II.** große Teile des assyrischen Herrschaftsgebiets.

70 Jahre später geht ihr Reich kampfflos unter: Nebukadnezars Nachfolger hat sich bei den eigenen Untertanen so unbeliebt gemacht – etwa durch die Anbetung eines anderen Gottes –, dass sie Babylon nicht gegen den 539 v. Chr. angreifenden Perserkönig **Kyros II.** verteidigen. Der macht Mesopotamien zu einem Teil seines Reiches.

Mehr als zwei Jahrtausende lang steht die Region nun unter fremder Kontrolle: Um 330 v. Chr. verdrängt Alexander der Große die Perser, später herrschen unter anderem die Araber und dann für rund 400 Jahre die Osmanen über das Zweistromland, ehe nach dem Ersten Weltkrieg Briten und Franzosen folgen.

Erst 1921 entsteht mit der Gründung des Irak wieder ein eigenständiger Staat. Doch heute bedrohen dort Krieg und Terror das Erbe der Mesopotamier, deren uralte Stätten und Artefakte. ■

Samuel Rieth, Jg. 1990, hat dieses Heft gemeinsam mit Dr. Anja Fries, Jg. 1967, als Textredakteur betreut.



Mit Reliefs geflügelter Mischwesen schmücken die Assyrer ihre königliche Residenz Kalchu (heute Nimrud)

ZEHN HERRSCHER, die Geschichte machen

PUABI

Königin von Ur
(um 2600 v. Chr.)

Königin der sumerischen Metropole Ur, als es in Mesopotamien nur Stadtstaaten gibt.

SARGON

König von Akkad
(um 2324–um 2285 v. Chr.)
Der Eroberer begründet das erste Großreich der Geschichte.

URNAMMA

König von Ur
(2110–2093 v. Chr.)
Der Herrscher lässt im Reich von Ur den ältesten bekannten Gesetzbuch der Welt verfassen.

HAMMURABI

König von Babylon
(1792–1750 v. Chr.)
Der Feldherr begründet das erste babylonische Reich.

MURSHILI I.

König der Hethiter
(um 1620–um 1590 v. Chr.)
Der fremde Herrscher erobert im Jahr 1595 v. Chr. Babylon und stürzt Hammurabis Dynastie.

ASSURNASIRPAL II.

König von Assyrien
(883–859 v. Chr.)
Der Kriegerfürst schmiedet das um die Stadt Assur entstandene assyrische Reich zur Großmacht.

ASSURBANIPAL

König von Assyrien
(669–um 630 v. Chr.)
Unter seiner Herrschaft erreicht das Imperium seine größte Ausdehnung.

NABOPOLASSAR

König von Babylon
(626–605 v. Chr.)
Der Monarch begründet nach dem Fall Assyriens das neubabylonische Reich.

NEBUKADNEZAR II.


König von Babylon
(605–562 v. Chr.)
Unter dem Herrscher ist die Metropole so mächtig wie nie zuvor.

KYROS II.

König von Persien
(559–530 v. Chr.)
Der Herrscher besetzt 539 v. Chr. Babylon – und beendet die Eigenständigkeit Mesopotamiens.

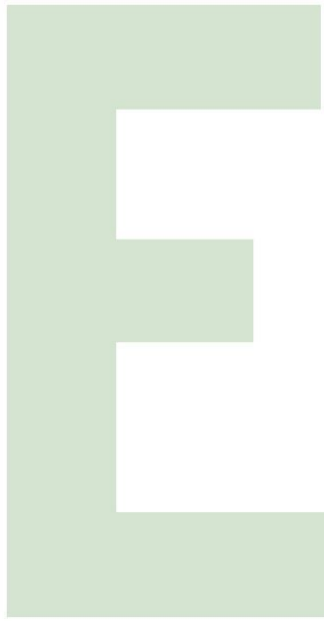
Uruk – um 3300 v. Chr.

DIE ERSTE METROPOLE

An aerial perspective of a vast ancient city, Uruk, in Mesopotamia. The foreground features a large, rectangular mud-brick building with a flat roof and a decorative frieze of red and blue diamond patterns. Below this, a series of vertical columns form a colonnade. The middle ground is a wide, sandy area with several tall palm trees. In the background, a dense grid of smaller mud-brick houses stretches towards a distant river, likely the Euphrat. The sky is a clear, pale blue.

Am Ufer des Euphrat erhebt sich ein gewaltiger Komplex (unten) aus dem Häusermeer Uruks. Vermutlich feiert der Herrscher der Stadt dort religiöse Zeremonien

Nirgendwo auf der Erde drängen sich um 3300 v. Chr. so viele Menschen auf engstem Raum wie in einer Siedlung im Süden Mesopotamiens: Die 25000 Einwohner von Uruk organisieren ihr Zusammenleben nach strengen Regeln – und erschaffen so die erste Großstadt der Geschichte — Text: BERTRAM WEISS und ANJA FRIES; Illustrationen exklusiv für GEOEPOCHÉ: TIM WEHRMANN



Einst, vor sehr, sehr langer Zeit, unterdrückte Gilgamesch, der sagenhafte König von Uruk, sein Volk und erzürnte dadurch die Götter. Daher schufen sie ein wildes, behaartes Wesen namens Enkidu, das den Despoten bezwingen sollte: So jedenfalls erzählt es das Gilgamesch-Epos, einer der ältesten überlieferten Mythen der Menschheit.

Doch keiner der beiden Kontrahenten konnte den anderen im Kampf besiegen, und da wurden die zwei Freunde.

Sie bestanden zusammen Abenteuer, erschlugen den dämonischen Wächter des Zedernwaldes im Libanon, fällten viele der kostbaren Bäume, bauten daraus eine 30 Meter hohe Tür und stifteten sie dem mächtigen Gott Enlil für dessen Tempel in der sumerischen Stadt Nippur.

Als das Freundespaar im Triumph nach Uruk zurückkehrte, verliebte sich die Göttin Ishtar in Gilgamesch. Doch der König verschmähte ihr Eheangebot.

Daraufhin schickte die Zurückgewiesene den Himmelsstier, um ihn zu töten. Zwar konnten die zwei Gefährten das mächtige Tier erlegen. Zur Strafe aber ließen die Götter Enkidu sterben.

Außer sich vor Trauer über den Verlust des Freundes, reiste Gilgamesch bis ans Ende der Welt, auf der Suche nach dem ewigen Leben. Dort traf er

Utnapischtim, der vor Menschengedenken als einziger Mann eine von den Göttern gesandte Flut überlebt hatte.

Sechs Tage und sieben Nächte, so riet der Weise, solle Gilgamesch wachen – dann werde er den Tod überwunden haben. Doch schon im nächsten Augenblick übermannte den König der Schlaf.

Enttäuscht und geläutert kehrte Gilgamesch schließlich nach Uruk zurück; aus dem Tyrannen wurde ein vorbildlicher Herrscher. Und vor mehr als 5000 Jahren soll er eine gewaltige Mauer zum Schutz seiner Kapitale errichtet haben.

Das ist die Legende über die Urzeit Uruks – ein Epos mit Göttern, Dämonen und titanischen Helden. Das wirkliche Geschehen jedoch und die Namen der tatsächlichen Schöpfer Uruks überliefert die Dichtung nicht. Es ist die Geschichte von den Ursprüngen der ersten Metropole der Menschheit.

Wer an einem Tag um 3300 v. Chr. am Euphratufer in Mesopotamien wandert, bemerkt irgendwann, wie sich die Umgebung verändert, wie der Mensch sie gestaltet. Denn der Weg führt aus einer Sumpflandschaft mitten in ein pulsierendes Zentrum voller Leben.

Anfangs erstrecken sich noch weit hin feuchte und grüne Ebenen. Am

Strom dehnen sich sumpfige Schilfrohgürtel aus, Brackwassertümpel und morastige Pappelhaine. Doch einige Kilometer weiter verändert sich das Bild: Schmale Kanäle durchziehen wie Adern das Erdreich, umrunden Weiden und Äcker. Auf den Getreidefeldern ernten Bauern Gerste oder dreschen Ähren.

Dann tauchen an den Kanälen Dörfer mit flachen Gebäuden aus Lehm auf. Menschen beugen sich über Gemüsebeete, die unter Obstbäumen in Gärten gedeihen. Andere treiben Esel voran, die Körbe tragen, Töpfe und Säcke.

Bald erheben sich am Horizont mächtige Bauwerke. An einem Ufer finden sich gleich mehrere Prachtbauten, umgeben von zahllosen Häusern. Wenn man die Siedlung schließlich erreicht und sich ihrem Zentrum nähert, erkennt man, wie dicht die Gebäude stehen, wie zahlreich die Kanäle sind und die Wege.

Händler und Lastenträger eilen durch die Gassen; in Manufakturen setzen Arbeiter Geräte in Gang, deren Geräusche bis nach draußen dringen; Passanten schwatzen, Esel scharren, Kinder lärmen. Dies ist Uruk, die Stadt von König Gilgamesch.

In diesem Zentrum am Euphrat wird der Mensch in jener Zeit nach und nach vom Bauern zum Großstädter: zum Händler und Kaufmann, zum Baumeis-

ter, Handwerker und Verwalter. Hier werden Waren gehandelt, Ideen entwickelt und Neuerungen genutzt. In Uruk lässt sich zum ersten Mal all das gleichzeitig beobachten, was in heutigen Städten selbstverständlich erscheint: Handel und massenhafte Produktion, Bürokratie und organisiertes Bauwesen, Schrift und systematisches Sammeln von Wissen.

Nirgendwo auf der Welt drängen sich so viele Menschen auf kleinem Raum wie in Uruk: gut 25 000 auf 2,5 Quadratkilometern. Hinzu kommen Tausende, die in den Weiden und Feldern ringsum siedeln.

Doch nicht die Größe allein lässt Uruk über alle anderen Siedlungen hinausragen. Die vielen Menschen erfordern auch eine völlig neue Organisation des Zusammenlebens. Und so wird die Stadt

zu einem Zentrum der Innovationen, das nie da gewesene Möglichkeiten und Vorteile bietet – mehr noch: grundlegende Veränderungen. Es geht um:

- Arbeitsteilung. Die Einheimischen erkennen, dass sie mehr erwirtschaften, wenn sich Spezialisten auf bestimmte Aufgaben konzentrieren.
- Massenproduktion. Um Stückzahlen zu erhöhen, werden Arbeitsabläufe strukturiert und standardisiert.
- Verwaltung. Um die immer größer werdende Siedlung zu organisieren, brauchen die Menschen eine komplexe Bürokratie.
- Schrift. Administratoren entwickeln ein System von Zeichen, um der wachsenden Wirtschaft Herr zu werden.
- Hierarchie. Besitz und Einfluss verändern die Struktur der Gesellschaft.

Es gibt nun eine Elite von Verwaltern, aber auch Handwerker, Händler, Arbeiter. An der Spitze steht ein Herrscher.

- Versorgung. Die Menschen kümmern sich nicht mehr nur um sich oder ihre Sippe, sondern arbeiten für die Gemeinschaft – und werden umgekehrt von ihr versorgt. Eine zentrale Verwaltung organisiert die Produktion von Gütern.
- Wissen. Die Menschen sammeln Erkenntnisse, um die Welt zu verstehen – und das göttliche Wirken zu erkennen.
- Vernetzung. Der Einfluss von Uruk reicht weit über die Stadt hinaus. Die Menschen betreiben systematisch Handel mit fernen Regionen und verwalten eine Vielzahl kleinerer Siedlungen in der Umgebung.

Für fast jede dieser Neuerungen haben Forscher Anzeichen auch in Siedlungen gefunden, die noch weitaus früher gegründet wurden als Uruk. Doch allein die Stadt am Euphrat weist um 3300 v. Chr. erstmals *all* diese Merkmale *gleichzeitig* auf. Und gilt daher nicht mehr nur als frühe Stadt, sondern: als Metropole.

Den Weg dorthin bereiten die ersten Bauern, die ab etwa 9000 v. Chr. in einem sichelförmigen, ungemein fruchtbaren Landstrich, der von der Ostküste des Mittelmeers bis zum Persischen Golf reicht, Ackerbau und Viehzucht erfinden.

Die Ackerleute leben nicht länger in Höhlen oder provisorischen Hütten, sondern errichten einfache, aber dauerhafte Häuser. Darin beherbergen sie ihre Familien und bewahren ihre Güter auf.

Anfangs bevorzugen die Menschen in der Region runde oder ovale Bauten. Mitunter lassen sie die in Gruben ein, deren Wände sie mit Steinen befestigen. So umgehen sie das Problem, frei stehen-



Zahlreiche Mosaik- in Zickzack-, Netz- oder Rautenmuster zieren eine Halle, die zu dem großen Komplex am Ostufer des Euphrat gehört. Zwölf rechteckige Mauerblöcke tragen das Gebäude, Öllampen auf Säulen lassen es erstrahlen

de Mauern zu konstruieren, die manns-
hoch und dennoch stabil sind.

Doch schon bald errichten die
Menschen auch rechteckige, solide Häu-
ser. Vielerorts bauen sie außerdem weit-
hin sichtbare Plattformen aus Lehmzie-
geln, auf denen Behausungen aus dem
gleichen Baumaterial entstehen.

Mit Pfeilern im Inneren und an den
Außenwänden stützen sie zuweilen die
flachen Dachkonstruktionen aus Holz,
Pflanzenfasern und Lehm.

An manchen Orten wachsen die
ersten Dörfer zu Großsiedlun-
gen heran – so in Jericho nahe
dem Toten Meer, wo sich um
8000 v. Chr. vielleicht 3000 Einwohner
zum Schutz vor Feinden oder Sturzfluten
aus den nahen Bergen mit einer hohen
steinernen Mauer umgeben.

Oder in Çatalhöyük im Süden der
heutigen Türkei. Dort leben um 6000
v. Chr. vermutlich bis zu 8000 Menschen.
Allein aufgrund seiner Größe bezeichnen
einige Forscher diesen Ort als erste Stadt
überhaupt.

Dicht an dicht, Wand an Wand er-
richten die Bewohner von Çatalhöyük
niedrige eingeschossige Häuser. Doch
noch gibt es weder Straßen noch Plätze,
weder öffentliche noch religiöse Ge-
bäude. Es ist, als wucherte diese Sied-
lung ohne jede Struktur – und sie erstickt
sich womöglich selbst: Denn schon um
5700 v. Chr. wird sie aus unbekannten
Gründen wieder aufgegeben.

Doch über 1000 Kilometer weiter
im Süden entsteht etwa zu jener Zeit eine
Gemeinschaft, die sich als weitaus stabiler
erweisen wird. Im Land der zwei Ströme
Euphrat und Tigris: in Mesopotamien.

Hier hat die Natur einen Ort ge-
schaffen, der ideal erscheint, um vielen

Dicht an dicht stehen
Tausende aus Lehmziegeln
errichtete Wohnhäuser in
Uruk, 250 Kilometer südlich
des heutigen Bagdad. Die
meisten Waren gelangen über
den Euphrat (Bildmitte) in
die Stadt, werden auf Flößen
und Schiffen angelandet





Menschen eine Heimat zu bieten. Die beiden Flüsse entspringen im Nordwesten in den Anhöhen des waldreichen Taurusgebirges, die durchzogen sind von tiefen Schluchten und reißenden Bächen. Von dort strömt das Wasser nach Südosten, passiert ausgedehnte Steppen und ergießt sich nach Vereinigung der beiden Flüsse in den Persischen Golf.

Je näher die beiden Ströme dem Meer kommen, desto mächtiger werden sie und tragen nährstoffreichen Schlamm heran, in dem Pflanzen bestens gedeihen.

Über Jahrhunderte lagern sich die Sedimente in den Flussbiegungen ab und formen Plateaus, die selbst bei Hochwasser über die Fluten ragen.

Nirgendwo in weitem Umkreis ist die Erde so fruchtbar wie hier im südlichen Mesopotamien, nirgendwo gibt es so viel Wasser, Schilfrohr und Weidegras, so viele Fische und Wasservögel. Die einige Meter höher gelegenen Flächen sind ideale Rückzugsorte für Siedler.

Bereits im 6. Jahrtausend v. Chr. lassen sich an den Unterläufen von Euphrat

und Tigris Menschen nieder. Woher sie kommen, kann heute niemand mit Gewissheit sagen. Und auch der Name *schumeru* (deutsch: „Sumer“) für das Land stammt nicht von diesen Siedlern, sondern von ihren späteren semitischen Nachbarn im Norden, den Akkadern. Die Sumerer selbst nennen sich *sang-gigga*, „die schwarzköpfigen Menschen“, und ihr Land *kiengi*, was sich wohl mit „Ort der noblen Herren“ übersetzen lässt.

Etwa 1000 Jahre lang leben diese frühen Sumerer in kleinen Clans als Hir-



Eines der prächtigsten
Gebäude der Stadt errichten
die Menschen in Uruk wohl
unter anderem zu dem Zweck,
die Gestirne zu beobachten.
Aus einem mauerumgrenzten
Hof führt eine Treppe zu
dem weiß getünchten
Tempel, der auf einer zwölf
Meter hohen Terrasse aus
Lehmziegeln steht



ten, Jäger und Sammler. Doch erst als das Klima um 4500 v. Chr. etwas kühler wird, der sumpfige Boden Mesopotamiens ein wenig trockener, beginnen die Menschen das Land wahrhaftig zu erobern.

Zwar ist das Schwemmland fruchtbar, aber um es urbar zu machen, müssen die frühen Bauern enger zusammenarbeiten als zuvor – sie müssen ihre Arbeit koordinieren. Nach und nach entwickeln sie ein ausgeklügeltes Be- und Entwässerungssystem, welches das Ackerland das ganze Jahr über gleichmäßig feucht hält, ob in Dürreperioden oder in Zeiten der Überschwemmung.

Die Bauern beobachten den Pegel der Flüsse, planen Kanal- und Deichbauten und bestimmen, wer an welcher Stelle Wasser schöpfen darf. Dank ihres Geschicks, das Nass zu beherrschen, gelingt es den Sumerern, das Land dauerhaft ertragreich zu bewirtschaften.

Ein Prozess beginnt, der sich immer weiter selbst antreibt: Mehr Nahrung bedeutet, dass mehr Kinder großgezogen werden können; mehr Kinder bedeuten mehr Arbeitskräfte; mehr Arbeitskräfte bedeuten höhere Produktivität.

Deshalb bahnt sich allmählich ein Wandel in der Lebensweise der Menschen an: Ab etwa 3900 v. Chr. bilden sich mehr und mehr Dörfer, kleine Städte – allesamt Gemeinschaften, die sich selbst erhalten und selbst ernähren.

Ihre Bewohner erfüllen alle weitgehend die gleichen Aufgaben. Und ihr Blick reicht kaum über die Grenzen der Felder hinaus, von deren Ertrag sie leben.

Nur an einem Ort entsteht etwas gänzlich Neues: Etwa 250 Kilometer südlich des heutigen Bagdad verbinden sich am Ufer des Euphrat mehrere sumerische Siedlungen zu einem Gemeinwesen, Uruk, das sich aus den Überschüssen speist, welche die Menschen im Umland erwirtschaften – und das schon bald weit über seine Grenzen hinaus wirkt.

Das finden später deutsche Forscher heraus. Ab 1912 beginnen Berliner Archäologen die Spuren freizulegen, die Jahrtausende im Wüstensand überdauert haben. Aus Mauerresten und Keramikscherben, Tontafeln und Steinwerkzeugen vermögen Wissenschaftler heute ein Bild jenes Ortes zu rekonstruieren, an dem der Mensch zum organisierten

Städter wurde. Sie erkennen: Uruk ist nicht nur ein großes Dorf. Es ist eine Welt, die ganz eigenen Gesetzen folgt.

Könnte man um das Jahr 3300 v. Chr. aus der Vogelperspektive auf Uruk herabblicken – man sähe ein Mosaik aus braunen und grünen, gelben und blauen Flächen. Man würde auf ein Netz von Wasserläufen und Straßen schauen, auf Häuser und Gärten, auf Viehkoppeln und Wasserreservoirs.

Die Erde ist in
Mesopotamiens
SÜDEN
besonders
fruchtbar

Uruk

Das schimmernde Band des Euphrat verleiht dem Durcheinander Struktur. Von dort ziehen sich Seitenarme durch die gesamte Stadt. Auf den Wasserstraßen gleiten Boote aus Schilfrohr und Holz, verpicht mit Bitumen, durch die Kapitale und tragen Waren und Rohstoffe in fast jedes Viertel.

An manchen Orten ist das Klackern von schnell drehenden Töpferscheiben zu hören. Rotierende Schwungräder halten über Achsen die steinernen Arbeitsplatten in Bewegung. So lässt sich Ton viel schneller zu einem Gefäß formen als mit den Händen allein. Im Minutentakt fertigen die Töpfer irdene Terrinen und Schüsseln, Henkelgefäße und große Krüge mit schmaler Öffnung.

Nicht jeder macht in diesen kleinen Manufakturen jeden Handgriff: Während ein Arbeiter die Scheibe bedient, sortiert ein anderer die Gefäße, stellt sie

nach dem Vortrocknen an der Luft bereit, damit sie später im Feuer zu haltbarer Keramik gehärtet werden können.

Und während einer der Männer gereinigten Ton mit Wasser zu einer formbaren Masse vermischt, zählt ein anderer, welche Stückzahl an diesem Tag erzielt wurde. Wieder andere verzieren Gefäße mit einfachen Linien – für mehr bleibt keine Zeit.

Die Bewohner von Uruk haben etwas Wichtiges gelernt: Wenn nicht mehr jeder für sich all das produziert, was er für sein Leben benötigt, lässt sich ungleich mehr erreichen.

Während die einen Kanäle graben, Gebäude errichten, Felder bestellen oder Herden hüten, müssen andere für Werkzeuge und Alltagsgegenstände wie Kleidung oder Geschirr sorgen.

Erstmals in der Geschichte der Menschheit ist Arbeitsteilung allgegen-

Auf diese Weise entwickeln sie nach und nach eine regelrechte Massenproduktion – auch des wichtigsten Baumaterials von Uruk: Lehmziegel.

Jeden Sommer ist es Zeit für die Herstellung der flachen Quader. In Erdkuhlen und Bottichen vermengen die Arbeiter lehmige Erde und faserige Stoffe wie etwa gehäckseltes Stroh mit Wasser. Dieses Gemisch pressen die Männer in eckige Holzrahmen, dann stellen sie die Ziegel in langen Kolonnen auf den Boden.

Zu Tausenden härten sie in der sengenden Sonne. Denn nur jetzt ist es heiß und trocken genug, um jene Millionen von Lehmziegeln anzufertigen, die für den Bau der Stadt benötigt werden. Sie verleihen den Gebäuden Uruks eine warme, zart ockergelb schimmernde Farbe.

Die Wohnhäuser reihen sich entlang enger Gassen und breiter Straßen, sie haben kleine Luken kurz unter dem Dach, keine Verzierung.

Hinter den Mauern der Gebäude liegt in der Regel ein Innenhof mit Kochstellen; durch Türen gelangen die Bewohner von dort aus zu kleineren Räumen, die kühl und dunkel sind. Treppen und Leitern führen hinauf auf die flachen Dächer, auf denen Obst und Fleisch dörren.

Die meisten Nahrungsmittel produzieren die Bewohner von Uruk nicht selbst, sondern lassen sie aus Siedlungen in der Umgebung für ihre Märkte anliefern. Feldarbeiter karren Knoblauch, Zwiebeln und Lauch, aromatisch duftende Wildkräuter, Gerste und Oliven durch die Gassen. Eselkarawanen schleppen Säcke und Töpfe heran, gefüllt mit Datteln und Nüssen, mit Granatäpfeln, Weintrauben und Feigen.

Viele Waren erreichen die Stadt über den Euphrat. Auf Flößen und Schiffen kommen selbst Waren aus weit entfernten Orten nach Uruk. Händler liefern Silber und Kupfer aus den Minen im persischen Bergland an, Seefische aus den Lagunen des Persischen Golfs, blauen Lapislazuli aus Afghanistan, Schmucksteine wie Karneol oder Achat aus den Bergwerken im Osten sowie Zedernstämmen aus der Levante, die für den Bau großer Gebäude benötigt werden.

Immer KOMPLEXER wird das soziale Gefüge in der Stadt

wärtig – und gibt es Berufe. Anders als in Dorfgemeinschaften ist nicht Selbstversorgung das wichtigste Prinzip der Ökonomie, sondern die Spezialisierung.

In Uruk wird nicht mehr in jeder Behausung gemahlen und gekocht, getöpft und geflickt, sondern es gibt nun Werkstätten, in denen Experten diese Aufgaben verrichten.

Handwerker verfeinern dort ihre Kunst, nutzen ihre Rohstoffe immer effizienter, vereinfachen Arbeitsabläufe, vereinheitlichen Formen und Muster.



Hohe Nischen gliedern die Fassade des Weißen Tempels. Das Sakralgebäude hat eine Grundfläche von fast 400 Quadratmetern und wurde bereits um 3450 v. Chr. errichtet



Der Handel mit all diesen Waren befeuert den unvergleichlichen Aufschwung Uruks – und macht die Stadt um 3300 v. Chr. zur wahrscheinlich reichsten und größten Siedlung auf dem Planeten.

Umtriebig drängen sich Lastenträger, Händler und Schiffer an den Kais am Ufer des Euphrat. Während Arbeiter die Lieferungen von den Kähnen wuchten, zählen Aufseher die Handelsgüter. Sie befestigen Anhänger aus Ton an den Waren und drücken Zeichen in das wei-

che Material. Oder sie rollen vorsichtig eine Steinwalze über Tonplaketten.

Dies sind Rollsiegel, versehen mit feinen Vertiefungen, die im Ton Abdrücke zurücklassen. Die Zeichen auf den Plaketten stehen für bestimmte Waren, die Siegel verweisen auf die jeweils verantwortliche Institution – beide Vorgänge stehen für erste Schritte der Menschheit auf dem Weg zur Schrift (siehe Seite 38).

Einige wenige Bevollmächtigte (darunter vielleicht auch Frauen) über-

nehmen die Aufgabe der Verwaltung in der Stadt: Manche organisieren die Produktion oder Verteilung von Gütern, andere verpflichten Arbeitskräfte für öffentliche Großbauten und Transporte, wieder andere schlichten Streit, verbrieften Leihgaben oder Adoptionen.

Auf diese Weise bildet sich bereits um 3300 v. Chr. eine einflussreiche Elite mit besonderen Kompetenzen.

Schon aus der Ferne erkennen die Menschen, wenn ein Mitglied der vornehmen Klasse mit seinem Gefolge

durch die Straßen von Uruk schreitet. Fußgänger und Lastenträger, Boten und Händler weichen aus und knien nieder. Gesegnet ist, wer einen Blick auf den Schmuck aus Perlen oder edlen Steinen erhaschen kann.

Denn wer in Uruk über Einfluss verfügt, der versucht, es alle sehen zu lassen. Inzwischen haben sich deutliche Unterschiede im sozialen Gefüge entwickelt, ist Besitz auch ein Zeichen von Rang und Prestige.

Kunstvoll gefertigte Gefäße mit Steinintarsien – so teuer, dass nur Reiche sie sich leisten können – lassen keinen Zweifel daran, dass in der städtischen Gesellschaft inzwischen einige wenige Mächtige über all den anderen thronen.

Die mit Duftöl gesalbten Angehörigen der Oberschicht lassen sich in ihren Häusern von Dienern verwöhnen. Bei ausgedehnten Mahlzeiten nehmen die Herrschaften edle Speisen zu sich, Lamm und Ochsen, Euphrat-Karpfen, Wildvögel, Brot aus Gerste, Datteln, Granatäpfel, Weintrauben, mit Bienenhonig gesüßtes Naschwerk. Durch lange Halme schlürfen sie Gerstenbier.

Immer deutlicher zeichnen sich in Uruk soziale Unterschiede ab. Denn der Reichtum der Elite beruht auf der Ausbeutung der Armen.

Tausende buckeln Tag für Tag – und besitzen doch nichts (ob Felder, Viehherden und Werkstätten Gemeingut sind, ist nicht bekannt). Im Gegenzug für ihre Leistung erhalten die Arbeiter von der Oberschicht zwar Lebensmittel, doch keineswegs die Garantie, dass das Gemeinwesen sie mit allem versorgt.

Zur Mittagszeit strömen Heerscharen von Arbeitern von den Baustellen, stellen für einen Augenblick ihre Lasten

ab oder legen die Grabstöcke in den Gemüsegärten beiseite. Vorarbeiter weisen ihnen Tagesrationen zu, abgewogen in kleinen genormten Töpfen aus Ton (Archäologen werden dieses Wegwerfgeschirr später vieltausendfach finden).

Im Schatten der Palmen kauern die Männer, verzehren Getreidebrei, Linsen, Bohnen. Nur selten essen sie noch wie ihre Vorfahren mit der Familie, scharen sich mit der Sippe um Feuerstellen.

Je größer und komplizierter ein soziales Gefüge wird, desto eher bedarf es einer straffen Organisation.

An der Spitze dieser städtischen Hierarchie steht ein einzelner Mann. Zwar ist nicht viel über ihn bekannt, noch nicht einmal sein Name ist überliefert. Doch vermutlich herrscht – so wie wenige Jahrhunderte später – bereits zu jener Zeit ein König über Uruk. Ein

Mächtiger mit Hofstaat, der allen Bewohnern Ehrfurcht einflößt.

Er ist es, so jedenfalls lässt sich spekulieren, der als Einziger über alles verfügen kann, der gibt und nimmt.

Womöglich ist er sogar der Garant dafür, dass der Wille der Götter umgesetzt wird. Stellt also eine Verbindung dar zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Irdischem und Göttlichem.

Und wer weiß, vielleicht dienen dem Herrscher jene monumentalen Gebäude, die zu beiden Seiten des Euphrat emporragen, als Orte, in denen er Versammlungen abhält und religiöse Zeremonien feiert.

Westlich des Flusses erhebt sich eine zwölf Meter hohe Terrasse aus Lehmziegeln, auf der Arbeiter ein 22 Meter langes und 17,5 Meter breites Haus errichtet haben; das strahlend weiß



Durch kleine Fensteröffnungen fällt Tageslicht in den Mittelsaal des Weißen Tempels, der zudem von Öllampen erleuchtet wird. Ein Altar dient den Priestern von Uruk wahrscheinlich für Rituale, in denen sie ihren Göttern Opfer darbringen

getünchte Gebäude gehört zu den erhabensten der Stadt und diente vermutlich unter anderem der Sternenerkundung.

Im Osten liegen gleich mehrere imposante Bauwerke, darunter eines mit einem Flachdach, das von zwölf rechteckigen Mauerblöcken getragen wird. Man kann es von allen Seiten betreten und dabei die mehr als 70 verschiedenen Muster der Mosaiken aus schwarz, weiß und rot gefärbten Keramikstiften bewundern. Zwar ist nicht sicher, welchen genauen Zweck die Bauten erfüllen. Doch es ist ziemlich wahrscheinlich, dass es unter anderem Kultstätten der Stadtgöttin Ishtar sind (die die Sumerer „Innana“ nennen), in denen Rituale abgehalten werden.

Schließlich ist das ganze Leben der Bewohner Uruks durchwirkt vom Glauben an die Macht der Götter. Manchmal etwa erhebt sich eine einzelne Stimme über das Summen der Stadt. Dann kann man beobachten, wie ein Bewohner auf dem Dach seines Hauses Mehl ausstreut, die Hände gen Himmel streckt, ein Amulett aus erlesenen Steinen schwenkt und laut um Schutz, Gesundheit oder Fruchtbarkeit bittet.

Doch um zu erahnen, wie die Götter die Menschen führen werden, müssen die Erdenbewohner die Welt genau beobachten. Und so werden manche im Gefolge des Königs zu Denkern, Forschern, Faktensammlern.

Bisweilen sieht man die Gelehrten durch die Straßen schreiten, sie befragen Arbeiter und Händler. Lassen sich von Reisenden aus der Ferne berichten, von ergiebigen Rohstoffquellen und Routen durch die Wildnis. Akribisch analysieren sie Ernten und Fluten, Dürren und Stürme. Und so gewinnen die Gelehrten etwas, was Uruk mehr Macht verleiht als jedes materielle Gut: Wissen.

Noch sind Ratio und Götterglaube in der Gedankenwelt der Menschen eng miteinander verbunden. Doch der Drang, das Unbekannte zu erforschen und ihm

seinen Schrecken zu nehmen, ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen.

Denn in Uruk wandelt sich das Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt. Zum ersten Mal ist nicht mehr die Natur seine Heimat. Stattdessen baut er sich eine künstliche Welt aus Lehm. Wer sie

im Jahr 3300 v. Chr. durchwandert, dem mag sie im Vergleich zu den Dörfern der Ackerbauern bereits wie der Nabel der Welt erscheinen. Doch dies ist erst der Anfang. Denn von Uruk geht ein Sog aus, in den immer mehr Menschen geraten. Um 3000 v. Chr. bietet die Stadt auf einer Fläche von mehr als fünf Quadratkilometern bereits über 50 000 Menschen eine Heimat.

Sie umgeben sich mit einer gewaltigen Stadtmauer: mindestens sieben Meter hoch und fünf Meter stark, im Abstand von neun Metern mit halbrunden Bastionen verstärkt.

Das Bollwerk zieht erstmals in der Geschichte Mesopotamiens eine Grenze zwischen der archaischen und der urbanen Welt, zwischen Land und Stadt, Natur und Zivilisation.

Es ist jene Mauer, von der im Epos berichtet wird, dass König Gilgamesch sie errichtet habe.

Auch im Umland rücken die Menschen nun nach und nach immer enger zusammen. Von den Hunderten Dörfern in der Flussebene bleiben nur einige Dutzend bestehen, die aber immer größer werden.

Manche Orte, wie etwa Eridu und Kisch, sind längst zu Städten herangewachsen, andere werden folgen, darunter Ur, Lagasch und Akkad, Assur und Babylon. Rasch flammt zwischen den Stadtfürsten Rivalität auf. Erbittert ringen sie um die Vorherrschaft in Mesopotamien – und der Glanz von Uruk verblasst nun zusehends.

Fortan errichten die Menschen andernorts prächtige Tempel, mächtige Paläste und Werkstätten, Wallanlagen

und Wohnviertel. Entstehen große Städte auch in anderen Regionen, die ähnliche Vorteile bieten wie das mesopotamische Schwemmland – etwa am Nil in Ägypten oder im Tal des Indus.

Was am Euphrat beginnt, breitet sich nach und nach über den gesamten Planeten aus. Überall ziehen Menschen in Großstädten zusammen. Jede Kultur und jedes Reich trägt das Vermächtnis von Uruk weiter. Sie wählen einen Ort zum Zentrum ihrer Gemeinschaft, an dem sich Macht, Wohlstand und Ideen verdichten – und ebnen so den Weg zur heutigen Zivilisation.

Denn die Sumerer zeigen der Welt, was geschieht, wenn Menschen eng zusammenrücken: Sie steigern die eigene Produktivität, erhöhen die Vielfalt der Gesellschaft, fördern Kreativität, Erfindergeist und Wissensdrang.

Uruk, die Mutter aller Metropolen, existiert noch weitere gut 3500 Jahre. Und in diesen Jahrtausenden offenbart sich die ganze Wucht eines grundlegenden Prinzips des Zusammenlebens: Je mehr soziale Kontakte die Menschen pflegen, desto größer ist der Wohlstand, den sie erzielen können. Desto schneller auch verändert sich die Gemeinschaft, folgt eine Innovation der nächsten.

Auch Uruk verändert sich im Lauf seiner Geschichte ständig. Viele Völker und Dynastien erringen dort zeitweilig die Macht: Amurriter, Babylonier, Assyrer, Perser, Seleukiden, Parther, Sassaniden. Doch nie mehr erlangt die Stadt eine Bedeutung wie zur Zeit ihres Aufstiegs. Bis heute rätseln Forscher, warum sie ihre Anziehungskraft verliert und wohl um die Mitte des 1. Jahrtausends n. Chr. für immer verlassen wird.

Die Bewohner von Uruk erleben auf diese Weise über viele Generationen nicht nur, welche Kraft sich entfaltet, wenn Menschen zusammenrücken. Sondern auch, dass diese Kraft irgendwann erlahmt.

Wäre es anders, wäre Veränderung nicht möglich. ●

Bertram Weiß, Jg. 1983, ist Redakteur im Team von GEOkompakt. Dr. Anja Fries, Jg. 1967, gehört zur Redaktion von GEOEPOCHE. Tim Wehrmann, Jg. 1974, arbeitet als Illustrator in Hamburg.

LITERATURTIPPS

»Uruk – 5000 Jahre Megacity«

Umfangreicher Begleitband zu einer spektakulären Ausstellung (Michael Imhof Verlag).

Stefan M. Maul

»Das Gilgamesch-Epos«

Das älteste literarische Werk der Geschichte in neuer Übersetzung, versehen mit informativen Kommentaren (C. H. Beck).



EBLA, UM 2350 V. CHR.

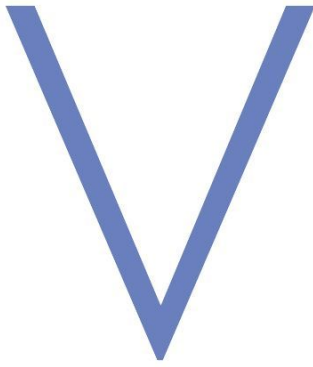
Im Lauf der Jahrhunderte breitet sich die um 3300 v. Chr. in Uruk erfundene Schrift im gesamten Vorderen Orient aus. Speziell ausgebildete Schreiber drücken nun etwa im syrischen Ebla keilförmige Zeichen in Tafeln aus weichem Ton

Die Erfindung der SCHRIFT

Vor mehr als 5000 Jahren vollzieht sich in der mesopotamischen Stadt Uruk eine kulturelle Revolution:

Die Entwicklung der Schrift macht es erstmals möglich, Gedanken und Geschehnisse, Erfahrungen und Fakten festzuhalten und sie anderen zugänglich zu machen. Von nun an besitzt die Menschheit einen dauerhaften Faktenspeicher, der Daten über lange Zeit bewahrt. Nicht Dichter oder Philosophen aber erfinden dieses faszinierende Instrument des menschlichen Geistes – sondern pedantische Beamte

—— Text: CAY RADEMACHER



Vor gut fünf Jahrtausenden gelingt einem unbekannten Genie in der mesopotamischen Stadt Uruk eine der folgenreichsten Erfindungen der Menschheit: die Erfindung der Schrift.

Heute umgibt sie uns überall, vom Medizinbuch bis zum Namensschild an der Tür, vom Roman bis zum Grundgesetz. Die Schrift hält das Gedächtnis von Einzelnen wie von Völkern fest – in Archiven und Geschichtswerken, in Tagebüchern oder graviert im Grabstein. Sie regelt und dokumentiert unsere Gegenwart, und wir nehmen mit ihr sogar Einfluss auf die Zukunft – in Lehrbüchern, mit denen Kinder ausgebildet, mit Parolen, die an Hauswände gesprüht werden.

So allgegenwärtig ist dieses Zeichensystem, dass man glauben möchte, ihr Erfinder in jener uralten Metropole Uruk müsse ein Dichter gewesen sein oder ein Philosoph oder ein weiser Herrscher oder gar ein erleuchteter Religionsstifter.

Nichts könnte falscher sein.

Denn dieses großartige Werkzeug des menschlichen Geistes ist tatsächlich die Erfindung von pedantischen Beamten. Die Schrift ist

Aus archaischen Zeichen wird ein KOMPLEXES SYSTEM

nicht etwa geschaffen worden, um einer Gottheit oder einer Geliebten in Hymnen zu huldigen, sondern, um Ziegen und Getreide zu erfassen, um Listen zu führen und Waren zu etikettieren.

Kurz: Die Schrift – genauer gesagt die Keilschrift – ist das Produkt und die Essenz der mesopotamischen Bürokratie.

Wer verstehen will, wie es einst zur Erfindung dieses Zeichensystems gekommen ist, muss zuerst eine nur auf den ersten Blick simple Frage beantworten: Was ist eigentlich eine Schrift?

Die Antwort: Schrift ist ein sparsames System aus einer begrenzten Anzahl von Zeichen, das alle Wörter einer Sprache *sichtbar* und *dauerhaft* macht. Sichtbar, weil Menschen die Wörter nun nicht mehr bloß hören, sondern eben lesen können. Und dauerhaft, weil man tausend Jahre oder tausend Kilometer vom Schreiber entfernt immer noch dessen Worte versteht. Genau das aber ist die entscheidende Schwierigkeit: Der Leser muss exakt das gleiche Wort – in vielen Fällen sogar exakt den gleichen Satz – in genau der Sprache und genau so lesen können, wie es der Schreiber einst geschrieben hat.

Die Tonfigur einer Göttin oder ein Richtungspfeil auf einem Schild oder eine Gesichtsbemalung in einem bestimmten Muster sind deshalb zwar *Symbole* für etwas, aber eben *keine Schriftzeichen*; sie sind nichts, das jemand Wort für Wort lesen könnte.

Selbst komplexe Systeme wie Zahlen oder Musikennoten sind keine Schrift, denn mit ihnen kann man keine gesprochene Sprache nachahmen.

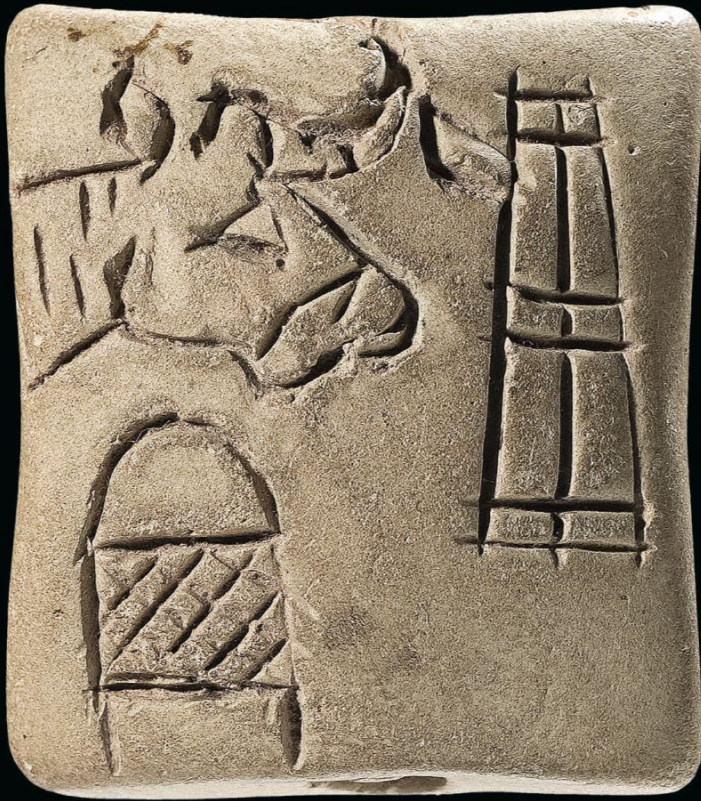
Jede Sprache umfasst Tausende Wörter, zusammengezwungen durch eine oft genug willkürliche Grammatik. Ein simples Verb wie „gehen“ kann, je nach Person und Zeit, auch als „gehe, gehst, geht, ging, gegangen“ geformt werden, es kann am Anfang, in der Mitte oder am Ende eines Satzes stehen. (Gehst du dorthin? Er geht dorthin. Wir sind dorthin gegangen.)

Es ist schlicht unmöglich, in dieser schier unendlichen Vielfalt für jedes gesprochene Wort ein eigenes Zeichen zu schreiben. Das Geniale eines Schriftsystems ist es also, dass man mit nur relativ *wenigen* Zeichen irgendwie doch *jedes* dieser zahllosen Wörter exakt darstellen kann.

Die Menschen haben während der Steinzeit fast alle Regionen der Welt besiedelt und dabei unzählige Sprachen hervorgebracht. Aber über Zehntausende Jahre ist es nirgendwo einem Volk gelungen, seine Sprache in eine Schrift zu fassen. Überall hat jedes Wort nur so lange überdauert wie der Atemhauch seines Sprechers.

Bis sich dann in zwei Regionen des Nahen Ostens, in Ägypten und im Zweistromland, die Sprache von der Stimme gelöst hat. Unter anderem in einer Stadt namens Uruk.

Der Ort, vor mehr als 6000 Jahren in den feuchten Schwemmgeländen Mesopotamiens gegründet, ist die erste Metropole der Menschheit (siehe Seite 26). Mit der Größe der Stadt Uruk nimmt im Laufe der Jahre auch die Zahl der Bürokraten zu: Richter, königliche Berater, Bürgermeister, Verwalter der Heiligtümer.



URUK, UM 3300 V. CHR.

Mit Etiketten wie diesem kennzeichnen die Sumerer ihre Waren (unten ist ein Loch zum Aufhängen zu erkennen) und benennen deren Herkunftsort oder Lieferanten. Was genau auf dieser Tafel steht, ist jedoch unbekannt

Zwar benutzen Händler und Beamte schon seit langer Zeit kleine „Zählmarken“, um ihre Transaktionen zu dokumentieren. Aber irgendwann reicht dieses archaische Prinzip (von dem heute nicht mehr bekannt ist, wie es funktionierte) offenbar nicht mehr aus. Und so verbessern ab 3500 v. Chr. wohl vor allem Tempelbedienstete das System, entwickeln handliche Objekte, vor allem aus Ton, die jeweils eine Ware symbolisieren.

Ton ist im südlichen Mesopotamien fast überall zu haben: leicht formbar, ein praktisches Allerweltsmaterial. Eine Scheibe aus Ton mit ein paar eingeritzten Linien etwa ist ein mit nur wenigen Handgriffen geformtes Symbol für Wolle.

Liefert nun beispielsweise ein Sumerer zehn Ballen Wolle bei einem Tempel ab, registriert

dessen Verwalter diese Abgabe, indem er zehn Woll-Zählmarken knetet. Damit er später noch weiß, dass diese zehn Ballen zusammengehören, formt er zusätzlich eine Art Hülle aus Ton, in die er die Zählmarken steckt. Und damit er später weiß, was in dieser Hülle enthalten ist, drückt er die Zählmarken zuvor wie Stempel in die Außenseite der Hülle. Am Ende hat er eine Tonhülle, die im Innern zehn Marken bewahrt und in die außen zehn Wollsymbole geprägt sind. Diese Hülle verwahrt er als Teil seiner Buchführung.

Einige Jahrhunderte lang geht das so: Ein Zählstein steht für eine Ware – mehrere Zählsteine in einer markierten Hülle sind wie ein Archiv. (Etwa 80 unbeschädigte Tonhüllen sind bislang von Forschern geborgen worden, aber erst fünf wurden zur Analyse der Zählmarken geöffnet. Denn man müsste den inzwischen längst getrockneten Ton der Hüllen unwiederbringlich zerstören, wollte man ihren Inhalt in Händen halten. In den USA sind allerdings manche niemals geöffnete Hüllen in Krankenhäusern mit Tomographen durchleuchtet worden.)

Zwischen 3300 und 3100 v. Chr. nimmt Uruks Einwohnerzahl deutlich zu, von vielleicht 25 000 auf 50 000 Menschen; das sind annähernd doppelt so viel wie in den nächstgrößeren Siedlungen auf der Welt.

50 000 Menschen: Das sind 50 000 Untertanen, deren Mägen man irgendwie mit Brot und Bier versorgen muss. 50 000 Käufer und Verkäufer, die mit Getreide und Ziegen, mit Leder und Töpferwaren, mit Elfenbein und Lapislazuli handeln.

Unmöglich, das alles im Kopf zu behalten. Unmöglich, das alles noch mit ein paar primitiv geformten Tonklumpen zu verwalten. Das System stößt an seine administrativen Grenzen.

Da entwickelt ein namenloser Verwalter – kein Dichter, kein Prophet, kein weiser Mann – ein Verfahren, um der ausufernden Bürokratie Herr zu werden: die Keilschrift. Er entwirft standardisierte Zeichen, um all die Bestandslisten und Warenetiketten schneller zu erstellen, Zeichen, mit denen bald Beamte und Bürger auch Verträge dauerhaft und eindeutig festhalten werden.

Doch wann und wie und wo genau sich diese entscheidende Erfindung der Menschheit zugetragen hat, wird die Forschung wohl nie herausfinden.

Denn die ältesten Keilschrift-Tontafeln sind, von der Sonne hart getrocknet, noch in uralten Zeiten zusammen mit zerbrochenen Krügen oder zertrümmerten Ziegeln als Füllmaterial verwendet worden. Archäologen haben bis heute mehr als



URUK, UM 3100 V. CHR.

Eine Abrechnung über 40 Liter Gerste.
Quer über den Text abgedrückt ist das
Rollsiegel eines hochrangigen Mannes
(erkennbar etwa am linken unteren Rand),
wohl als Bestätigung für den Erhalt
der Ware (siehe Seite 45)

5000 archaische Tafeln fast ausschließlich aus antikem Bauschutt geborgen. Unmöglich zu sagen, wer sie wann und zu welchem Anlass geschrieben hat. Unmöglich zu sagen, ob es noch einfachere Vorläufer jener Tafeln gegeben haben könnte.

Die ältesten jener archaischen Tafeln sind im Tempelbezirk Eana von Uruk ausgegraben worden. Nehmen wir also an, dass an diesem Platz der Ursprungsort der Schrift zu finden ist.

Sicher ist, dass die Keilschrift im Verlauf von wohl gut 500 Jahren zu einem noch nicht vollständigen, aber schon brauchbaren und hochkomplexen System herangereift ist. Und ziemlich sicher ist ebenfalls, dass dafür *zwei* entscheidende Schritte getan werden mussten:

- Zum einen wurden konkrete *Modelle* von konkreten Dingen (etwa eine Woll-Zählmarke für einen Wollballen) durch *Zeichen* abgelöst; die Modelle wurden nicht länger *aus Ton geformt*, sondern es wurden *Zeichen in den Ton gedrückt*;

- zum anderen konnten diese Zeichen nicht mehr nur ausschließlich für *Dinge* stehen, sondern zugleich auch für *Laute*. Jede Silbe, die ein Mensch in Uruk aussprechen konnte, ließ sich irgendwann auch durch ein Zeichen darstellen.

Der erste Schritt. Stellen wir uns einen überforderten Beamten im Tempelbezirk Eana vor, der von einer stetig wachsenden Zahl Untertanen Wolle geliefert bekommt. Welche Arbeit es macht, jede Lieferung durch Zählsteine abzuarbeiten, wie viel Platz es kostet, die gefüllten Tonhüllen zu stapeln!

Da kommt dem Verwalter aus schierer Not eine geniale Idee: Statt beispielsweise Woll-Zählsteine in eine Tonhülle zu stopfen, die außen mit Woll-Zeichen markiert ist, reicht es doch, nur Woll-Zeichen in den Ton zu ritzen!

Dann braucht er auch keine Hülle mehr, es reicht eine flache Tontafel, in die jene Symbole geritzt werden. Das System ist viel schneller, viel effizienter und viel platzsparender.

Vor allem aber: Es ist erstmals abstrakt.

Denn das, was uns heute als geradezu schreiend selbstverständlich erscheint, war eben jahrhundertlang alles andere als offensichtlich. Die Verwalter blieben bei ihren Zählssystemen stets konkret: Ein kleiner Zählstein stand für einen Ballen Wolle; es wurde bloß ein großes Objekt durch ein kleines ausgetauscht. Alles blieb dreidimensional, konkret – im Wortsinn begreifbar.

Die neuen Zeichen hingegen sind abstrakt: Ein Ballen Wolle ist plötzlich ein in eine Tontafel gedrücktes Viereck mit ein paar Linien darin.

Das ist, wohlgemerkt, noch immer ein Bild, wenn auch ein sehr schematisches. Aber ein

Bild ist nicht nur einfacher zu fertigen als ein Modell – man kann es auch sehr simpel mit weiteren Bildern kombinieren, die man einfach auf derselben Tonfläche danebensetzt.

Denn wenn jener Verwalter erst einmal diesen entscheidenden Schritt gegangen ist, das Modell durch das Bild zu ersetzen, dann folgt darauf geradezu eine Explosion des Abstrakten. Statt

Bald schon stehen die Keilschriftzeichen auch für **SILBEN**

zehnmal das Wollzeichen einzuritzen, reicht es doch, es *einmal* zu zeichnen und einen Kreis dazuzutun, als Symbol für die Zahl der Ballen.

Das ist Schrift, wenn auch noch ganz der Welt der Hauptwörter (genauer: der Dinge) und der Zahlen verhaftet.

Kombiniert man etwa die Zeichen „Wolle“, „zehn“ und „Haus“, dann mag das bedeuten: „In diesem Haus liegen zehn Wollballen.“

Aber dieser einfache Satz kann eben noch nicht geschrieben werden, alle Verben, Artikel, Präpositionen, Zeitformen sind durch solche quasidinglichen Bildzeichen allein nicht darzustellen.

Und selbst diese drei Zeichen sind längst nicht eindeutig – das Beispiel kann ja ebenso gut als „Zehn Wollballen sind so viel wert wie dieses Haus“ gelesen werden oder als „Die Wolle eines Wollballens wird auf zehn Häuser verteilt“.

Der zweite Schritt. Sumerisch, das Idiom der Einwohner von Uruk, ist eine agglutinierende Sprache. In ihr wird, ähnlich wie heute noch beispielsweise im Japanischen oder Ungarischen, der Wortstamm nicht gebeugt, sondern je nach Fall um Vor- oder Nachsilben ergänzt. Zudem ist Sumerisch eine Sprache mit sehr vielen einsilbigen Hauptwörtern und Verben. Ein Wort – eine Silbe.

Die zweite, nun wahrhaft geniale Idee hat ein weiterer Beamter vielleicht um das Jahr 3000 v. Chr.: Das eingedrückte Bild kann nicht bloß einen konkreten *Gegenstand* symbolisieren, sondern auch dessen *Aussprache*! Also genau die Silbe, aus der das Wort besteht.

Ein Beispiel: Drei mit wenigen Strichen stilisierte Pflanzen auf einem geraden Strich symbolisieren „Garten“. Ein Bild – ein Gegenstand.

Das einsilbige Wort für „Garten“ ist *sar*. Genauso wird zufällig aber auch das Verb für

„schreiben“ ausgesprochen. Das Geniale ist nun, dass der Schreiber auch dann einen kleinen stilisierten Garten in den Ton drückt, wenn er das Wort „schreiben“ verdeutlichen will.

Dieses kleine, primitive Bild-Zeichen bleibt einerseits das Wort für den Garten – es hat eine *logographische* Bedeutung. Aber es kann nun auch die Aussprache einer Silbe anzeigen – es hat zusätzlich eine *phonetische* Bedeutung.

Und das ist bereits eine vollständig entwickelte Schrift; sie besteht aus kleinen Bildzeichen, die jedermann als Symbole für ein Wort oder als Symbole für eine Silbe lesen kann. Damit lässt sich nun jeder Laut der Sprache festhalten – und damit auch jeder beliebige Satz.

Man denke an eine moderne Analogie: In unsere heutige Schrift – die nach jahrtausendelanger Entwicklung nur noch Buchstaben kennt, die Laute angeben – haben sich inzwischen auch wieder einfache Bildzeichen eingeschlichen. Das ♥ allein mag „Herz“ oder „Liebe“ oder etwa „heart“ oder „love“ bedeuten. Es ist ein *Symbol*, aber so noch *kein Schriftzeichen*, denn es ist ja eben *nicht eindeutig*. Kombiniert man es jedoch mit anderen Zeichen, vor allem solchen, die eindeutige Laute wiedergeben, sieht es ganz anders aus:

„Ich ♥ Hamburg.“

„Anja hat ein großes ♥.“

„♥lich“ / „♥og“ / „Sc♥“.

Hier kann das gleiche Bild plötzlich *eindeutig* gelesen werden: *Liebe*, *Herz* und als Silbe oder Wortbestandteil von *herzlich*, *Herzog*, *Scherz*. Das ♥ ist somit zum Schriftzeichen geworden!

Das Beispiel zeigt die Flexibilität dieses Schriftsystems – aber auch seine Grenzen. Ein Bild, das eine Kultur womöglich schon seit Jahrhunderten kennt, kann auf einmal für ganz unterschiedliche Wörter und Laute benutzt werden. Schier unendlich viele Wörter lassen sich prinzipiell nun auf relativ wenige Zeichen reduzieren.

Andererseits muss man, um solch ein Bild als Schrift lesen zu können, eben den gesamten Kontext kennen, als Zeichen allein ist es noch zu uneindeutig.

Genau so, und eigentlich noch etwas komplizierter, entwickelt sich die Schrift in Uruk: Aus konkreten Bildern werden flexible Schriftzeichen. Das Zeichen DU beispielsweise – ein paar in den Ton gedrückte Keile, die einen menschlichen Fuß darstellen – kann für „gehen“ (*du*), „stehen“ (*gub*), „tragen“ (*de*) und „Geräusche machen“ (*scha*) verwendet werden. Damit steht ein und dasselbe Zeichen zugleich für die vollkommen unterschiedlich klingenden Silben *du*, *gub*, *de*, *scha*.

EIN GEHEIMNIS, FAST ENTHÜLLT

Gesetze, Briefe, Warenlisten: Mit der Keilschrift lassen sich Texte aller Art niederschreiben. Doch lange Zeit gibt es niemanden, der sie lesen kann

Mithilfe der Keilschrift verfassen Beamte in Mesopotamien vom 4. Jahrtausend v. Chr. an auf Tontafeln große Mengen von Verwaltungstexten, um die Bestände in Vorratslagern zu erfassen. Durch Trocknen oder Brennen werden die Tafeln fest. Es gibt drei Formate:

- einfache Täfelchen, durchbohrt, um sie etwa an Waren befestigen zu können, mit wenigen Schriftzeichen;

- etwas größere Tafeln mit Schrift- und Zahlzeichen sowie Vermerken zu bestimmten Personen;

- Tafeln, die durch Linien in Spalten eingeteilt sind (siehe rechts) und jeweils mehrere Gruppen von Informationen enthalten.

Anfangs notieren die Mesopotamier vor allem Wirtschaftsdaten. In den folgenden drei Jahrtausenden entstehen unter anderem auch wissenschaftliche Aufzeichnungen, Gesetze, Dichtung sowie unzählige geschäftliche und private Briefe.

Im 1. Jahrhundert n. Chr. wird der wohl letzte Text in Keilschrift verfasst, danach gerät sie in Vergessenheit. Bis im Jahr 1802 ein Gymnasiallehrer aus Göttingen auf die Probe gestellt wird.

Denn Georg Friedrich Grotefend, der Rätsel und Geheimschriften mag, behauptet: Er könne einen Text entziffern, ohne dessen Sprache, Schrift und Inhalt zu kennen. Aber ein Freund will ihm ohne Beweis nicht glauben. Grotefend versucht sich an einer Grabinschrift – ein persischer Großkönig ließ darin seine Vorgänger aufzählen. Da einige dieser Herrschernamen bereits aus griechischen Quellen bekannt sind, gelingt es Grotefend tatsächlich, einzelnen Zeichen Laute zuzuordnen. Es ist der Beginn der systematischen Erforschung der Keilschrift.

Doch noch heute ist der Inhalt der meisten Tontafeln ungeklärt – weltweit gibt es nur wenige Hundert Experten, die die Schrift der Mesopotamier lesen können.

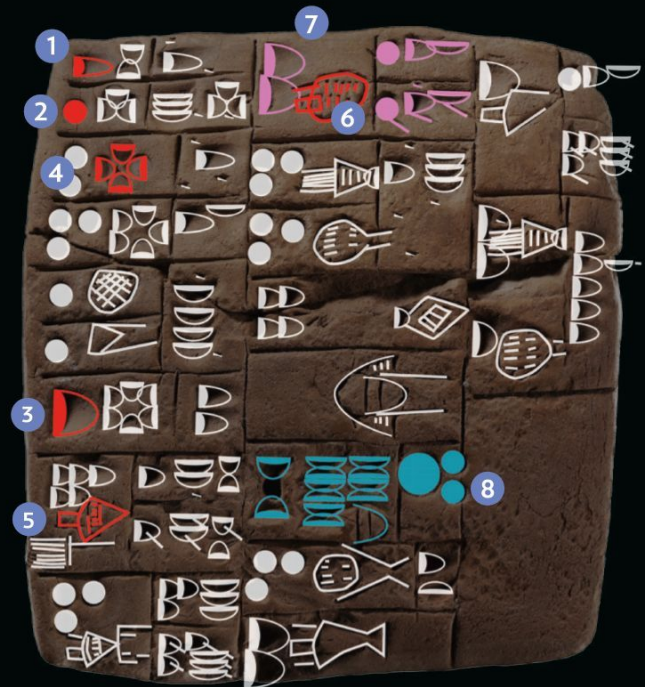
URUK, UM 3000 V. CHR.

Auf dieser Tafel sind unter anderem die Mengen an Gerstenschrot und Malz verzeichnet, die wohl von einem Lagerverwalter ausgegeben wurden, etwa um Bier zu brauen



VORGANG EINER LIEFERUNG

Da es sich um eine Verwaltungsliste und keine Rezeptur handelt, sind nur Angaben über die Zutaten enthalten, jedoch keine Anleitung zur Herstellung der Produkte



Die Mengen an Rohstoffen, die laut dieser Tafel ausgeliefert wurden, reichen, um neun verschiedene Getreideprodukte (welche genau, ist nicht überliefert) herzustellen und acht Biersorten zu brauen. Vor allem Zahlen sind hier verzeichnet (als Mengenangaben) sowie Symbole, die Getreide oder Biere bezeichnen (noch ist nicht die Bedeutung aller Zeichen bekannt). Die Sumerer verwenden drei Zahlensysteme, darunter das sogenannte Bisexagesimal-System, bei dem Zahlen durch die Ziffern 1, 10 und 60 sowie deren Vielfache dargestellt werden. Die Informationen im Detail: 1 | (rot:) die Zahl 1. 2 | die Zahl 10. 3 | die Zahl 60. 4 | ein Getreideprodukt. 5 | Krüge einer bestimmten Biersorte. 6 | Krüge einer weiteren Biersorte. 7 | (rosafarben:) Die Felder enthalten Angaben zur Herstellung von 120 Krügen eines bestimmten Bieres. Die beiden großen teils gefüllten Halbkreise sind die Zeichen für 60, also insgesamt 120. Daneben steht das Zeichen für Bierkrüge. Rechts daneben ist oben die Menge an Gerstenschrot aufgeführt, die für die 120 Bierkrüge erforderlich ist, darunter die Menge des Malzes. 8 | (blau:) Links steht die Zahl 1800, die sich wohl auf Rationen eines bestimmten Getreideproduktes (das Zeichen rechts unten im Rechteck) bezieht, sowie rechts die Menge von Gerstenschrot, die für die Herstellung nötig ist

Hat man erst einmal Silben geschrieben, dann kann man sie zudem, wie in einem Rebus, immer neu kombinieren: *gi* zum Beispiel ist das „Schilf“ und bedeutet zugleich, da es genauso ausgesprochen wird, „zurückkehren“. Doch auch der Name von Uruks Nachbarstadt Girsu kann mit dem Zeichen geschrieben werden, wenn man als zweites Zeichen das für die Silbe *su* setzt.

In Uruk werden Texte deshalb nicht, wie heute, gelesen, sie werden eher interpretiert.

Jeder Schreiber kann prinzipiell jedes Zeichen frei nutzen: als Bild für irgendetwas – oder als Lautzeichen für eine Silbe. Und jeder Leser muss erst herausfinden, wie der Schreiber das gemeint haben mag: Ist beispielsweise das Zeichen DU tatsächlich als Symbol für „gehen“ gemeint? Oder steht da jemand, oder trägt er irgendetwas? Oder wird damit vielleicht eher eine Stadt angesprochen, deren Name mit „Du...“ beginnt?

Erst wer als Leser den Kontext begriffen hat, kann einen Satz verstehen. (Um im Beispiel zu bleiben: Wer erkennt, dass es in einem Text um den Transport von Waren geht, wird das Zeichen als *de* lesen, „tragen“.)

Ob jenen namenlosen Beamten, der gegen 3300 v. Chr. im Tempelbezirk von Uruk die Schrift erfindet, ein Heureka-Gefühl durchströmt? Ein Moment des puren, reinen Glücks der Erkenntnis? Ob er sich bewusst ist, dass er der erste Schreiber der Menschheitsgeschichte ist?

Wohl kaum. Doch mit der (noch sehr einfachen) Keilschrift hat er zum ersten Mal die Möglichkeit eröffnet, die Welt um uns auf ein paar einfache Zeichen zu reduzieren.

Auf Zeichen, die man schließlich nicht nur als Bild für ein Wort, sondern auch als Silbe (*du*, *gub*, *de*, *scha*) lesen kann. Auf Zeichen, die sich in beliebiger Reihenfolge und beliebiger Länge kombinieren lassen – und die demnach jedes Wort, jeden Satz, jeden Text, der sich überhaupt ausdenken lässt, exakt festhalten können.

Der Rest ist bloß noch eine Fortentwicklung jener genial flexiblen Erfindung.

In Uruk selbst löst sich die Keilschrift im Verlauf der folgenden Jahrhunderte nach und nach vom Bild. Schon um 3000 v. Chr. werden die Bilder etwa um 90 Grad nach links gedreht. Damit liegt beispielsweise bei DU nun der Fuß, der ursprünglich fest auf dem Boden stand, so auf der Seite, dass die Zehen gewissermaßen in die Luft ragen. Die Pflanzen, die im Symbol für „Garten“ ursprünglich aus dem Boden wuchsen, werden zu waagerechten Strichen links von einer senkrechten Linie. Warum die Zeichen gekippt werden, wissen

die heutigen Forscher nicht – vielleicht lassen sie sich so einfacher in den Ton stanzen.

Zudem werden die Zeichen immer reduzierter, immer abstrakter. Nach einigen Jahrhunderten haben sich die Keilschriftzeichen so verändert, dass sie oft keine Ähnlichkeit mehr mit irgendwelchen Gegenständen haben.

Man könnte auch (sehr verkürzt und nicht hundertprozentig korrekt) sagen: Aus dem Bild ist ein Buchstabe geworden. Die Schrift ist also



URUK, UM 3100 V. CHR

Auch bei dieser Tafel geht es um die Abrechnung von Getreide – hier den Mengen für zwei Produkte. Die kreisförmigen Vertiefungen sind Maßangaben, das stilisierte Gesicht mit dem Napf rechts unten bedeutet, dass etwas zugeteilt wird

älter als der Buchstabe, und es dauert Jahrhunderte, bis sie nur noch aus Buchstaben (im Sinne von abstrakten Zeichen) besteht.

Diese Zeichen werden in Ton gesetzt. Das Material ist dauerhaft und wird ohnehin schon lange von Bürokraten genutzt.

Zum Schreiben formen die Sumerer viereckige, oftmals gut handgroße Platten, die Vorderseite glatt gestrichen, die Rückseite leicht gewölbt: solide Tafeln, die man bequem in einer Hand halten kann. Ein Schreiber braucht keinen Tisch, kein Pult – er hockt im Schneidersitz auf dem Boden, er könnte aber auch, zum Beispiel wenn er angelieferte Waren inspizieren muss, mit seiner Tafel stehend oder sogar gehend arbeiten.

Feuchter Ton ist allerdings zäh. Hätten die Sumerer (wie es andere Zivilisationen tun werden) Materialien mit festerer Oberfläche benutzt, Papyrus, Papier, Leder, Baumrinde, dann hätten sie darauf mit einem Pinsel Zeichen *gemalt*.

Der Ton zwingt sie jedoch dazu, die Zeichen einzudrücken. Statt Pinsel oder Schreibfeder benutzen sie deshalb einen gut 20 Zentimeter langen Griffel, der aus einem Schilfrohr geschnitten ist. Mit der Spitze des Griffels stanzen sie – je nach dem Winkel, in dem sie ihn halten – mehr oder weniger große Keile in den Ton.

Das ist die Keilschrift: eine Tafel Ton und ein Schilfrohrgriffel, der wie ein präziser Stempel dort hineingedrückt wird. Keine Farben, keine Bilder, keine Bücher.

Ein sumerischer Schreiber muss jedes Zeichen aus einer Kombination verschiedenförmiger Keile zusammensetzen – aus Zeichen, die er jeweils einzeln einstanzen muss. Das ist einerseits aufwendig. Andererseits reicht, dank der vielen einsilbigen Begriffe, oft genug ein einziges Zeichen aus, um ein Wort darzustellen.

Nach 3000 v. Chr. entwickeln die Sumerer ihr Schriftsystem weiter, sodass sie ihre aus Tausenden Wörtern bestehende Sprache mit etwa 600 Zeichen schreiben können. Diese paar Hundert Zeichen lassen sich beliebig kombinieren, sie lassen sich als ganze Wörter und Silben lesen, und mit ihnen kann jedes Wort, das jemand spricht, exakt wiedergegeben werden. Das Keilschriftzeichen für „Gott“ (*dingir*) kombiniert mit dem Silbenzeichen *na* bedeutet „des Gottes“.

Dank der Bürokraten sind die ältesten Texte der Menschheit zugleich ihre langweiligsten: Lieferlisten und Etiketten. Die Geschichte der Weltliteratur beginnt mit dem Kleingedruckten.

Ein Schreibkundiger wird in der Frühzeit *umbi-sag* genannt, was ursprünglich wohl „Rech-

VOM BILD ZUM ABSTRAKTEN ZEICHEN

Die sumerische Keilschrift besteht aus mehreren Hundert Zeichen, die sich beliebig kombinieren lassen. Doch im Lauf der Zeit verändert sich die Form der einzelnen Elemente

| CA. 3300 V. CHR. | CA. 3000 V. CHR. | CA. 2500 V. CHR. | CA. 1800 V. CHR. | CA. 700 V. CHR. | BEDEUTUNG |
|---------------------|---------------------|---------------------|---------------------|--------------------|-----------------|
| | | | | | HIMMEL/ GOTT |
| | | | | | GEBIRGE |
| | | | | | KOPF |
| | | | | | MUND |
| | | | | | WASSER |
| | | | | | VOGEL |
| | | | | | FISCH |
| | | | | | RIND |

Aus Bildzeichen (Piktogrammen) werden im Verlauf der Entwicklung immer abstraktere, aus Keilen zusammengesetzte Symbolzeichen. Die ursprünglichen Motive, etwa der Kopf (3. Zeile von oben, links), sind im letzten Stadium kaum noch zu erkennen. Doch dafür können die Schreiber die Zeichen in ihrer neuen Form schneller mit ihren Schilfgriffeln in den Ton drücken

ner“ bedeutete, eine Reminiszenz ans Buchhalterische. (Erst später werden sie sich „Schreiber“ nennen: *dub-sar*.)

Die ersten Texte sind karg. Einer lautet: „Zwei Sklaven Enpap und Sukkalgir / Besitzer Galsal“. Ist das ein Kaufvertrag, der beweist, dass Galsal diese zwei Menschen erstanden hat? Oder eher eine Art Ausweis, den die beiden Unfreien bei sich tragen, um anzuzeigen, wem sie gehören?

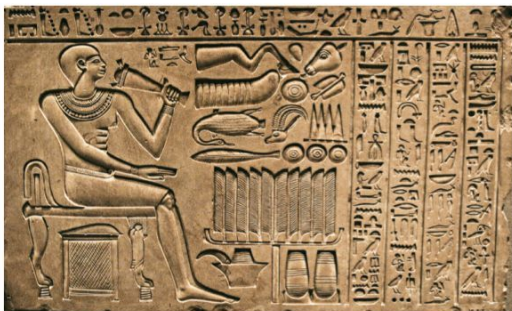
DIE SCHRIFT DER PHARAONEN

Auch in Ägypten entwickeln Beamte um 3000 v. Chr. eine Möglichkeit, Wissen dauerhaft festzuhalten: mit Hieroglyphen

Die Schrift ist mehrmals unabhängig voneinander erfunden worden: außer im Zweistromland etwa auch in Ägypten, in China sowie in Mittelamerika unter anderem von den Maya. Nach jetzigem Wissensstand sind die Keilschriftzeichen von Uruk die ältesten überhaupt – oder die Hieroglyphen der Ägypter.

Denn wie die ersten mesopotamischen Texte stammen auch einige Elfenbeinplättchen und Tongefäße, die in den Gräbern eines Friedhofs im oberägyptischen Abydos gefunden worden sind, aus dem späten 4. Jahrtausend v. Chr.: Die auf ihnen eingeritzten Symbole sind wohl frühe Hieroglyphen und sollten wahrscheinlich zur Identifikation der Verstorbenen im Jenseits dienen.

In Ägypten wird jedoch schnell Papyrus zum bevorzugten Schreibmaterial, das sich mit Feder und Pinsel leicht beschriften lässt. Wie die Keilschrift, die in Tontafeln gedrückt wird, entwickeln sich Hieroglyphen von Bild- zu Silbenzeichen, die grundsätzlich auch für andere Sprachen nutzbar sind. Doch anders als Mesopotamien bleibt Ägypten jahrtausendlang ein sprachlich weitgehend einheitliches Reich – und so werden Hieroglyphen nie zu einem universalen Schriftsystem.



THEBEN, UM 2040 V. CHR.

Die Hieroglyphen auf dieser Stele für einen hohen Beamten am Hof des Pharaos berichten von berühmten Zeitgenossen des Verstorbenen

Gut 90 Prozent der ältesten Schriftstücke der Welt sind sperrige Texte dieser Art. Den Rest machen Wörterbücher aus – genauer: Wörterlisten auf großen Tontafeln, die Spalte für Spalte bestimmte Wörter aufführen.

Am wichtigsten ist ein Verzeichnis der Berufe. An erster Stelle steht dort das Wort *nam-schita-gisch* (Herrscher), weiter unten dann *nam-di* (Oberrichter) und *nam-uru* (Bürgermeister). Diese Liste ist zum einen eine Art Wörterbuch: Jeder Schreiber kann sofort sehen, wie jeder Beruf korrekt zu schreiben ist. Zum anderen aber – so wichtig für Bürokraten! – ist sie ein Organigramm, das genau anzeigt, welcher Posten in der gesellschaftlichen Hierarchie an welcher Position steht.

Wohl zur gleichen Zeit entstehen weitere, weniger verwaltungstechnische Wortlisten: Tafeln mit allen Vogelnamen, Fischnamen, Baumnamen und allen Bezeichnungen für Vorräte.

Immer mehr Wörter werden so gewissermaßen offiziell in ihrer richtigen Schreibweise festgelegt – ein Duden der Keilschrift.

Schon die angehenden Schreiber werden diese Wörterlisten auswendig lernen müssen. Schulen (*e-dub-ba-a*, „das Haus, das Tontafeln zuteilt“) sind zwar erst für spätere Zeiten ab etwa 2000 v. Chr. durch erhaltene Texte nachweisbar, vermutlich sind sie aber ungefähr so alt wie die Schrift selbst.

Ein Lehrer, der „Vater der Schule“, unterrichtet in seinem Haus wohl ein bis fünf Eleven, die im Alter von fünf Jahren bei ihm eintreten.

Man muss sich das als kleinen Handwerksbetrieb vorstellen. Ob die Väter der Schulen auch Mädchen aufnehmen, ist ungewiss. Doch sind ab etwa 2100 v. Chr. schreibkundige Frauen belegt, Händlerinnen etwa oder Palastbedienstete.

Pro Monat lernt ein Schüler 24 Tage lang, drei Tage sind religiösen Festen vorbehalten, den kargen Rest hat er frei. Wie lange währt diese Schinderei? Schwer zu sagen, vermutlich haben Schreiber als Jugendliche ausgelernt.

Anfangs üben sie wahrscheinlich, den Griffel richtig mit Daumen und Zeigefinger zu halten und die Zeichen korrekt einzudrücken. Geschrieben wird von links nach rechts und von oben nach unten. Ist die Vorderseite voll, wird auf der Rückseite weitergeschrieben und zur Not auch noch auf dem Rand, sofern die Tafel dick genug ist.

Auf einigen später gefundenen Schul-Tontafeln hat der Meister in einer Spalte links die richtigen Schreibweisen eingedrückt, rechts muss der Schüler sie kopieren (manche dieser ungelenkten Texte, einschließlich vieler Fehler, haben die Zeiten überdauert). Beherrscht der Lernende



EBLA, UM 2350 V. CHR.

Zahlreiche Städte und Dörfer Mesopotamiens sind auf dieser Tontafel verzeichnet, die in einem Königspalast im heutigen Syrien gefunden wurde. Die Form der Schriftzeichen ist bereits viel abstrakter als in den Jahrhunderten zuvor



UR, UM 2050 V. CHR.

**Dieses Keilschrift-Dokument eines
sumerischen Schreibers namens Urgigir aus
der Stadt Ur verzeichnet in Form einer
Liste die Löhne, die vom Staat beschäftigte
Pflüger bekommen, und enthält Angaben
über das ihnen zugeteilte Land**

die Zeichen, schreibt er vermutlich Listen und Verträge ab, Jahr um Jahr. Er lernt den Stolz auf sein Handwerk, denn auch Sprichwörter muss er kopieren: „Ein Schreiber ohne gute Handschrift ist wie ein Sänger ohne Stimme.“

Der Lohn für diese Schinderei? Die sumerische Bürokratie. Denn fertig ausgebildete Schreiber werden wohl zumeist als Beamte in den Staatsdienst aufgenommen und dorthin versetzt, wo man sie braucht. In einem Dokument findet sich der Hinweis auf einen „Schreiber, zuständig für: die Esel des Katasterleiters, die Felder, die Sklavinnen, die Mühle, die Schafe und das Kleinvieh, die Klagefrauen ...“

Schon in seinen Wörterlisten lernt ein junger Mann, dass ein einfacher Schreiber bei den Berufen unter den Handwerkern eingeordnet ist: prestigereicher als ein Kupferschmied, aber weniger angesehen als ein Schreiner. Seine Bezahlung im Staatsdienst – 60 Liter Gerste im Monat – ist so hoch wie die eines Kochs oder Töpfers.

Doch auch dieses Sprichwort hat sich erhalten: „Du bist ein hochgestiegener Schreiber, wahrlich kein niederer Mann.“

Denn zumindest für spätere, besser dokumentierte Epochen gilt: Schriftgelehrte sind Bürokraten, und Bürokraten machen Karrieren. Es sind Schreiber bekannt, die es bis zum Leiter der Staats- und Tempelverwaltung bringen, andere werden Richter. In den Palästen lernen Höflinge nach und nach schreiben, schließlich werden sogar Königssöhne als Schreiber ausgebildet.

Schrift, das ist anfangs beinahe ausschließlich Bürokratie und Macht. Zu Wissenschaft und Glaube, Poesie und Alltag finden sich aus jener Zeit dagegen keine Texte. So rasch sich aus primitivsten Anfängen die Keilschrift entwickelt, so dauerhaft bleibt sie doch der Verwaltung verhaftet.

Fünf lange Jahrhunderte dauert es, bis sie zum ersten Mal aus den Amtsstuben ausbricht: Erst ab etwa 2700 v. Chr. lassen Könige ihre Taten in Inschriften verewigen. Hundert Jahre später werden die ersten Hymnen und andere literarische Werke verfasst (siehe Seite 62). Und auf etwa 2400 v. Chr. sind die ältesten Briefe datiert.

Da hat die Keilschrift längst ihre letzte große Revolution vollzogen: Denn diese Schrift, die einst genutzt wurde, um *eine* Sprache dauerhaft festzuhalten, ist so flexibel, dass sie prinzipiell auch in den *anderen Sprachen* des Zweistromlands verwendet werden kann.

Und als um 2000 v. Chr. das Sumerische nach und nach aus dem Zweistromland verschwindet (es wird zur verehrten, aber toten Sprache

KEILSCHRIFT UND HIEROGLYPHEN



Mithilfe von bildhaften Zeichen halten Ägypter und Sumerer vor etwa 5000 Jahren erstmals komplexere Informationen fest. Im Nilland entwickeln sich daraus Hieroglyphen, in Mesopotamien entsteht die Keilschrift. Die verbreitet sich später bis nach Anatolien im Nordwesten und Persien im Südosten

einer untergegangenen Zeit, ähnlich wie heute das Latein) und die Menschen in Mesopotamien nun Akkadisch sprechen, können sie die Schrift der Sumerer dennoch nutzen.

Denn da jedes Zeichen der Keilschrift ja auch als Silbenzeichen gelesen werden kann, vermögen die Zeichen ebenfalls Laute fremder Sprachen zu imitieren – und so lässt sich auch Akkadisch in Keilschrift schreiben. Später nutzen weitere Völker, darunter die Hethiter, die Keilschrift – wenn auch mit modifizierten Zeichen.

Mehr als drei Jahrtausende lang werden die Menschen des Nahen Ostens ihre verschiedenen Sprachen in Keilschrift schreiben. Doch in der Zwischenzeit entwickeln sich – etwa im Alt-hebräischen, Griechischen, Lateinischen – echte Alphabete, in denen jeder Buchstabe einen Laut wiedergibt. Statt Hunderte Zeichen müssen nur noch ein paar Dutzend gelernt werden. Piktogramme sind überflüssig, jedes Wort kann sofort und eindeutig gelesen werden.

Diese neuen Schriften sind noch schneller, noch flexibler. Und so verdrängen sie, nach und nach und ganz langsam, die Keilschrift.

LITERATURTIPPS

Christopher Woods (Hg.)
»Visible Language«
Guter Überblick über die Entwicklung der Keilschrift, aber auch über das Wesen der Schrift überhaupt (OIMP).

Zainab Bahrani (Hg.)
»The Invention of Cuneiform«
Anschauliche Studie über die sumerische Schrift (Johns Hopkins University Press).

Die letzte hergestellte Keilschrifttafel – zumindest die letzte, die bis heute gefunden worden ist – wird von Wissenschaftlern auf das Jahr 75 n. Chr. datiert. Längst schon sind die Zeichen im Laufe der Jahrtausende immer abstrakter geworden. Die kleinen Bilder für Fuß oder Garten, die einstmals in Uruk in den Ton gestanzt wurden, haben sich über Generationen hinweg in komplizierte Gebilde aus unterschiedlich langen Keilen verwandelt.

Und doch scheint sich über drei Jahrtausende mit diesem unscheinbaren Dokument ein Kreis zu schließen. Es ist eine astronomische Tabelle, also ein vergleichsweise pedantisch-nüchterner, allein auf Nützlichkeit gerichteter Text, ganz so wie die allerersten Schriftzeugnisse.

Und ganz so, wie wir den allerersten Verfasser eines Keilschrifttextes nicht kennen, ist auch der letzte Schreiber der Keilschrift namenlos geblieben. ■

Cay Rademacher, Jg. 1965, ist langjähriger Redakteur und Autor im Team von GEOEPOCHE. Er lebt in Frankreich.



Die Stadt Ur blüht um 2600 v. Chr. am Ufer des Euphrat. Nach ihrem Untergang liegen die Mauern der Metropole lange Zeit im Wüstensand verborgen, wie auch die Gräber und Geheimnisse ihrer Könige. Fast 4500 Jahre später reist ein britischer Archäologe in den Irak – und macht den Fund seines Lebens ——— Text: JOHANNES STREMPER

Der Brite Leonard Woolley kommt 1922 in den Irak und legt in jahrelanger Arbeit die Artefakte der Sumerer frei – hier eine Statue, die als Opfergabe diente

JÄGER DES VERLORENEN SCHATZES

E

Entbehrungsreich und karg ist das Leben in der Unterwelt. Auf den Feldern wächst kein Korn, die Schafe geben keine Wolle, Flüsse liegen ausgetrocknet.

Wer seinem Stand gemäß im Jenseits residieren will, darf sich daher nicht mit leeren Händen auf den Weg machen. Er benötigt Speise und Trank für die lange Reise. Könige brauchen Kleider, Möbel, Schmuck, um Hof zu halten. Die Götter des Totenreichs erwarten Geschenke und Opfergaben von den Neuankömmlingen, Dämonen und Torwächter kleine Aufmerksamkeiten für ihr Wohlwollen. Und so tragen denn Diener Kostbarkeit um Kostbarkeit in die Grabkammern ihrer verstorbenen Herrin: Puabi, der Königin von Ur.

Schalen aus purem Gold sollen die sumerische Herrscherin auf ihrer Reise ins Jenseits begleiten, Schüsseln aus schwarzem Obsidian und grünem Kalzit, Krüge aus Straußeneiern, silberne Gießgefäße, eine Schnabeltasse aus Lapislazuli; Behälter aller Art, die wohl mit Fleisch und Fisch beladen, mit dickflüssigem Bier gefüllt sind. Dazu ein Trinkhalm aus Gold und Lapislazuli, Amulette, ein Schminkdöschen aus Muschelhälften.

Und es sind nicht nur Gegenstände, die Puabi mitnimmt in die Unterwelt.

Nachdem die Gruft mit ihrem Leichnam – die am Boden eines tiefen Schachtes liegt – mittels Steinen und Lehmziegeln verschlossen worden ist, schreitet vermutlich eine Prozession von Höflingen die Rampe hinab in die Grube. Bewaffnete Wachen und Dienerinnen, dann Musi-

kerinnen mit Harfen, Zimbeln, Rasseln. Wagenlenker dirigieren einen Schlitten mit zwei Ochsen als Zuggespann den steilen Weg hinunter.

Mehr als 20 Frauen und Männer finden sich schließlich am Grund des Schachtes ein, bei dieser Begräbniszereemonie irgendwann in der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. Die Soldaten nehmen ihre Position am Zugang zur Rampe ein, die Musikerinnen in zwei Reihen am hinteren Ende der Grube. Und dann – vielleicht zum lieblichen Klang der Instrumente – trinkt jeder der Anwesenden aus einem Becher Gift.

Noch einmal kommen nun wohl Diener den Schacht hinab, setzen die Leichname in Position, töten die Ochsen und bedecken Körper und Grabbeigaben mit Matten aus Schilf. Zuletzt füllen sie Schacht und Rampe mit Erde auf.

Puabi und ihr Hofstaat haben die Reise ins Reich der Schatten angetreten.

Rund viereinhalb Jahrtausende später, am 4. Januar 1928, gibt der englische Archäologe Leonard Woolley in der Stadt Basra im Irak ein Telegramm auf. Darin berichtet er einem seiner Auftraggeber, dem University Museum in Philadelphia, dass es ihm gelungen sei, die letzte Ruhestätte einer Königin zu bergen, ein „intaktes Grab, aus Steinen erbaut und mit Ziegeln überwölbt“.

Woolley ist sich der Bedeutung seines Fundes bewusst: Damit die Nach-

Allein für diese Grube müssen Woolleys 200 einheimische Helfer mehr als 13 000 Kubikmeter Erde entfernen. Der Archäologe entdeckt die Ruinen von Palästen, Wohn- und Lagerhäusern – sowie auf einem Friedhof 1850 Gräber

richt nicht von Außenstehenden gelesen wird, fasst der Oxford-Absolvent sein Telegramm auf Lateinisch ab.

Die nie von Grabräubern geplünderte Gruft der Herrscherin Puabi wäre schon für sich eine Sensation. Doch Woolley, der seit mehr als fünf Jahren in der südirakischen Wüste die Ruinen der antiken Stadt Ur erforscht, hat noch viel mehr entdeckt: einen ganzen Friedhof.

Rund 1850 Gräber aus fünf Jahrhunderten wird er im Lauf der Zeit ausgraben – die meisten schlichte Bestattungen, 16 aber (darunter das von Puabi) so prächtig und aufwendig ausgestattet, dass Woolley sie „Königsgräber“ nennt.

Bald berichten Zeitungen aus aller Welt von den Funden. Die Leser sind vor allem von dem unheimlichen Ritual der „Gefolgschaftsbestattung“ fasziniert: dem Hofstaat, der den jeweiligen Herrscher offenbar in den Tod begleitet hat.

Wissenschaftler zeigen sich begeistert von dem Alter der Gräber, die zu einem großen Teil aus dem Frühdynastikum stammen: einer Epoche der mesopotamischen Geschichte, die von 2900 bis 2300 v. Chr. dauerte und über die 1928 noch kaum etwas bekannt ist.

Vor allem aber ist es die schiere Menge und große Qualität der vielen Tausend geborgenen Artefakte, die den Friedhof von Ur zu einer derart spektakulären Ausgrabung machen. So aufsehenerregend ist der Fund, dass daneben für eine Weile sogar die bedeutendste archäologische Entdeckung aller Zeiten zu verblasen scheint: die 1922 gefundene Grabkammer des ägyptischen Pharaos Tutanchamun.

Gut fünf Jahre ist es her, dass der Privatforscher Howard Carter die Grabstätte des jungen



Zu Woolleys prächtigsten Funden zählt diese Skulptur eines Ziegenbocks, gefertigt aus Gold, Muscheln und Lapislazuli



Pharao aufgespürt hat. Carter ist ein Autodidakt und Außenseiter, umso größer war die Sensation, als er im November 1922, nach langer Suche, im ägyptischen Tal der Könige fündig wurde.

Persönlich kennen sich die beiden Briten Woolley und Carter nur flüchtig, aber in dieser Zeit der archäologischen Entdeckungen sieht jeder Ausgräber im anderen einen Rivalen. Sehr wahrscheinlich, dass Woolley eifersüchtig auf den Ruhm seines Kollegen ist – denn es hätte durchaus auch er selbst gewesen sein können, der auf Tutanchamun stieß.

Leonard Woolley wird 1880 als drittes von elf Kindern eines Pfarrers in London geboren, studiert in Oxford Theologie und Altertumswissenschaften und macht ab 1907 erste Erfahrungen bei Ausgrabungen in Nordengland, der Nubischen Wüste und Italien. Im Sommer 1911 lernt er Lord Carnarvon kennen, einen reichen britischen Aristokraten, der Forschungen in

Ägypten finanziert. Der Lord will den jungen Wissenschaftler unbedingt in seine Dienste nehmen. Doch Woolley, der sich inzwischen immer stärker für die noch wenig erforschten Kulturen des Zweistromlandes interessiert, lehnt ab – und Carnarvon schickt an seiner Stelle Howard Carter ins Tal der Könige.

Woolley reist lieber an den Euphrat und leitet die Ausgrabung der Stadt Karkemisch, einer Hethitersiedlung aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. Sein Assistent und Vertrauter dort ist ein weiterer Oxford-Absolvent mit dem Namen Thomas Edward Lawrence, der später als „Lawrence von Arabien“ die Beduinenstämme der Arabischen Halbinsel gegen das Osmanische Reich führen wird.

Noch vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs unternehmen die beiden abenteuerlustigen Männer eine Aufklärungsmission für den britischen Geheimdienst in der Negev-Wüste. Während des Krieges dient Woolley als Nachrichtensoldat in Ägypten und gerät für zwei Jahre in türkische Gefangenschaft.

1921 beteiligt er sich doch noch an einer archäologischen Expedition

in Ägypten: Während Howard Carter schon im fünften Jahr ohne nennenswertes Ergebnis das Tal der Könige durchkämmt, gräbt Woolley rund 300 Kilometer nilabwärts Wohnhäuser in Amarna aus, der ehemaligen Hauptstadt des Pharao Echnaton.

Doch Ägypten kann Woolley auf Dauer nicht fesseln: Zu viel ist schon ausgegraben, zu viel publiziert, zu viel von Grabräubern gestohlen. Daher sagt er zu, als ihm das British Museum und das Museum der University of Pennsylvania die Leitung eines Projekts im Zweistromland anbieten. Im November 1922 – jenem Monat, in dem Carter die versiegelte Tür zu Tutanchamuns Grab öffnet – beginnt Woolley seine Arbeit.

Ziel dieser Grabungskampagne ist die Erforschung einer 20 Meter hohen Erhebung in der Wüste: uralter, von Sand bedeckter Bauwerke aus Ziegeln. „Tell el-Muqejjir“ nennen die Beduinen diesen Ort 300 Kilometer südöstlich von Bagdad – den „Pechhügel“, da seine Er-

Jeden Tag kurz nach Sonnenaufgang ist Woolley (mit Hut) auf dem Grabungsgelände, leitet die Arbeiter an, legt in mühevoller Kleinarbeit Artefakte frei. Anschließend verbringt er die halbe Nacht an seinem Schreibtisch, um die Funde des Tages zu dokumentieren





Nur Fragmente dieses Kastens mit Mosaik sind erhalten, als die Ausgräber es finden – später wird sein mutmaßliches Aussehen rekonstruiert (siehe auch Seite 16)

bauer Bitumen, natürlichen Asphalt, als Mörtel verwendeten. Er ist eine sumerische Siedlung, in der sich eine Zikkurat, ein stufenförmiger Tempelturm, erhebt.

Schon seit den 1850er Jahren, als ein Hobbyarchäologe in den Fundamenten beschriftete Rollsiegel fand, ist auch bekannt, wie die untergegangene Siedlung hieß, die zu den ältesten Städten der Menschheit zählt: Ur.

Jeder fromme Christ kennt diesen Namen: Denn Ur wird im Alten Testament erwähnt. „Terach nahm seinen Sohn Abram“, heißt es dort, „seinen Enkel Lot, den Sohn Harans und seine Schwiegertochter Sarai, die Frau seines Sohnes Abram, und sie wanderten miteinander aus Ur in Chaldäa aus, um in das Land Kanaan zu ziehen.“

Ur war die Heimatstadt von Abram, dem späteren Abraham, Stammvater der Juden, Christen und Muslime.

Doch trotz dieser Erkenntnis geriet der Ruinenhügel in der Wüste bald wieder in Vergessenheit.

Im Herbst 1922 reist Leonard Woolley über Port Said und Basra nach Ur. Bei ihm sind zwei Assistenten und sein arabischer Vorarbeiter Hamoudi, der schon in Karkemisch für ihn gearbeitet hat. Die Männer heuern rund 200 Einheimische als Arbeiter an und errichten aus den Ziegeln der Ruinen ein großes Expeditionshaus.

Eine Woche nach ihrer Ankunft überfallen Beduinen das Camp, töten eine Wache und stehlen Teile der Aus-

rüstung. Woolley lässt einen Stacheldrahtzaun errichten. „Es ist kein ideales Land, um zu graben“, schreibt er in einem Brief, „hoffnungslos unkundige Arbeiter, viel Ärger mit den lokalen Scheichs.“

Eine Grabungssaison dauert von Oktober bis März, im Sommer macht die Hitze jede Arbeit unmöglich. Aber auch in den übrigen Monaten sind die Bedingungen hart: Im Winter weht ein so kalter Wind, dass den Ausgräbern das Wasser in den Trinkbechern gefriert und sie das vor Jahrtausenden gewonnene Bitumen zum Heizen verwenden müssen. Dazu kommen Monsunregen und Sandstürme. Einmal, zwischen zwei Grabungskampagnen, fressen weiße Ameisen im Expeditionshaus mehrere Papiere und Karten Woolleys auf.

Probegrabungen ergeben, dass die Zikkurat (siehe Seite 22) Teil eines großen Tempelkomplexes gewesen sein muss. Woolley lässt in den ersten Jahren die Treppenaufgänge und Terrassen des Turmes von Geröll und Sand befreien und gräbt Mauern und Fundamente eines Palasts sowie der Residenz der Hohepriesterin und eines Lagerhauses aus, zudem Teile einer zwölf Meter breiten Mauer, die den heiligen Bezirk umschloss.

Jenseits davon stoßen die Ausgräber auf ein Wohnviertel mit kleinen, zweistöckigen Häusern. Die meisten Bauwerke stammen aus der Zeit des dritten vorchristlichen Jahrtausends, als die Dritte Dynastie von Ur weite Teile Mesopotamiens beherrschte.

Bereits zu Beginn der Feldarbeit hat Woolley zwei lange, schmale Probegrä-

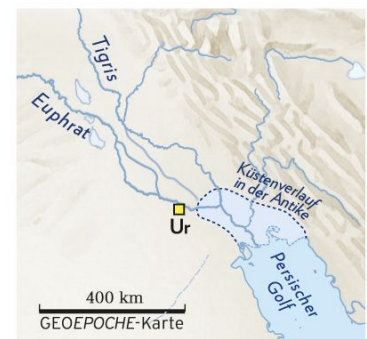
ben durch das Areal ziehen lassen. Im Erdreich des einen fanden die Arbeiter Gefäße, Werkzeuge, Schmuck – offenbar waren sie auf Grabbeigaben eines Friedhofs gestoßen. Doch statt der Sache nachzugehen, ließ der Brite den Suchschnitt wieder zuschütten: Den einheimischen Arbeitern, so seine Einschätzung, fehlte es zu dieser Zeit noch an Erfahrung, ihm selbst an Wissen über die Entwicklung der Stadt Ur.

Erst in der fünften Grabungssaison 1926/27 glaubt Woolley sich und sein Team bereit für das unerforschte Areal im Südosten der Zikkurat – und binnen drei Monaten finden die Männer rund 600 Gräber.

Die meisten sind eher schlicht. Aus der Lage der Knochen lässt sich rekonstruieren, dass die Toten mit angewinkelten Armen und Beinen seitlich in eine Grube gebettet wurden, manche in einem einfachen Sarg, manche in Schilfmatten gewickelt. Ein paar Gegenstände – Becher, Rollsiegel, Waffen – begleiteten sie auf ihrer Reise in die Unterwelt.

Über etwa fünf Jahrhunderte haben die Bewohner des antiken Ur immer

STADT AM EUPHRAT



Ur zählte einst zu den mächtigsten Metropolen des Zweistromlandes. Vor 4500 Jahren verlief die Küstenlinie des Persischen Golfs unweit der Stadt – erst durch eine Veränderung des Klimas zog sich das Meer zurück

neue Gräber auf dem Friedhof angelegt, im Erdreich über den alten Gräbern oder einfach in diese hinein, an manchen Stellen liegen zehn, zwanzig Beerdigte übereinander. Zentimeter für Zentimeter arbeitet sich Woolley nun in den Untergrund vor, bis eine gewaltige Grube von zehn Meter Tiefe entsteht.

Die einheimischen Arbeiter bilden Teams aus fünf bis sechs Männern: Der Erfahrenste arbeitet mit einer Hacke, ein zweiter mit einem Spaten, die anderen sind Korbträger, die Sand und Schutt aus der Grube nach oben transportieren.

Jeder Gruppe wird ein abgestecktes Areal von zwei mal drei Metern zugewiesen. Und damit die Männer nicht der Versuchung erliegen, die oft winzigen Artefakte zu stehlen, zahlt Woolley ihnen ein für die Region außerordentlich hohes Gehalt sowie Belohnungen für jeden wichtigen Fund.

Sobald die Arbeiter ein Objekt im Erdreich auszumachen glauben, sind sie verpflichtet, die Vorarbeiter zu rufen. Das Gleiche gilt für eine veränderte Färbung der Erdschicht oder Löcher im Boden (die ein Hinweis sind auf einen Gegenstand aus organischem Material wie Holz, das sich zersetzt hat).

Halten die Vorarbeiter die Entdeckung für wichtig, informieren sie Woolley, der dann die Arbeiter wegschickt, sich selbst mit Messer und Pinsel auf den Boden legt und vorsichtig die Artefakte aus dem Sand befreit. Bei komplizierteren Funden, etwa den verstreuten Perlen eines aufwendigen Geschmeides, kann das Tage dauern.

Eine der wenigen Personen, der Woolley diese präzise Arbeit ebenfalls zutraut, ist seine Ehefrau.

Katharine Keeling ist im Frühjahr 1924 als Zeichnerin zu der Expedition gestoßen und fertigt seither Abbildungen der Artefakte für Kataloge und die Presse an. Eine alleinstehende Frau in einem Camp voller Männer sorgt schnell für Gerede, und als sich die Geldgeber darüber beschwerten, heiratet Woolley sie kurzerhand.



Die Sumerer legten auch solche Brettspiele in die Gräber von Ur: Die Verstorbenen sollten sich im Jenseits nicht langweilen

Aber es ist keine glückliche Ehe: Katharine ist attraktiv und charmant, aber auch kalt und von Stimmungsschwankungen beherrscht. Ihr erster Ehemann hat auf der Hochzeitsreise Selbstmord begangen, angeblich soll er sich am Fuße der Cheops-Pyramide erschossen haben; ihre zweite Ehe mit Woolley wird wohl nie vollzogen (in der Hochzeitsnacht hat sie ihn im Badezimmer eingeschlossen).

Doch sie ist ihrem Mann – der meist bis zwei Uhr morgens die Funde in seinem Arbeitszimmer auswertet und eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang schon wieder auf dem Grabungsfeld zu finden ist – eine unentbehrliche Hilfe.

Woolley wird nicht nur durch seinen Fleiß berühmt, sondern auch durch innovative Grabungstechniken: Als er zwei ungewöhnliche Löcher im Erdreich entdeckt, die etwa 80 Zentimeter in die Tiefe reichen, gießt er Gips in die Hohlräume, die durch verwesendes Holz entstanden sein müssen, und verstärkt ihn mit Draht. Nachdem der Gips gehärtet ist, löst Woolley den Abguss einer kompletten Harfe aus dem Boden, sogar die zehn Saiten des Instruments hat der Gips nachgebildet. An der Vorderseite des Abgusses haften ein prächtiger Stierkopf aus Kupfer und ein Plättchen aus Muschelschale – das Einzige, was von dem Instrument erhalten geblieben ist.

Im Lauf der Ausgrabungen wird immer deutlicher, dass die Gräber viel älter sind als anfangs gedacht. Rollsiegel mit eingepprägten Herrschernamen, die

Woolley in den Schichten direkt über den Gräbern findet, belegen, dass der Friedhof bereits um 2600 v. Chr. entstanden ist.

Damals hatte sich noch kein großes, einheitliches Reich im Zweistromland gebildet. Vielleicht 30 unabhängige Stadtstaaten breiteten sich im Süden des Gebiets zwischen Euphrat und Tigris aus, konkurrierten um Einfluss, führten Kriege, trieben Handel. Eine der mächtigsten und reichsten dieser Städte war Ur. Denn ihre Herrscher kontrollierten den Handel über den Persischen Golf.

Der Euphrat floss vermutlich direkt an der südwestlichen Flanke der Siedlung (heute liegt sein Bett nordöstlich davon), und auch das Meer war nicht weit entfernt. Ur war eine Hafenstadt, durchzogen von Kanälen, auf denen Schiffe hinaus auf den Fluss und die offene See steuerten und an deren Kaianlagen Waren aus fernen Ländern entladen wurden. Breite Straßen führten vorbei an Gemüsegärten, Kornfeldern und Palmenhainen jenseits der Mauern.

Südöstlich der Tempelanlage lag der Friedhof, auf dem sich die Herrscher von Ur bestatten ließen. Woolley findet 16 dieser Königsgräber, aber kaum Hinweise, wer die Regenten darin waren.

Auch Königin Puabi bleibt ein Geheimnis. Ihr Name, den Woolley auf einem Siegel neben der Totenbahre entdeckt, bedeutet wahrscheinlich „Das Wort des Vaters“. Mehr ist über sie nicht bekannt. Dass auf dem Siegel kein Name eines Ehemanns auftaucht, könnte bedeuten, dass sie einst als eigenständige Regentin geherrscht hat, nicht etwa als Gemahlin eines Königs.

In Körben schleppen Einheimische Sand und Schutt aus den Gruben.

Nur die erfahrensten dürfen mit Hacke und Spaten arbeiten. Woolley bezahlt seine Helfer gut, damit sie keine Fundstücke unterschlagen und zum Verkauf anbieten





Woolleys Frau Katharine (mit Hut) unterstützt ihn (vorn rechts) bei der Arbeit. Die Funde in Ur erlangen so große Bekanntheit, dass viele Gäste die Ausgrabungsstätten besichtigen, darunter der belgische König – und die Krimiautorin Agatha Christie, die sich von dem Besuch zu einem Roman inspirieren lässt

Wer immer die Toten in den Königsgräbern waren: Die Grabbeigaben bezeugen ihren Reichtum.

Und nirgendwo findet Woolley solche Schätze wie in Puabis Gruft.

Wohl 1,50 Meter groß war die Herrscherin und etwa 40 Jahre alt, als sie starb. Von ihrem Leichnam haben nur einige Knochen die Zeit überdauert, aber das Geschmeide, das sie trug, liegt noch auf dem Totenbett.

Ihr Kopfschmuck ist konstruiert aus Hunderten von Einzelteilen: goldenen Ringen, Kränzen, Bändern, Rosetten, Goldplättchen in Form filigraner Weiden- und Pappelblätter sowie einer blütenförmigen Krone.

Gekleidet war sie in ein prächtiges Cape aus vermutlich 50 verknüpften Per-

LITERATURTIPPS

Lee Horne,
Richard Zettler (Hg.)
»*Treasures from the
Royal Tombs of Ur*«

*Lesenswerte Essays und mehr
als 200 Fotografien der Schätze
aus den Königsgräbern (Univer-
sity of Pennsylvania Museum).*

H. V. F. Winstone
»*Woolley of Ur*«
*Biografie über den Archäologen
(Secker & Warburg).*

lensträngen, das in Gold und Silber, im Blau des Lapislazuli und dem Rot des Karneols geschimmert haben muss, wenn sie sich darin bewegte.

Dazu trug Puabi einen breiten Perlengürtel, schwere Ohrringe aus Gold, am Knie ein Band aus Gold und Lapislazuli, goldene Haar- und Kleidernadeln sowie zehn goldene Ringe an den Fingern. Neben ihrer Bahre lagen Amulette.

In einem anderen Grab findet Woolley einen ehemals wohl hölzernen Kasten, 47 mal 20 Zentimeter groß, der auf den

Längsseiten mit einem Mosaik aus Muscheln, Lapislazuli und rotem Kalkstein verziert ist. Woolley hält den Gegenstand, vermutlich zu Unrecht, für ein Hoheitszeichen, das ein Krieger an einer Stange vor sich hergetragen haben könnte, und

gibt ihm deshalb den Namen „Standarte von Ur“. Wissenschaftler aber vermuten heute, dass es sich um den Teil eines Musikinstruments oder einfach eine Schatulle gehandelt haben könnte.

Die Mosaiken zeigen auf der einen Seite Männer, die Ochsen und Ziegenböcke führen, Fische und Säcke tragen, und darüber einen König, der wohl mit seinem Hofstaat ein Bankett feiert.

Auf der anderen Seite ist vermutlich der gleiche König abgebildet: diesmal, wie er in den Krieg zieht, dazu Soldaten und Gefangene. In der unteren Bildleiste sind die von Wildeseln gezogenen Streitwagen des Königs zu sehen. Als grafisches Mittel ändern die Tiere von links nach rechts die Gangart – erst Schritt, dann leichter Galopp, schließlich Jagdgalopp – und wecken so beim Betrachter ein Gefühl von Tempo.

Die zugleich rätselhaftesten und wunderbarsten Kunstwerke aus den Gräbern sind Skulpturen zweier aufgerichteter Ziegenböcke, deren Vorderbeine auf

Zweigen ruhen. Gesicht, Beine und Geschlechtsteile der Tiere sind mit Gold beschichtet, die Hörner, Pupillen und Ziegenbärte aus Lapislazuli, das Fell aus weißen Muscheln.

Die Bedeutung der Figuren ist unklar, aber sie sollen wohl eine Verbindung zwischen Tier- und Pflanzenwelt symbolisieren (ursprünglich waren die Böcke mit einer Silberkette an die Zweige gefesselt, von denen sich nur noch Rückstände im Boden finden) sowie Fruchtbarkeit und Regeneration versinnbildlichen. Die „Widder im Gestrüpp“, wie Woolley die Skulpturen nennt, sind aber nicht nur Kunstwerke. Sie dienten auch als Gebrauchsgegenstände: Im Nacken der Tiere finden sich goldene Zylinder, an denen ein Tablett oder eine Tischplatte befestigt werden konnte. Ein exquisites Möbelstück also, das der Verstorbene mit sich ins Jenseits nahm.

Wie malten sich die Bewohner von Ur das Leben in jenem Reich aus, in das ihr Geist sich aufmachte, wenn der Körper starb? Kaum eine Quelle aus der Zeit gibt hier Auskunft, das meiste muss aus späteren Schriften geschlossen werden, vieles bleibt geheimnisvoll.

Aber offenbar stellten sich die Sumerer das Totenreich wie eine Spiegelung der ihnen vertrauten Welt vor. Auch im Jenseits gibt es demnach Tempel und Paläste, in denen die Götter und Könige wohnen. Beamte, die sich um die Verwaltung kümmern. Mauern, Tore, Straßen, Häuser, Kanäle. Nur ist alles dunkler und trauriger. Die Jenseitsvorstellung der Sumerer ist pessimistisch: Kein Paradies wartet nach dem Tod, nicht einmal ein angenehmeres Dasein als Belohnung für die Mühsal auf Erden.

Soll es dem Geist des Toten gut gehen, müssen die Hinterbliebenen ihm mitgeben, was sie entbehren können. Und regelmäßig Opfer bringen, damit ihr Ahn nicht Hunger und Durst leidet und seine Angehörigen darum heimsucht.

Aber wie viel höher sind da die Ansprüche eines Königs! Er benötigt nicht nur Speisen und Trank, sondern auch Wagen und Ochsen für die lange Reise, Möbel für seine Paläste, standesgemäße Geschenke für die Götter. Und natürlich seinen Hofstaat, damit er in dem gewohnten Luxus, der vertrauten Bequemlichkeit im Jenseits weiterleben kann.

Auf solche „Gefolgschaftsbestattungen“ sind Archäologen in vielen Kulturen



Woolley findet nur Reste mehrerer Harfen im Boden – Jahrzehnte später gelingt es, dieses Instrument wiederherzustellen

gestoßen, von China über Westafrika bis Mittelamerika. Mesopotamische Texte aber schweigen über das Ritual, und die Forscher können lediglich Vermutungen anstellen: Haben nur die Könige von Ur und nur in dieser Epoche ihre Diener mitgenommen ins Totenreich? Handelte es sich um eine brutale Machtdemonstration von Tyrannen? Oder folgte der Hofstaat seinem Herrn freiwillig ins Jenseits?

Manche Forscher glauben, dass Könige ihre Diener vor aller Augen ermorden und in die Grabanlagen bringen ließen, um ihre Autorität über alles Lebendige und Tote unter Beweis zu stellen: damit für immer Angst und Schrecken das Volk beherrsche.

Als Woolley die Skelette von Puabis Hofstaat ausgräbt, fällt ihm dagegen, wie er schreibt, als Erstes die „Friedlichkeit“ der Toten auf. Die Musikerinnen – so Woolleys Rekonstruktion der Knochen – liegen einander gegenüber, eine der Frauen fasst noch in die Saiten der Harfe. Und bei allen Leichen finden die Ausgräber einen Becher, in dem sich, da hat Woolley keinen Zweifel, das tödliche Gift befand.

Bis heute ist seine Deutung die wahrscheinlichste: dass es der Hofstaat als Ehre empfand, Puabi in die Schattenwelt zu folgen. Dass der Tod für die Diener ein Privileg, nicht eine Strafe war.

Berichte über den Friedhof von Ur locken ab Ende der 1920er Jahre Besucher aus aller Welt in den Südirak. Die Autorin Agatha Christie liest einen Artikel Woolleys über Puabis Grab und den toten Hofstaat und ist so fasziniert, dass sie 1928 per Orientexpress in Richtung Bagdad reist. Sie wird später einen Assistenten Woolleys heiraten und 1936 den Krimi „Mord in Mesopotamien“ veröffentlichen. Die Handlung spielt auf einer Grabungsexpedition im Irak – das Mordopfer ähnelt auffallend Katharine Woolley.

Deren Mann ist nun einer der berühmtesten Ausgräber aller Zeiten. Anders als Howard Carter genießt Woolley die Öffentlichkeit. 1935 schlägt die Queen ihn zum Ritter. Sein Buch „Ur in Chaldäa“ wird zum größten Bestseller der Archäologie. Bis ins hohe Alter bleibt der Brite, der 1960 stirbt, der Wissenschaft verpflichtet, hält Vorträge in aller Welt.

Woolley habe die große Gabe der Vorstellungskraft besessen, schreibt Agatha Christie. Führte er Besucher durch die Ruinen von Ur, sei der Ort für ihn so real gewesen wie Jahrtausende zuvor. „Es war seine Vorstellung von der Vergangenheit, und er glaubte daran – und jeder, der ihm zuhörte, glaubte auch daran.“

Johannes Strempel, Jg. 1971, ist Autor im Team von GEOEPOCHÉ.



Mit der KRAFT der POESIE

Als um 2250 v. Chr. politische Unruhen ihre Heimatstadt in Mesopotamien erschüttern, versucht eine Königstochter mit einem Lied göttliche Hilfe herbeizuschreiben: Ihr episches Werk wird Enheduana zur ersten uns bekannten Autorin der Geschichte machen

—— Text: CONSTANZE KINDEL

Die Dichterin Enheduana beschwört in ihren Versen die Schutzmacht ihrer Familie: Ishtar, die oft als geflügeltes Wesen dargestellte Göttin der Liebe und des Krieges, die die Sumerer Innana nennen



Enheduana (im Bild rechts) bekleidet das höchste religiöse Amt im Reich: Sie ist Hohepriesterin am Tempel des Mondgottes (hier bei einem Opfer)



Nichts ist ihr geblieben. Alles hat man ihr genommen, ihren Titel, ihre Würde, ihre Macht. Man hat sie aus dem Amt gejagt und aus der glänzenden Hafenstadt Ur am Persischen Golf vertrieben. Ihre Zukunft ist ungewiss. Nur die Götter, so glaubt sie, können ihr jetzt noch helfen.

Und so sitzt sie an ihrem Zufluchtsort und schreibt um ihr Leben, drückt mit dem Rohrgriffel Wortzeichen in weichen Ton, dichtet Zeile um Zeile jenes Lied, das ihr Schicksal bestimmen soll und auch das der Stadt, in der sie bis zu ihrer Flucht das höchste religiöse Amt im ganzen Land bekleidet hat.

Es ist eine Klage, eine Besschwörung, ein Opfer an Innana, die Göttin der Liebe und des Krieges, den Menschen auf der Erde sichtbar als Morgen- und Abendstern: *Herrin über die göttlichen Mächte, die unzähligen, Licht, das strahlend aufgegangen ist, Frau voll gewaltiger Taten, in gleißendem Schreckensglanz ...*

Nichts ist ihr geblieben – außer ihrer einzigartigen Gabe, Worte zu erdenken, so wirkmächtig und von solcher Schönheit, dass sie ihr, so ist sie überzeugt, die Gunst der Göttin bringen und damit ihr Schicksal wenden können: *Enheduana bin ich – ein Gebet will ich nun zu dir sprechen.*

Enheduana, „Zierde des Himmels“ – diesen Namen trägt die Vertriebene, seit sie den Thron der Hohepriesterin des Mondgottes in der Stadt Ur bestiegen hat. Sie ist eine stolze Frau, Tochter des Reichsgründers Sargon I. von Akkad, des bedeutendsten Königs, den das Land zwischen den Strömen je gekannt hat. In

den rund 40 Jahren seiner Regierung hat ihr Vater alle Städte Sumers unterworfen, hat das erste Großreich der Geschichte gegründet und seine Residenzstadt Akkad zu dessen Kapitale erhoben (siehe Kasten Seite 69).

Seither regieren Sargons Statthalter die Städte Sumers. Seither auch ersetzt das Akkadische der Eroberer als offizielle Sprache das alte Sumerische. Und Sargons Tochter verfügt als Priesterin in der Hafenmetropole Ur über den Tempel des Mondgottes und somit über die gesamten Einkünfte des mächtigen Heiligtums.

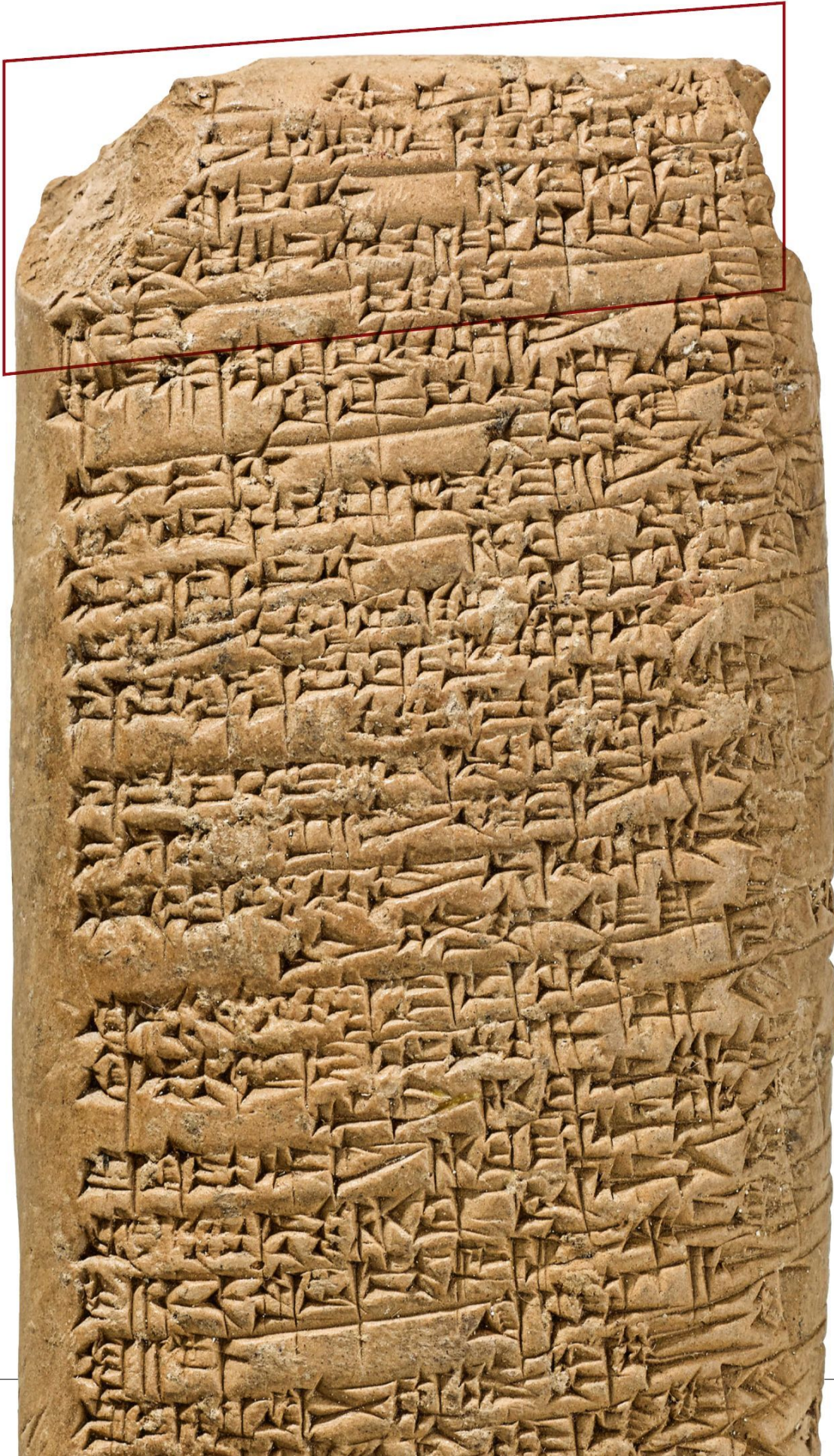
Doch als Enheduana um das Jahr 2250 v. Chr. ihr Lied für die Göttin Innana dichtet, ist Sargon längst tot. Auf dem Thron sitzt nun ihr Neffe Naramsin, ein Enkel Sargons, aber im sumerischen Süden wächst der Widerstand gegen die akkadische Dynastie.

Mehrere Stadtstaaten haben sich gegen die Vorherrschaft der Invasoren verbündet. In Ur, einem der wichtigsten Zentren im Zweistromland, dort, wo Enheduana als Hohepriesterin über den Tempel wacht, ist die Rebellion offen ausgebrochen.

Lugalane nennt sich der Mann, der die Macht dort an sich gerissen hat: „König, erwählt von An“, dem Himmelsgott. Und er hat es gewagt, Enheduana aus ihrem Amt als Hohepriesterin zu treiben. Offenbar hofft er, dass sie sich das Leben nimmt.

Enheduana schreibt dazu: *Nachdem er triumphierend dagestanden war, hat er mich aus dem Tempel vertrieben. Wie eine Schwalbe vom Fenster ließ er mich fliegen, hat mich zum Dorngestrüpp des*

Ihre
WAFFE
ist das
geschriebene
Wort



Insgesamt 153 Zeilen in sumerischer Keilschrift umfasst das Lied, das Enheduana mit einem Rohrgriffel in Tontafeln drückt; der Text ist vollständig erhalten. Sie fordert darin Rache für erlittenes Unrecht, beklagt ihr Leid, beschwört Innana, die Schutzgöttin ihrer Familie, die den Aufruhr beenden und das Schicksal der Hohepriesterin wenden soll. Und hebt ihren eigenen Namen mehrmals selbstbewusst hervor, etwa in den ersten fünf Zeilen dieser Tafel (siehe Rahmen): »Ihr liegen Feindland und Wasserflut zu Füßen. / Diese Frau ist wahrhaft gewaltig – die Stadt wird sie vor sich erzittern lassen. / Tritt (vor Gericht), damit sie mir in ihrem Herzen beruhigt sei! / Enheduana bin ich – ein Gebet will ich nun zu dir sprechen! / Meinen Tränen, wie gesüßtem Bier: / Dir, schicksalbestimmende Innana, lasse ich ihnen nun freien Lauf«



Enheduana stammt aus der mächtigsten Familie des Zweistromlandes: Von seiner Kapitale Akkad aus hat ihr Vater König Sargon I. (oben) alle Städte Sumers bezwungen

Feindlandes verschleppt. Die Krone des Hohepriesters konnte er mir entreißen. Ein Stilett gab er mir: „Das ist für dich geschmückt!“, sagte er mir.

Doch die Hohepriesterin kann aus der Stadt fliehen. Und sie ergibt sich nicht in die Vorsehung, die von Menschen gemacht scheint. Nur die Götter sollen richten dürfen über ihre Zukunft und die Geschicke der Stadt Ur. Sie will Gerechtigkeit. Sie will Rache. Vom Mondgott Nanna aber glaubt sie sich verlassen: *Muss ich sterben, weil ich mein schicksalbestimmendes Lied angestimmt habe? Mein Nanna hat nicht nach mir gefragt, als man mich vernichtete im abtrünnig gewordenen Land.*

Und so beschwört sie in ihrem Lied Innana, die Schutzgöttin ihrer Familie (die andere Völker des Zweistromlandes Ishtar nennen). Innana, so glauben die Herrscher Akkads, verdanken sie den Aufstieg ihrer Dynastie: *Wasserflut, die von oben herab auf solch feindliches Land einstürzt, die Ranghöchste, von Himmel und Erde, die Innana bist du!*

Mit ihrer Dichtung will Enheduana den Zorn der Göttin entfachen. Innana soll den Aufstand niederschlagen und die Rebellen um Lugalane strafen: *Dass du gegen das feindliche Land brüllst, soll bekannt sein! Dass du die Häupter zer schlägst, soll bekannt sein! Dass du wie ein Raubtier Kadaver frisst, soll bekannt sein!*

Worte als Waffe. Enheduanas Lied, 153 Zeilen lang, soll ihr eigenes Leben retten und den drohenden Untergang des Reiches von Akkad aufhalten. Seinen Titel erhält es von seinen ersten Worten: „Ninmeschara“ – Herrin über die göttlichen Mächte, die unzähligen.

In immer neuen Abschriften werden Kopisten dieses Lied in Mesopotamien überliefern. Fast 100 Tontafeln und Fragmente haben die Jahrtausende überdauert, sodass seine Zeilen lückenlos erhalten sind: *Ich bin Enheduana.*

Das „Ninmeschara“ ist das älteste Werk der Literaturgeschichte, dessen Verfasser bekannt ist – und Enheduana die erste Dichterin, die der Welt ihren Namen nennt.

Die Priesterin ist eine Ausnahme unter den Dichtern Mesopotamiens. Über zwei Jahrtausende hinweg bleibt die Literatur im Zweistromland eine weitgehend anonyme Kunst, der Autor hebt sich nicht selbst hervor. Nur selten erscheint der Name eines Verfassers im *kolophon*, jener Schlussformel am

Ende eines Textes, die Auskunft gibt über die Zahl der Zeilen und Tafeln, die er umfasst, und den Namen des Schreibers, der ihn kopiert hat. Wichtiger als sein ursprünglicher Verfasser ist den Menschen im Zweistromland das Alter eines Textes, seine Herkunft aus einem der traditionellen Machtzentren Mesopotamiens, seine göttliche Inspiration.

Als Enheduana um 2250 v. Chr. ihr „schicksalbestimmendes Lied“ schreibt, ist die Literatur gerade erst geboren.

Die Keilschrift, einst für Verwaltungszwecke erfunden (siehe Seite 38), hat sich über Jahrhunderte weiterentwickelt, von Zählensymbolen zu Zeichen, die erst für Wörter und schließlich für Laute und Silben stehen. Um 2700 v. Chr. ist der Prozess abgeschlossen – und Mesopotamiens Schreiber produzieren von nun an neben Rechtsurkunden, Kaufverträgen und Weihinschriften auch erste Frühwerke der Literatur. Etwa Sammlungen von Sprichwörtern, die sich mit Fragen der Landwirtschaft, aber auch mit menschlichen Verfehlungen wie der Eitelkeit befassen. Dazu Kompendien mit Beschwörungsformeln gegen giftige Skorpione und für glückliche Geburten.

Darüber hinaus bringt die mesopotamische Dichtkunst die ersten Hymnen hervor – Lobpreisungen, die Göttern, Königen und Tempeln gewidmet sind. Aber auch Ermahnungsliteratur wie den „Rat des Schuruppak“, in dem Vater und Schwiegervater ihren Kindern Ratschläge geben: „Wenn du Bier getrunken hast, prozessiere nicht!“

Und schon in der Anfangszeit des Reiches von Akkad, um 2300 v. Chr., entstehen die ersten Epen – jene Erzählungen, die welterschütternde Ereignisse und Heldentaten schildern: die wichtigste Literaturgattung Mesopotamiens. Mythische Dichtungen berichten von der Ordnung des Kosmos und der Erschaffung des Menschen, heroische Epen vom Leben legendärer Herrscher.

Wie alle Werke der mesopotamischen Literatur sind auch die Epen des späten 3. Jahrtausends v. Chr. für den mündlichen Vortrag gedacht und werden anfangs auch nur mündlich überliefert, bis sie schließlich jemand niederschreibt.



Der Aufruhr gegen Enheduanas Dynastie wird bald niedergeschlagen. Die Dichterin kehrt an den Tempel in Ur zurück – als habe ihre Hymne tatsächlich den Zorn der Innana (oben eine Alabasterstatue aus dem 3. Jahrhundert v. Chr.) gegen die Rebellen entfacht

Verfasst werden sie meist auf Sumerisch, das vor allem im Süden Mesopotamiens gesprochen wird. Nur vereinzelt entstehen Texte in der Sprache der neuen akkadischen Herrscher, die im Norden des Landes überwiegt.

Auch Enheduana dichtet nicht in ihrer Muttersprache Akkadisch, sondern auf Sumerisch, der Sprache der Literatur.

Wenig ist bekannt über die erste Autorin, die der Welt ihren Namen nennt. Erst mit ihrer Amtseinsetzung tritt sie überhaupt in Erscheinung, und selbst danach bleiben die Umrisse ihres Lebens vage.

Doch so viel lässt sich sagen: Als Hohepriesterin verkörpert Enheduana die Gemahlin des Mondgottes Nanna. Wie bei anderen Priesterinnen auch ähnelt ihr Gewand vermutlich mit seinen Volants den Kleidern der Göttinnen. Ihre Haare wird sie nicht wie andere Frauen der Oberschicht zu einem Knoten aufgesteckt tragen, sondern in losen Locken, geschmückt mit dem breiten Kronreif, der Zeichen ihres Amtes ist.

In ihrer Residenz im Tempel lebt sie in klosterähnlicher Zurückgezogenheit, vollzieht tägliche Reinigungsriten, mahlt die Gerste für die Speisung ihres Gottes und begleitet sein Kultbild auf Prozessionen wie etwa denen des Neujahrsfestes.

In Ur, der Stadt des Mondes, wird dieser wichtigste religiöse Ritus des Jahres zu Anfang des ersten und des siebten Monats des Mondkalenders begangen, also gebunden an die Tag- und Nacht-Gleichen. Das Fest beginnt jeweils am Tag des Neumonds.

In der dunkelsten Nacht des Monats verlässt der Gott Nanna den Tempel und zieht vor die Stadt. Die Hohepriesterin führt die Prozession zu nahe gelegenen Kaianlagen, wo dem Gott ein Zuhause auf Zeit errichtet worden ist, bis er in den ersten Tagen des neuen Monats mit dem zunehmenden Mond strahlend zurückkehrt nach Ur.

Als Priesterin ist Enheduana eine Mittlerin zwischen den Welten, lebendes Symbol der Eintracht zwischen Göttern und Menschen, die dem

Reich Wohlstand und Sicherheit bringt – so jedenfalls war es bis zum Ausbruch des Aufstands.

Und die Rebellion des Lugalane ist auch nicht von Dauer. Von Enheduanas Neffen Naramsin hat sich ein Denkmal erhalten, auf dem er als siegreicher König gezeigt wird, der über seine geschlagenen Feinde hinwegschreitet, angetan mit einer Hörnerkrone, wie sie die Götter tragen.

Wie und wann Enheduana wieder nach Ur zurückkehrt, ist nicht überliefert. Eine von Naramsins Töchtern wird ihr schließlich als Hohepriesterin in Ur nachfolgen.

Doch so, wie Enheduana mit ihrem Lied versucht hat, den Zorn der Innana zu entfachen, muss sie ihn nun auch wieder besänftigen. Am Ende muss Hoffnung herrschen, muss die Harmonie wiederkehren, die Eintracht, für die sie als Priesterin steht und die sie aufrechterhalten muss.

Dass sie überzeugt ist, mit ihrem Appell an die Göttin die Einheit des Reiches von Akkad gerettet zu haben, verrät die Inschrift einer großen Alabasterscheibe aus Ur, die die Zeiten überdauert hat: Auf der Rückseite der runden Tafel schreibt die Hohepriesterin, sie habe einen Altar gestiftet im Tempel der Innana – offenbar als Dank für die Niederschlagung des Aufstands.

Der Reliefstreifen auf der Vorderseite der Scheibe zeigt ein Ritual vor dem Altar. Hinter einem kahlköpfigen Mann, der ein Trankopfer darbringt, steht eine Frau im gerafften Gewand, die Haare fallen offen über den Rücken. Ein Gesicht im Profil mit scharfen, entschlossenen Zügen, die Hand zum Gruß erhoben: das einzige gesicherte Bildnis der ersten namentlich bekannten Dichterin der Weltliteratur.

Niemand kann sagen, wie lange Enheduana gelebt hat, wo sie gestorben, wo sie begraben ist. Auch ist unbekannt, wie umfassend ihr literarisches Schaffen war, ob sie es als Teil ihres Amtes begriff oder ihr die Dichtung zur Passion geworden war.

Immerhin: Ein halbes Dutzend erhaltene Texte werden Enheduana zugeschrieben. So gilt

sie den meisten Forschern als Verfasserin eines weiteren Liedes an die Göttin Innana mit dem Titel „Herrin mit starkem Herzen“. Bei anderen Texten, wie einem Lied auf den Mondgott und der mythischen Dichtung „Innana und Ebic“, lassen Inhalt und Stil vermuten, dass es die Werke der Hohepriesterin sind.

Auch eine Sammlung von Hymnen an Tempel in Sumer und Akkad soll sie zusammengestellt und bearbeitet haben. Eine Nachschrift weist sie als deren Schöpferin aus: „Die Urheberin dieser Tafel ist Enheduana; oh mein König, was ich geschaffen habe, hat niemand je zuvor geschaffen.“

Nicht zuletzt ihr enormes Selbstbewusstsein als Autorin macht Enheduana einzigartig unter den Dichtern ihrer Zeit. Es wird 2000 weitere Jahre dauern, bis auch in der Wahrnehmung der Welt einzelne Texte mit bestimmten Autoren verbunden werden, bis die Aufmerksamkeit für ein Werk auch dessen Verfasser gilt.

Das Land
zwischen den
Strömen wird
zum Hort des
WISSENS

Die Epoche, in der Enheduana gewirkt hat, steht am Beginn der Blütezeit der mesopotamischen Literatur. In den Schulen des Landes, in denen Staatsbeamte ausgebildet werden, regelt spätestens ab 2000 v. Chr. ein einheitlicher Lehrplan, welche literarischen Werke zu erlernen und abzuschreiben sind.

Der Unterricht im *edubbaa*, im „Haus, das Tontafeln zuteilt“, bestimmt so über den Kanon der Werke, der über Jahrhunderte weitergegeben wird.

Dabei handelt es sich vor allem um Hymnen auf Könige und Götter. Aber auch um Städteklagen, in denen die Autoren die Niederlagen und Verluste verschiedener Metropolen im Kampf um die Vorherrschaft in Mesopotamien rechtfertigen oder beklagen. Und schließlich um jene fantasiereichen Dispute, in denen sich Gegenstände wie beispielsweise Hacke und Pflug – aber auch Lebewesen wie etwa Vogel und Fisch, Tamariske und Dattelpalme – über ihre jeweiligen Vorzüge und Tugenden streiten, bis

BEGINN EINER NEUEN ÄRA

Mithilfe innovativer Kriegstechnik entsteht in Mesopotamien um 2300 v. Chr. das weltweit erste Großreich

Für den einen der beiden Fürsten ist dies der Moment seines größten Triumphs – für den anderen aber wird das Datum auf ewig verbunden sein mit dem Gefühl tiefster Schande.

Denn an diesem Tag irgendwann um 2300 v. Chr. führt Fürst Sargon von Akkad seinen mächtigsten Widersacher, den Herrn von Uruk und Anführer einer Koalition sumerischer Städte, nackt und gefesselt vor einen Tempel in Nippur.

Mit der Demütigung des gegnerischen Königs Lugalzagesi will Sargon aller Welt zeigen, dass der Gott der Winde und der Erde allein ihn zum Herrscher über ein vereintes Mesopotamien bestimmt hat.

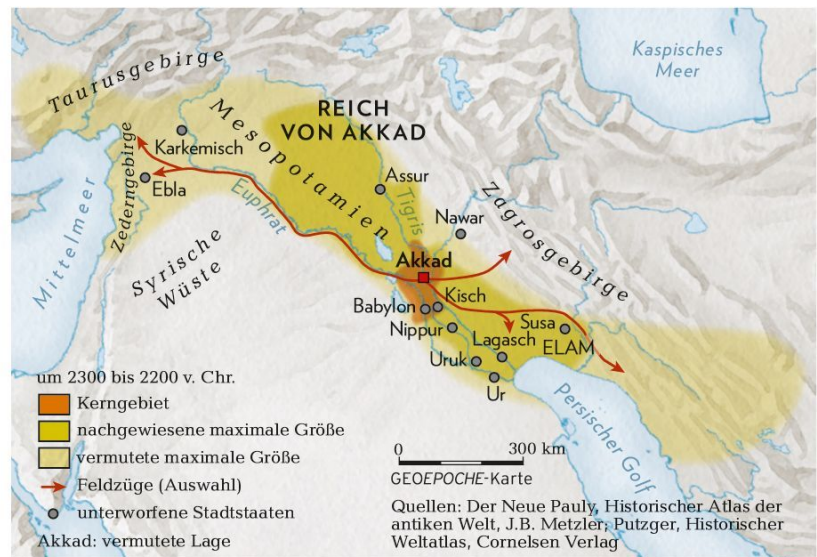
Noch wenige Jahrzehnte zuvor ist das Land an Euphrat und Tigris in Dutzende Stadtstaaten zersplittert, besteht aus zahlreichen Gemeinwesen wie Ur, Lagasch oder Kisch, regiert von regionalen Fürsten.

In jedem dieser Kleinststaaten gelten eigene Gesetze, Maße und Gewichte, beten die Menschen zu verschiedenen Göttern des mesopotamischen Pantheons. Und ihre Herrscher kämpfen immer wieder erbittert gegeneinander um Grenzen, Wasserläufe, Weideland.

Kaum einem Fürsten ist es bisher gelungen, sein Territorium über das Umland seiner Stadt hinaus auszudehnen – bis sich Sargon um 2325 v. Chr. zum König von Akkad aufschwingt und mit überlegener Kriegstechnik die Hegemonie in Zentralmesopotamien erringt.

Seine Truppen, nur mit Kurzspeeren, Pfeil und Bogen bewaffnet, sind beweglicher als die Phalanx der sumerischen Städte, die sich nun gegen ihn zusammenschließen und deren Soldaten in geschlossener Formation mit schweren Schilden und langen Lanzen kämpfen.

DAS ERSTE IMPERIUM



König Sargon von Akkad unterwirft um 2300 v. Chr. alle Stadtstaaten zwischen Euphrat und Tigris. Zudem erobert er wohl weitere Gebiete etwa in Anatolien und im Libanon. Das neue, straff organisierte Reich überdauert rund 150 Jahre

Mit seinem Sieg über die von Lugalzagesi geführte Koalition der Sumerer im Jahr 2300 v. Chr. wird Sargon zum bedeutendsten Herrscher seiner Zeit. Er schmiedet nun ein Imperium, das sich bald vom Oberlauf des Tigris bis zum Persischen Golf erstreckt. Es ist das erste Großreich der Geschichte – eine revolutionäre Neuerung in einer Welt, in der eine Stadt als höchste politische und religiöse Institution gilt, als Abbild des Kosmos und Wohnsitz der Götter.

Sargon unterwirft das iranische Königreich Elam, erobert fast ganz Mesopotamien. Wahrscheinlich führen ihn seine Feldzüge sogar über Syrien bis nach Anatolien und in den Libanon. Als Zeichen seiner Machtfülle, so künden mehrere Inschriften, wäscht er seine Waffen im Mittelmeer und nennt sich fortan „König des Universums“.

Seine Hauptstadt Akkad, wohl am mittleren Tigris gelegen, lässt er ausbauen, regiert von dort als absoluter Herrscher, setzt Verwandte in wichtige Staatsämter ein und erhebt seine Tochter Enheduana zur Hohepriesterin.

Sargons Macht stützt sich vor allem auf das Militär. Er lässt Garnisonen er-

richten, siedelt in den sumerischen Städten Akkader an. Statthalter wachen dort über die Befolgung seiner Befehle.

In allen Teilen des Reichs gilt fortan akkadisches Recht. Akkadische Beamte lenken die Landwirtschaft, vereinheitlichen Gewichte und Maße. Das Akkadische wird alleinige Amtssprache.

Auch Wirtschaft und Handel fördert der Monarch. Die eroberten Länder bieten Absatzmärkte für Produkte wie Wolle, Kleidung und Bier. Zugleich braucht Sargon Rohstoffe für Bau- und Rüstungsvorhaben, etwa Holz sowie Zinn und Kupfer für die Bronzeherstellung.

Rund 40 Jahre beherrscht Sargon sein Reich. Seine Nachfolger verehren ihn als Gott.

Sein Erbe aber können sie nicht dauerhaft bewahren. Geschwächt durch Thronkämpfe und Rebellionen unterworfenen Völker, zerbricht das Reich von Akkad rund 150 Jahre nach Sargons Sieg über die Sumerer unter dem Ansturm der persischen Gutäer.

Doch noch über ein Jahrtausend später werden mesopotamische Könige Sargon als Vorbild ansehen. Dirk Hempel



König Naramsin, Enheduanas Neffe, schlägt zahlreiche fremde Armeen und bricht brutal den Widerstand gegen die akkadische Dynastie (Stele aus dem 23. Jahrhundert v. Chr.)

eine Gottheit schließlich ein Machtwort spricht und den Gewinner benennt.

Von etwa 1500 v. Chr. an arbeiten Schreiber nicht mehr im „Haus, das Tontafeln zuteilt“. Sie fertigen nun immer häufiger in Palast- oder Tempelbibliotheken Abschriften für die Archive an, um die Texte zu bewahren. Zu dieser Zeit existieren in der Literatur Mesopotamiens immer noch zwei Sprachen nebeneinander. Als Alltagssprache haben akkadische Dialekte, der babylonische und der assyrische, zwar das alte Sumerisch verdrängt, aber als Sprache der Gelehrten wird es noch bis um die Zeitenwende gepflegt.

Eine eigene akkadische Literatur entsteht ab etwa 1800 v. Chr. Was sumerische Autoren zuvor geschaffen haben, dient den akkadischen nun als Vorbild. Sie ersinnen neue Formen, entwickeln althergebrachte weiter, versuchen schreibend die Welt zu ergründen, zu verstehen.

Dieses Streben nach Erkenntnis bringt die Weissagungstexte hervor, die auf logischer Schlussfolgerung gründen und durch Beobachtung dessen, was ist, Zusammenhänge zwischen Ereignissen finden wollen: Ein scheinbar einzigartiges Geschehen wird als göttliche Botschaft gedeutet, die das Herannahen eines zweiten Ereignisses ankündigt. Diese Zusammenhänge werden in Listen gesammelt und auf Dutzenden Tontafeln zu Abhandlungen zusammengefasst.

Der Wunsch nach Antworten, nach Weltklärung treibt die akkadischen Autoren um, auch in mythischen Erzählungen. Schon das erste große Werk der akkadischen Literatur geht weit hinaus über alles, was die mesopotamische Dichtung bis dahin hervorgebracht hat: Die 1200 Zeilen des Atramchasis-Epos, entstanden um 1700 v. Chr., stellen größere Fragen als alle sumerischen Mythen zuvor. Die Geschichte des Helden Atramchasis erklärt der Menschheit ihre Ursprünge und ihre Sterblichkeit, den Sinn und Wert ihres Lebens, ihre Aufgabe im Universum, ihre Bindung an die Götter.

Große EPEN ergründen das menschliche Schicksal

Das Epos verbindet die Erschaffung des Menschen mit der Erzählung einer Sintflut, Strafe der Götter, die der Priester Atramchasis in einem eigens gebauten Schiff überlebt.

Und schließlich schafft ein akkadischer Autor aus mehreren kurzen sumerischen Geschichten über König Gilgamesch, den sagenhaften Herrscher von Uruk (siehe Seite 26), jene große

Erzählung über das menschliche Streben nach ewigem Leben, die zum bekanntesten Werk der mesopotamischen Literatur überhaupt werden wird: das Gilgamesch-Epos.

Es ist das Porträt eines Übermenschen, umgetrieben vom Willen zu leben und zu überleben, dessen Anstrengungen ihn bis ans Ende der Welt führen, bis er schließlich sein Schicksal als Sterblicher annehmen kann.

Die Verfasser beider Epen sind unbekannt. Anders als Enheduana, die Autorin, die der Welt selbstbewusst ihren Namen hinterlässt, treten sie hinter ihre Werke zurück.

Und doch haben die Dichter Mesopotamiens, die ersten Literaten der Menschheitsgeschichte, ein großes Erbe hinterlassen. Die Fragen, die sie stellen, beschäftigen die Literatur bis in die Gegenwart. Und die Geschichten, die sie erzählen, werden immer wieder neu niedergeschrieben – so wie die Geschichte der großen Sintflut und des Mannes, der sie in einem Schiff übersteht, das er mit eigenen Händen gebaut hat.

Es ist eine uralte Erzählung. Wohl der Erste, von dem berichtet wird, er habe einen Überlebenden der alles vernichtenden Flut getroffen, ist König Sargon I. von Akkad, Enheduanas Vater.

Und weit mehr als ein Jahrtausend nachdem die Epen von Atramchasis und Gilgamesch sie erwähnen, wird ein weiteres Werk die Geschichte der Sintflut erzählen. Der Mann, der sich, seine Frau und alle Tierarten in einer hölzernen Arche vor dem göttlichen Strafgericht rettet, heißt Noah.

Das Buch, das von ihm und seinen Taten berichtet, ist das 1. Buch Mose.

Das erste Buch der Bibel. ●

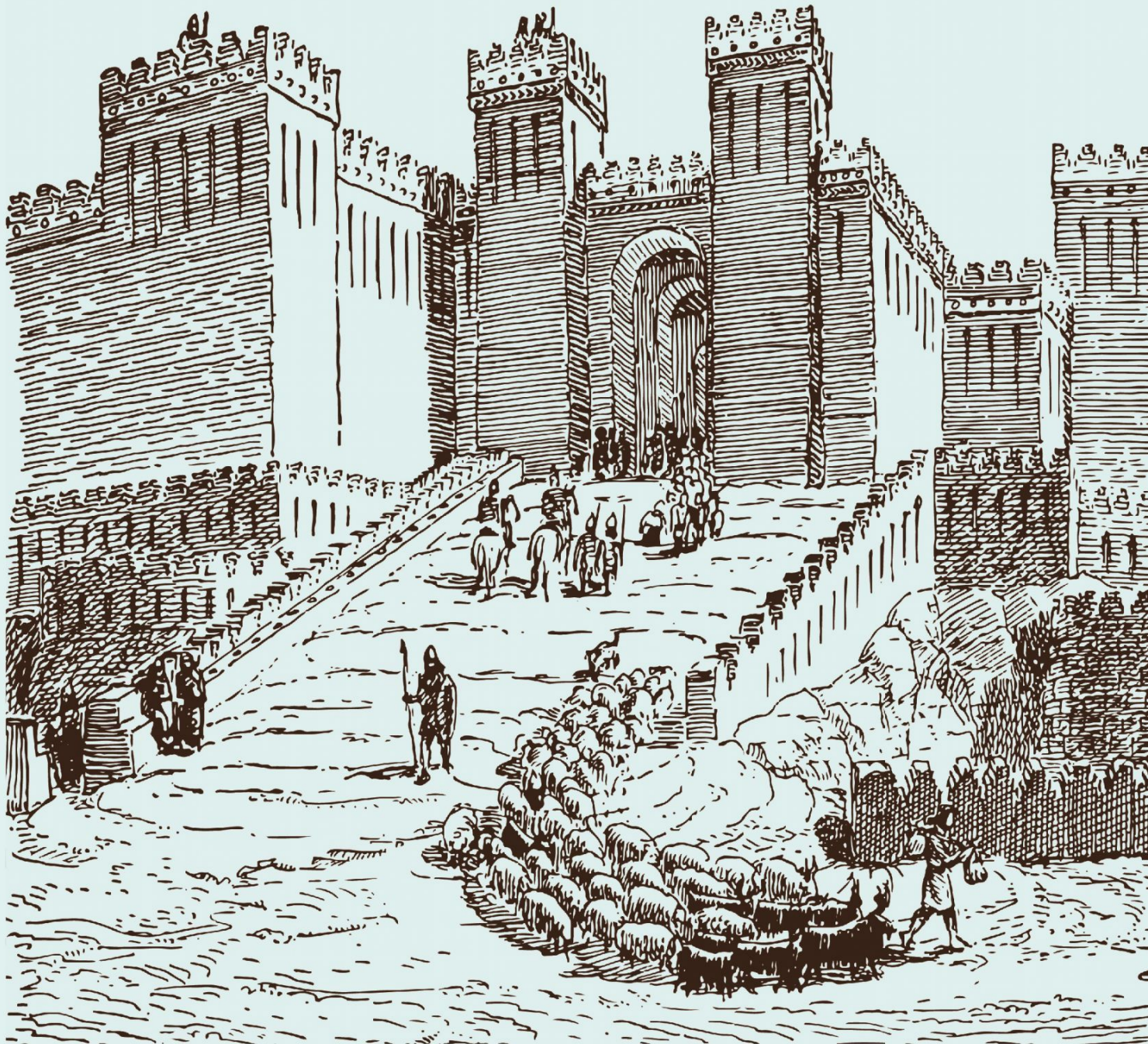
Constanze Kindel, Jg. 1979, gehört zu den regelmäßigen Autoren in GEOEPOCHÉ.

LITERATURTIPPS

Benjamin R. Foster
»The Age of Agade«
Umfassende Monografie
über die akkadische Ära,
in der König Sargon und
seine Tochter Enheduana
wirkten (Routledge).

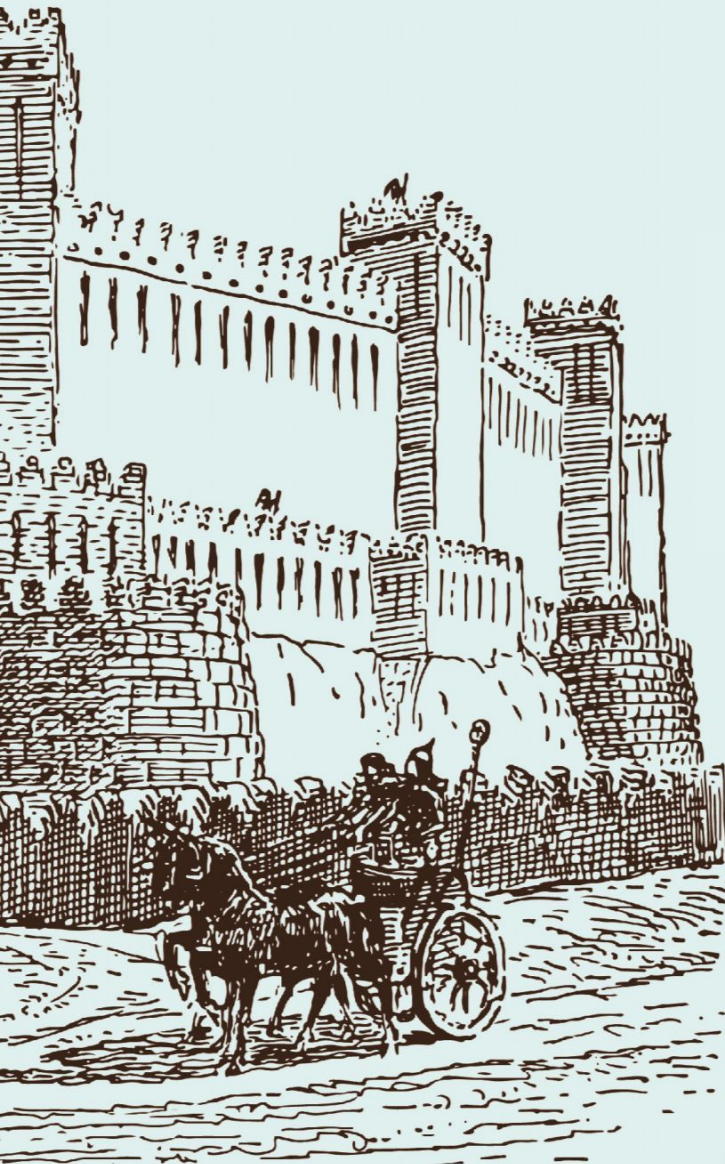
Karen Radner
»Mesopotamien. Die
frühen Hochkulturen an
Euphrat und Tigris«
Knapper, anschaulicher
Abriss zur Geschichte
des Zweistromlandes
(C. H. Beck).

STADT der



Wenig ist bekannt über Assurs Gestalt um 1900 v. Chr., nicht einmal der genaue Verlauf seiner Mauern. Die von einem Archäologen angefertigten Zeichnungen oben – hier das Haupttor – und auf den folgenden Seiten zeigen die Stadt zu einer späteren Blütezeit

HÄNDLER



Der hier wohl dargestellte Kriegsgott Assur ist Namensgeber und Beschützer der Stadt

Hinter den Mauern Assurs feilschen Kaufleute um Waren, wiegen Beamte mit geeichten Gewichten Zinnbarren ab, brechen Karawanen mit kunstvoll gewebten Textilien zu wochenlangen Reisen auf. Um 1900 v. Chr. ist die Stadt am Tigris eine perfekt organisierte Handelsmetropole. Nirgendwo im Zweistromland schlagen Händler mehr Güter um und agieren geschickter

Text: RALF BERHORST, Illustrationen: WALTER ANDRAE

D

Die Stadt Assur ist um 1900 v. Chr. ein bedeutendes Gemeinwesen: als Zentrum eines weitgespannten Handelsnetzes und Wohnstatt eines mächtigen Gottes, dessen Namen sie trägt. Dennoch ist wenig

mehr über den Ort bekannt als seine Lage. Kein Gebäude ist erhalten auf dem Felsplateau oberhalb des Tigris, wo sie einst lag, 100 Kilometer südlich von Mossul im heutigen Irak. Nicht einmal der Verlauf der Stadtmauer lässt sich im Gelände nachvollziehen.

Und doch wissen wir über Assurs Bewohner mehr als über viele andere Menschen des vorchristlichen Zweistromlandes. Denn ein außergewöhnlich umfangreicher archäologischer Fund, 750 Kilometer Luftlinie von Assur entfernt in den vom Erdreich überdeckten Ruinen der Stadt Kanesch in der heutigen Türkei geborgen, ermöglicht uns einen einzigartigen Einblick in den Alltag vor 4000 Jahren.

Insgesamt 23 000 Keilschrifttafeln haben Wissenschaftler dort gefunden,

mit privater und geschäftlicher Korrespondenz – wertvolle Artefakte, die die Zeiten in Kanesch, einem entlegenen Außenposten des assyrischen Handelsimperiums, unbeschadet überstanden haben.

Es sind Briefe wie jener, den eine Frau gemeinsam mit ihrer Schwägerin irgendwann um das Jahr 1885 v. Chr. am Tigris mit dreieckigen Zeichen in eine feuchte Tontafel schreibt. Der Adressat ist ihr Ehemann, der vor langer Zeit seine Heimat verlassen hat und in Kanesch Geschäfte macht. Ein Mann, der über der Gier nach immer mehr Gewinn offenbar seine Gemahlin, seine Schwester und seine Geburtsstadt vergessen hat.



Die beiden Frauen flehen den Mann an, endlich zu ihnen zurückzukehren: „Wir haben die Frauen befragt, die Orakel deuten und Omen aus den Eingeweiden toter Tiere lesen und die mit den Geistern unserer Vorfahren Zwiesprache halten. Der Gott Assur gibt dir eine ernstliche Warnung: Du liebst das Geld! Du hasst dein Leben! Kannst du nicht Assur hier in deiner Heimatstadt ehren und besänftigen? Bitte, wenn du diesen Brief vernommen hast, komm zurück, blicke Assur ins Angesicht und rette dein Leben!“

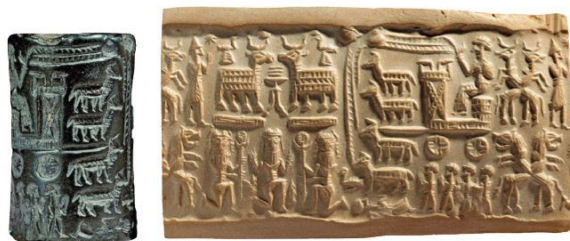
Der Adressat dieser Tontafel heißt Imdilum und ist einer der reichsten Bürger von Kanesch. Ein Geschäftemacher, vermögend geworden durch den Handel mit Stoffen und Zinn, der zu seinen besten Zeiten über flüssige Mittel in Höhe von 120 Kilogramm Silber verfügt.

40 Tagesreisen von Assur entfernt, mitten in Zentralanatolien, hat dieser Mann sich ein Haus gekauft und ein zweites Leben begonnen. Mit knappen, scharfen Anweisungen, gebannt auf Tontäfelchen, die ebenfalls noch existieren, dirigiert er von Kanesch aus Karawanenführer und Agenten, ermahnt säumige Schuldner, umwirbt Geschäftspartner, kontrolliert sogar seine Söhne – stets in der Sorge, betrogen zu werden.

Mit seinem Geschäftssinn ist der Kaufmann Imdilum ein typischer Abkömmling Assurs. Der Stadtstaat gebietet über kein großes Heer, besitzt keine

natürlichen Rohstoffe, produziert keine begehrten Güter. Doch er liegt strategisch günstig, um an den Warenströmen teilzuhaben, die Mesopotamien in alle Himmelsrichtungen durchfließen.

Den Beamten, Kaufleuten und Königen von Assur gelingt es in dieser Zeit, ein Handelsnetz zu knüpfen, das sich vom Tigris über das nördliche Syrien bis nach Zentralanatolien spannt. Für mehrere Generationen wird Assur so zu einer bedeutenden kommerziellen Macht im Nahen Osten.



Die Kaufleute bekräften ihre Geschäfte mit Rollsiegeln – zylindrischen Steinen mit eingravierten Schriftzeichen oder, wie hier, bildlichen Szenen (o. l.), die in Ton gedrückt werden (o. r.)

Aber hätten Archäologen nicht im fernen Anatolien die Briefe von Männern wie Imdilum ausgegraben, wüssten wir über diese Blütezeit wohl nichts.

Nur schemenhaft sind Assurs Anfänge bekannt. Um 2500 v. Chr. lassen sich erstmals Siedler auf dem Plateau am Westufer des Tigris nieder – damals existieren in Sumer im südlichen Zweistromland längst hochentwickelte Zivilisationen, sind Großstädte wie Uruk schon seit Jahrhunderten bevölkert (siehe Seite 26).

Hoch auf dem Felsen über dem Tigris errichten die Neuankömmlinge zwei Tempel und widmen einen davon dem Gott Assur, dessen Name wohl bald auch auf die Ansiedlung übergeht.

Wenig lässt sich über die Größe der Ortschaft jener Ära sagen: Einige Tausend Menschen mögen bald hier leben. Sicher ist, dass die Wohnviertel rasch zu einem Labyrinth aus engen Gassen wachsen, in dem die Häuser dicht an dicht stehen. Denn wie einige der später gefundenen Briefe bezeugen, ist in Assur Baugrund teuer, und die Stadtmauer muss in den kommenden Jahrhunderten mehrmals erweitert werden, um Platz für neue Gebäude zu schaffen.

Unabhängig jedoch ist das Gemeinwesen nicht. Um 2100 v. Chr. gehört es zum Machtbereich der Könige von Ur, jener 600 Kilometer weiter südlich gelegenen Metropole, deren Herrscher auch zahlreiche andere Städte und Fürstentümer in Mesopotamien unterworfen haben. Assur muss regelmäßige Tributzahlungen leisten an die sumerische Stadt im Süden.

Als aber um 2000 v. Chr. das von Kriegen und inneren Unruhen geschwächte Imperium von Ur zerfällt, kann sich Assur unter seinem Anführer Sulili von dem fremden Einfluss befreien. Die Stadt wird nun selbst ein unabhängiges Königtum.

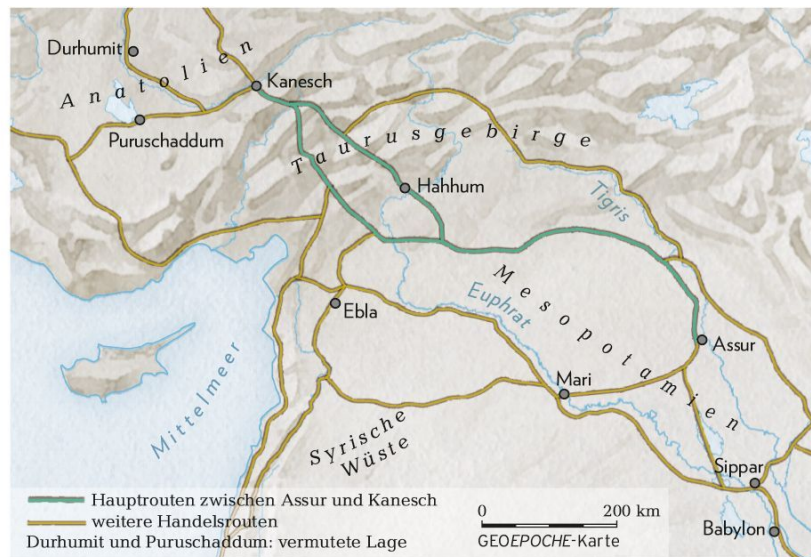
Seine Monarchen leiten ihre herausgehobene Position vom Gott Assur ab, als dessen Statthalter sie sich sehen. Sie regieren aber keineswegs als absolute Autokraten, besitzen nicht einmal einen Palast, sondern wohl nur ein größeres Wohnhaus. Und sie teilen sich die Macht mit einem Ältestenrat und einer Stadtversammlung. In diesem Gremium, das Recht spricht und bei allen wichtigen Beschlüssen beteiligt ist, dominiert eine Elite wohlhabender Händler. Sie lenken maßgeblich die Geschicke der Stadt – und gewiss sind sie eingebunden in eine Entscheidung, mit der um das Jahr 1775 v. Chr. Assurs Aufstieg zu einem Handelsimperium beginnt.

Bis dahin ist der Stadtstaat nur eine von vielen Stationen in dem ausgedehnten Wegenetz, das die Eselkarawanen der mesopotamischen Händler bereisen und das sich weit über die Grenzen des Zweistromlandes hinaus erstreckt. Es reicht vom heutigen Afghanistan im Osten über das Hochplateau des Iran sowie von den Häfen am Persischen Golf entlang der Ströme Euphrat und Tigris hinauf bis nach Syrien und Anatolien, führt von dort bis zur Küste der Ägäis und zu den Gestaden des Schwarzen Meeres.

Fortan aber wollen die Machthaber Assurs stärker von den Warenströmen

Assurs Mauern erheben sich im Norden Mesopotamiens am Ufer des Tigris. Als König Iluschuma um 1775 v. Chr. die Einfuhrzölle auf Importwaren abschafft, wächst die Stadt rasant: Insbesondere Händler aus dem Süden kommen nun in die neue Steueroase, um dort Luxusgüter zu verkaufen

DIE WEGE DER WAREN



In der Metropole am Tigris kreuzen sich die Routen eines ausgedehnten Handelsnetzes, das vom heutigen Afghanistan über das Hochplateau des Iran, vom Persischen Golf bis an die Küsten der Ägäis und des Schwarzen Meeres reicht. Die meisten der aus dem Süden importierten Güter setzen die Kaufleute von Assur in Anatolien ab: In der Stadt Kanesch gründen sie um 1950 v. Chr. eine Handelskolonie, die direkt der Mutterstadt untersteht

profitieren. Etwa 25 Jahre nach der Unabhängigkeit von Ur befreit König Iluschuma alle Händler, die aus dem Süden des Zweistromlandes in seine Stadt kommen, von den Importsteuern auf mitgeführte Waren (so hält es eine Inschrift fest). Sein Nachfolger bekräftigt das Edikt und nimmt ausdrücklich Silber, Gold, Kupfer, Zinn und Gerste vom Einfuhrzoll aus.

Durch den Verzicht auf Steuereinnahmen verschaffen die Monarchen Assur einen enormen Vorteil: Kaum sind die Erlasse bekannt, ziehen immer mehr Händler mit Luxusgütern aus dem Süden in die Stadt, um sie am Tigris zu verkaufen, wo ihr Gewinn nicht durch Abgaben geschmälert wird wie andernorts im Zweistromland. Sie haben duftenden Safran im Gepäck, Halbedelsteine wie blauen Lapislazuli, in Rot- und Brauntönen funkelnde Karneole, dazu kostbare Textilien, Stofftücher von vier mal viereinhalb Metern, aus Schafwolle gewebt von Frauen in den Metropolen des Schwemmlandes im Süden.

Vor allem aber bringen sie einen begehrten Rohstoff in das neue Königreich: Zinn. Das Metall stammt von weither, Minenarbeiter haben es im nördlichen Afghanistan, in Usbekistan und Tadschikistan aus Erzbrocken erschmolzen. Zusammen mit Kupfer ergibt Zinn Bronze, eine extrem belastbare Legierung, aus der Schmiede Waffen, Kessel und Gerätschaften für den Ackerbau formen.

Doch all diese Waren sind nicht in erster Linie für den Konsum vor Ort gedacht – sondern für den Export. Denn die Assyrer wissen längst, dass es jenseits des Zweistromlandes einen großen Absatzmarkt für die Güter aus dem Süden gibt, und diesen Markt wollen sie nun erobern.

Und so begründet in den ersten Jahrzehnten nach Verkündung des Verzichts auf Importsteuern eine wagemutige Generation assyrischer Kaufleute den Fernhandel mit Anatolien. In der dicht besiedelten Region schließen sie im Auftrag ihrer Heimatstadt Handelsabkommen mit zunächst etwa 20 Stadtstaaten. Die Verträge erlauben es den

Kaufleuten aus Assur künftig, die aus dem Süden importierten Textilien und Zinnbarren gegen eine festgesetzte Steuer in den weit entfernten Königreichen Anatoliens zu verkaufen.

Von diesem Arrangement profitieren beide Seiten: Die assyrischen Händler erhalten exklusiven Zugang zu einem großen Absatzmarkt. Die Herrscher im Norden wiederum sichern sich durch den Zoll regelmäßige Einnahmen und erhalten Zugriff auf das Zinn sowie kostbare Stoffe, wie sie niemand in Anatolien zu weben vermag. Dass sie ihre eigenen Händler von diesem Warentausch weitgehend ausschließen, nehmen sie dafür offenbar billigend in Kauf.

All diese Bestimmungen lassen sich einem Vertragsentwurf entnehmen, der erhalten geblieben ist, sowie ähnlichen Abkommen aus späterer Zeit und privaten Schreiben von Geschäftsleuten.

Zu den Akteuren des Anatolienhandels gehört auch Imdilums Vater Schulaban, der wohl vom Jahr 1914 v. Chr. an in seiner Heimatstadt regelmäßig Textilien und Zinnbarren kauft und sich damit immer wieder auf den Weg nach Norden macht.

Etwa um die gleiche Zeit wird Imdilum geboren, sein erster Sohn. Der Junge, der mit drei Brüdern und einer Schwester aufwächst, besucht wahrscheinlich eine Schule (von den wenigen Tontafeln, die in Assur gefunden wurden, enthalten die Hälfte Texte für den Unterrichtsgebrauch). Er übt sich darin, den Wert bestimmter Waren in Silberschekeln anzugeben, der assyrischen Währung, einem exakt abgewogenen Stück des Edelmetalls von gut acht Gramm.

Und er lernt, wie viele Jungen und manche Mädchen seiner Heimatstadt, die Keilschrift zu entziffern und die Zeichen mit einem eckigen Griffel aus Schilfrohr selbst in ein weiches Tontäfelchen zu setzen. Es sind für jeden angehenden Fernhändler wichtige Fähigkeiten.

Offenbar entwickeln sich die Geschäfte seines Vaters gut, und vermutlich besitzt Imdilums Familie im Häusergewirr Assurs bald ein größeres Anwesen mit Lagerräumen und Eselställen, ist das Haus ein geschäftiger Ort, von wo aus Karawanen nach Anatolien abreisen und

wohin sie Monate später von dort zurückkehren.

Als Imdilum herangewachsen ist, betraut ihn der Vater erstmals damit, selbst eine Karawane zu begleiten. Eine verantwortungsvolle Aufgabe. Jeder Transport erfordert hohe Investitionen; scheitert er, droht der ganzen Familie Ruin. Wahrscheinlich ist es Frühjahr oder Sommer. Zu dieser Zeit verlassen mehrmals im Monat Karawanen die Stadt Richtung Anatolien, um vor Anbruch des Winters zurück zu sein.

Und so macht sich wohl auch Schulaban irgendwann in jener Jahreszeit mit seinem Erstgeborenen auf den Weg zur Stadtversammlung von Assur. Das mehrstöckige Gebäude ist nicht nur Versammlungsort und Gerichtsstätte, sondern zugleich Getreidespeicher, Schatzhaus und zentraler Umschlagplatz mit Geschäften und Büros, wie es viele der erhaltenen Briefe beschreiben.

Hier können die Einheimischen Zinn, Stoffe und Edelsteine von den Händlern aus dem Süden kaufen, hier prüfen Beamte die Metalle auf Reinheit und wiegen sie mit geeichten Gewichten ab. Hier zahlen die Assyrer die Steuer auf die Exportwaren und können – falls notwendig – gegen Zinsen Kredit bei der Stadt aufnehmen.

Hier wohl auch mieten Schulaban und Imdilum Esel und heuern Treiber sowie einen erfahrenen Karawanenführer an, der eine möglichst schnelle und ungefährliche Route kennt. Und irgendwann in diesen Wochen schlachten die Kaufleute ein Schaf und opfern es dem Gott Assur, um ihn gnädig zu stimmen.

Dann ist der Tag des Aufbruchs gekommen. Noch vor Morgengrauen beladen Helfer die Esel im Hof des Vaters mit der kostbaren Fracht. In die Seitentaschen der Packsättel schichten sie je 32,5 Kilogramm schwere Zinnbarren oder bis zu 35 Stoffbahnen, eingewickelt in wasserfestes Tuch – jede einzelne von ihnen ist so viel wert wie ein Sklave.

In eine dritte Tasche auf dem Rücken der Tiere laden sie weitere Ware, bis jeder Esel 80 Kilogramm zu schleppen hat. Minutiös führen die assyrischen

Geschäftsleute darüber auf Tontafeln Buch. Dann verschließen sie die Taschen und versiegeln sie – erst in Anatolien dürfen sie wieder geöffnet werden. In einem Frachtbrief, der den Reisenden vorseilt, erhalten Geschäftspartner am Zielort eine genaue Aufstellung der Waren, mit exakten Anweisungen, was mit ihnen geschehen soll.

Wahrscheinlich schließen sich andere Geschäftsleute mit ihren Eseln Imdilums Treck an. Es ist sicherer, in Gruppen von mindestens 20 Lasttieren und ebenso vielen Treibern zu reisen.

Im grauen Licht vor Sonnenaufgang kommen noch einmal Verwandte und Freunde zusammen, um die Männer zu verabschieden. Ein letztes Mal kontrollieren die Eseltreiber den Sitz der Ladungen und Gurte; Beamte der Stadtversammlung prüfen, ob die Waren korrekt deklariert und versiegelt sind und die Exportsteuer bezahlt ist. Bei Sonnenaufgang öffnen Wachen das Stadttor.

Vor den Händlern liegen gut 1000 Kilometer, sechs Wochen wird ihre Reise dauern. Zuerst wenden sich die Männer gen Nordwesten. In der Sommerhitze halten sie es nicht länger als sechs Stunden im Freien aus, etwa 25 Kilometer legt die Karawane so am Tag zurück.

Doch die Assyrer haben den Handel längst perfekt organisiert. Entlang des Weges liegen Raststätten und Herbergen. Helfer laden die Packsättel abends vom Rücken der Esel, versorgen die Tiere mit Stroh und Wasser. Erst bei Tagesanbruch geht es wieder weiter.

Die Kaufleute durchqueren den Norden Syriens und passieren etliche Städte und Königtümer, doch bei Strafe ist es ihnen verboten, unterwegs die Siegel aufzubrechen und Waren anzubieten.

Die Karawane mit ihrer reichen Fracht muss eine Versuchung sein für viele Dorfbewohner und umherziehende Beduinenbanden. Die Verträge mit den örtlichen Herrschern schützen die Assyrer nur im Zielgebiet ihrer Wanderung vor Überfällen; die Fürsten dort haben sich verpflichtet, Räuber zu verfolgen und zu verurteilen, in manchen Fällen müssen Verluste sogar ersetzt werden.

Für den Weg durch Syrien aber gilt dieser Schutz oft nicht. Die Händler sind auf ihrem Weg ganz sicher mit Schwertern und Messern bewaffnet, aber sie lassen sich nicht von bezahlten Wächtern begleiten (Kosten für derartige Eskorten tauchen in den Abrechnungen jedenfalls nicht auf). Sie fürchten Überfälle

wohl weniger als andere Störungen des Handels: Aufstände in der Region sowie Scharmützel zwischen den Kleinstaaten Syriens und Anatoliens machen die Landwege immer wieder unpassierbar – und zwingen die Kaufleute, wochenlang in den Städten auszuharren.

Im Süden der heutigen Türkei gabelt sich der Weg. Zwei Routen führen von hier auf die Hochebene Anatoliens: Imdilum und seine Gefährten können sich entweder nach Westen zum Euphrat wenden, den Fluss mit einer Fähre queren und dann auf engen Pfaden das Taurusgebirge erklimmen. Durch die vielen Täler und Pässe des Bergmassivs, dessen Gipfel sich ringsum bis auf 3500 Meter erheben, gelangen sie schließlich auf die Hochebene. Oder sie überwinden den Euphrat auf einer nördlicheren Route bei der Stadt Hahhum und ersteigen von dort das Plateau.

Welche der beiden Strecken auch immer die assyrischen Händler wählen: Nach etwa 40 Tagesreisen erreichen die Männer eine fruchtbare Ebene und erblicken auf einem Hügel vor sich die Häuser des Stadtstaats Kanesch, ihr Ziel. Das anatolische Königreich ist der wichtigste Handelspartner Assurs und der bedeutendste Umschlagplatz im Handelsnetz der Kaufleute vom Tigris.

Durch eines der streng bewachten Tore erhalten die Reisenden Einlass. Über gepflasterte Straßen treiben sie ihre Esel direkt zum Königspalast.

Dort muss Imdilum die Waren seines Vaters nun offiziell deklarieren und verzollen. Beamte des Herrschers öffnen sämtliche versiegelten Behältnisse. Für jede mit Zinnbarren voll beladene Seitentasche zahlt Imdilum ein Kilogramm des Inhalts an Steuern, für jede Stoffbahn eine Importabgabe von fünf Prozent. Der Herrscher von Kanesch hat zudem ein Vorkaufsrecht auf ein Zehntel aller mitgeführten Güter. Mit den edlen Geweben aus Südmesopotamien zeichnet der König gern verdiente Höflinge aus, oder er verschenkt sie an verbündete Fürsten.

Den Rest seiner Ware kann Imdilum auf den Märkten von Kanesch frei



Mehrmals im Monat brechen von Assur aus Karawanen nach Anatolien auf. Die Kaufleute beladen jedes Lasttier mit rund 80 Kilogramm Waren, darunter wertvolle Gewürze



40 Tage brauchen die Gruppen bis nach Kanesch. Die Route ist gut organisiert: Es gibt Raststationen, und Verträge mit örtlichen Herrschern schützen die Händler in Anatolien vor Raubüberfällen

verkaufen oder bei Agenten und Geschäftspartnern seines Vaters abliefern.

Bezahlt wird er in Silberschekeln. Für die Textilien erhält er in Kanesch das Dreifache des Einkaufspreises, für Zinn das Doppelte. Nach Abzug sämtlicher Kosten und Steuern beträgt sein Profit etwa 50 Prozent; übergibt er die Ware Agenten auf Kredit und lässt sich das Silber erst einige Monate später durch einen Boten übersenden, liegt der Gewinn sogar noch höher. Ein äußerst lukratives Geschäft, für das die Assyrier die Strapazen des weiten Weges vermutlich sehr gern auf sich nehmen.

Rechtzeitig vor Anbruch des Winters kehrt Imdilum nach Assur zurück, bevor zwischen Dezember und April Schnee und Eis die Wege im Gebirge unpassierbar machen.

Schulaban ist offenbar zufrieden mit seinem Ältesten, denn immer wieder schickt er Imdilum in den kommenden Jahren auf die Reise. Doch der Ton ist rau zwischen Vater und Sohn, auf einer Tontafel erteilt der Patriarch ihm die schroffe Ermahnung: „Dringend! Sei vorsichtig und lass mich dich handeln sehen wie ein Mann!“

In Assur gründet Imdilum eine eigene Familie: Er heiratet, zeugt zwei Söhne und eine Tochter. Und er bleibt ein Untergebener seines Vaters – auch wenn er, so wie alle seine Brüder und nahen Verwandten, Geschäfte auf eigene Rechnung und mit eigenem Silber machen kann.

Doch um das Jahr 1894 v. Chr. stirbt Schulaban, wie sich aus der Geschäftskorrespondenz ableiten lässt. Die Leitung des Familienunternehmens geht auf einen von Imdilums Onkeln über, der im Rang über dem Erstgeborenen einer Familie steht. Und dieser Onkel schickt Imdilum in die Fremde. Der junge Kaufmann soll sich in Kanesch niederlassen, um dort die Waren aus Assur in Empfang zu nehmen und gewinnbringend zu verkaufen.

Imdilum ist vielleicht Anfang 20. Seine Ehefrau und die drei Kinder bleiben in Assur zurück. In den folgenden 16 Jahren wird er seine Heimatstadt kaum noch wiedersehen.

Nachdem die Generation der Pioniere den Handel mit Kanesch und den anderen Stationen des Handelsnetzes von Assur aufgebaut hat, nimmt der Warenstrom kontinuierlich zu. Mindestens vier Tonnen Zinn und 3800 Stück Textilien verschicken die Kaufleute Jahr für Jahr durchschnittlich allein über Assur nach Anatolien. Mehr als 600 Kilogramm Silber fließen zurück an den Tigris.

Bald ist es für jede Exportfirma in Assur unerlässlich, einen festen und vertrauenswürdigen Ansprechpartner in Anatolien zu haben, am besten einen Verwandten. Immer mehr Geschäftsleute lassen sich dauerhaft in Kanesch nieder. Sie errichten Häuser in der durch eine Mauer geschützten Unterstadt östlich des Palasthügels.

Die Fremden haben eine eigene Verwaltung und Rechtsprechung, ihre Führer beraten sich regelmäßig, rufen bei Bedarf eine Vollversammlung der assyrischen Händler ein. Ein „Büro der

Kolonie“, das in den Briefen immer wieder erwähnt wird, beaufsichtigt auch die rund 30 anderen assyrischen Handelsposten in Anatolien. Die so gegründete Kolonie Kanesch untersteht direkt der Mutterstadt und zahlt regelmäßig Abgaben in die Heimat.

Im Quartier unterhalb des Hügels wächst eine eigene Welt mit Geschäften, Tavernen und Werkstätten. Dutzende Händler aus Assur besitzen hier inzwischen eigene Häuser – große, zweistöckige Gebäude, erbaut im anatolischen Stil: mit Steinfundament, getünchten Lehmziegelwänden und hölzernen Pfosten, die das Dach tragen.

Auch Imdilum erwirbt dort ein Anwesen. Mit Tontafeln koordiniert er von hier aus die Geschäfte der Familie und seine eigenen Transaktionen. Und offenbar fertigt er von jedem Schreiben, das er Richtung Heimat schickt, eine Abschrift an und legt sie in seinem Archiv ab. Die Kopie dient ihm als Gedächtnis-

Da das von fruchtbaren Feldern umgebene Assur rasant wächst, müssen seine Mauern im Laufe der Zeit mehrmals erweitert werden. Am Flussufer erheben sich mächtige Tempel und Paläste, dahinter liegen in engen Gassen unzählige Wohn- und Lagergebäude

stütze, um Waren- und Geldströme jederzeit nachvollziehen zu können. Einen Kunden, der für vier gelieferte Textilien nur drei Schekel Gold zahlen will, lässt er wissen, dass er diese Summe bloß als Anzahlung betrachte. Einen anderen Geschäftspartner drängt er zur Barzahlung – angeblich, weil er selbst in finanzieller Not sei: „Ich habe hier ein Haus gebaut und habe die fünf Kilogramm Silber, die ich besaß, ausgegeben. Ich habe kein Geld verfügbar.“

Dabei gehen Imdilums Geschäfte in Wahrheit glänzend. Er wird immer

reicher, kauft von Kanesch aus mehrere Häuser in Assur für die enorme Summe von jeweils bis zu elf Kilogramm Silber. Sein Barvermögen beläuft sich auf mehr als das Zehnfache dieser Menge – Geld, welches er vermutlich immer wieder aufs Neue in Handelskarawanen investiert oder gegen 30 Prozent Zinsen an andere Kaufleute verleiht.

Mit einer besonders reich beladenen Karawane werden eines Tages von Assur aus gleich zwölf Tonnen Zinn nach Kanesch transportiert – das ist dreimal so viel, wie die Stadt sonst innerhalb eines ganzen Jahres in die Ferne verschickt. Allein 1410 Kilogramm der Fracht gehören Imdilum, der Rest stammt von

anderen Geschäftsleuten. 200 Esel sind erforderlich, um die wertvolle Last durch die Steppe und über das Gebirge auf die Hochebene zu schleppen.

Schon bald bauen die Assyrer in Anatolien einen zweiten Warenkreislauf auf: Im Königtum Durhumit, etwa 220 Kilometer nordwestlich von Kanesch gelegen, tauschen sie Zinn und Stoffe gegen Kupfer und verfrachten dieses tonnenweise auf Ochsenskarren in das vier Tagesreisen entfernte Puruschaddum in Westanato-



Assur

lien, wo sie es schließlich gewinnbringend für Silber verkaufen.

Es muss eine rauschhafte Zeit für die Händler sein, von denen viele als Helfer ihrer Väter begonnen haben. Die 10 000 Briefe aus den Familienarchiven in Kanesch, die Wissenschaftler bislang entziffert haben, handeln fast nur von Geld und Profit.

Auch Imdilum lässt sich von der Gier erfassen. Niemand weiß, wann er die Tontafel seiner Gemahlin und seiner Schwester mit der eindringlichen Bitte um Rückkehr erhält – das Schreiben ist, wie die meisten privaten Briefe aus Assur, undatiert. Niemand auch vermag zu sagen, ob er den beiden Frauen je geantwortet hat.

Klar aber ist, dass er die Aufforderung, seinem Leben eine neue Wendung zu geben, ignoriert. Warum auch sollte er Kanesch verlassen? Die Geschäfte

laufen gut; längst schon arbeiten auch seine beiden Söhne in dem Betrieb.

Allerdings behandelt er sie streng. Seinen älteren Sohn herrscht Imdilum beispielsweise eines Tages in einem Schreiben an, unverzüglich zu ihm nach Kanesch zu kommen: „Am Tage, da du meine Tafel vernimmst, mach dich auf und reise hierher ab! Steig auf deinen Esel und komm her!“

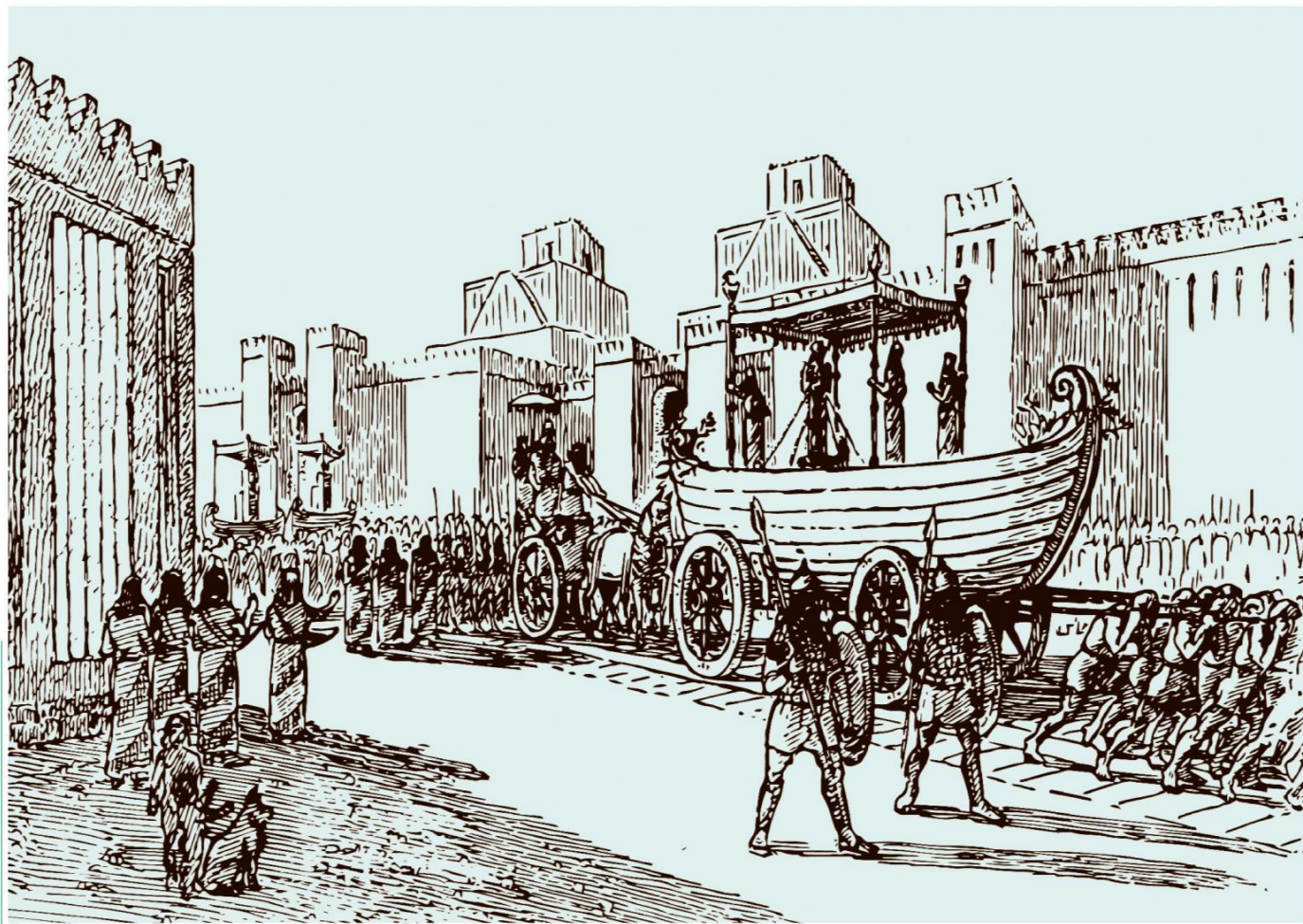
Den Jüngsten, der als Verlader für ihn arbeitet, drängt er, ausstehende Geldbeträge einzutreiben: „Wo sich auch nur ein Schekel Silber von mir befindet, lass es zahlen! Auch jeden Schekel Silber von

meinem Außenstand, von dem ich nichts weiß, lass zahlen, schicke mir dann das Silber und mache so mein Herz froh!“

Imdilum hält seinen Sohn für unzuverlässig und wirft ihm vor, „sich nur für Brot und Bier zu interessieren“. Er müsse „lernen zu gehorchen“. Einmal glaubt er gar, sein Jüngster habe etwas von seinem Silber unterschlagen und damit eigene Geschäfte gemacht, und lässt dessen Abrechnungen überprüfen.

Der Sohn rechtfertigt sich in einem langen, unterwürfigen Brief vor seinem Vater: „Ich schwöre, dass ich, seit ich dir helfe, nie etwas Falsches oder Ungehöriges getan habe. Ich habe die harschen Worte vergessen, die du mir gegenüber ausgesprochen und mir geschrieben hast, sowie die Tatsache, dass fünf oder sechs Kollegen hier damit beauftragt wurden, meine Konten zu prüfen. Das verdiene ich wahrlich nicht. Es möge mein Körper erlahmen, wenn ich die Unwahrheit sage!“

Mit Prozessionen huldigen die Bürger und Könige von Assur ihren Göttern (u.). Rund 100 Jahre lang beschert der Handel ihnen großen Reichtum. Doch als um 1863 v. Chr. in der Niederlassung in Kanesch mehrere Kaufleute sterben, zerfällt das assyrische Handelssystem: Die Jahre des grenzenlosen Profits sind vorbei



beiden Ehen gekostet haben. Es ist die Bilanz eines Gescheiterten.

Im Lauf der Jahre zieht auch Imdilums Tochter nach Kanesch. Dort heiratet sie zunächst einen Assyryer und nach dessen Tod einen Anatolier – somit leben schließlich alle drei Kinder Imdilums in der Fremde. Die Söhne heiraten einheimische Frauen. Und ihre Mutter verbringt die Tage in Assur in noch größerer Einsamkeit.

Um das Jahr 1878 v. Chr. aber, nach mehr als 15 Jahren in der Fremde, muss Imdilum doch noch zurück in seine Heimatstadt: Sein Onkel, der das Familiengeschäft geführt hat, ist gestorben. Nunmehr ist Imdilum der Ranghöchste unter seinen Verwandten. Jetzt soll er die Geschäfte von Assur aus leiten. Einer seiner Brüder sowie die beiden Söhne übernehmen seine Aufgaben in Kanesch.

Erneut tritt Imdilum die Reise von 40 Tagesmärschen an und begibt sich zurück in die Stadt des Gottes Assur. Er lebt fortan wieder mit seiner Frau zusammen. Wie mögen die beiden nach so langer Zeit miteinander ausgekommen sein? Aus dieser Periode sind keine ihrer Briefe erhalten.

Aber es müssen zuletzt harte, erfolglose Jahre gewesen sein. Denn der Mann, der einstmals riesige Karawanen in Bewegung gesetzt hat, handelt jetzt nur noch mit Kleinwaren – Kämmen, Flakons, Bechern, Schrott, wie eine seiner Tontafeln verrät. Den Grund des Abstiegs nennt das Schreiben aber nicht.

Von seiner einzigen Tochter, die weiterhin in Kanesch lebt, fühlt Imdilum sich vernachlässigt und nicht genügend gewürdigt angesichts der finanziellen Opfer, die er für sie erbracht hat. Verbittert beschwert er sich in einem Brief an sie über die hohen Ausgaben, die ihn ihre

Acht Jahre nach seiner Rückkehr aus Kanesch taucht Imdilums Name ein letztes Mal in einem Schreiben auf, zwei Jahre später muss er im Alter von knapp 50 Jahren gestorben sein. Die Geschäfte seiner Familie verebben. Für das Jahr 1864 v. Chr., vier Jahre nach Imdilums Tod, ist die letzte Transaktion nachweisbar. Kurze Zeit später bricht auch



Kein Siegel, keine Tontafel kündigt heute mehr vom Schicksal der Handelsmacht Assur: Bald nach Eroberung durch einen Nachbarstaat 1808 v. Chr. verlieren sich die Spuren der Stadt für Jahrhunderte

die Korrespondenz der meisten anderen Kaufleute in Kanesch mit der Mutterstadt Assur abrupt ab. Hat es sich plötzlich nicht mehr gelohnt, schwer gepackte Karawanen in Richtung Norden zu schicken? Blieb der Nachschub an Textilien und Zinn aus?

Anscheinend hat der Niedergang einen weitaus simpleren Grund: Um das Jahr 1863 v. Chr. sterben binnen Kurzem mindestens sechs weitere einflussreiche Händler in Kanesch. Sie waren gut vernetzt, haben einander vertraut, sich gegenseitig Geld geliehen, gemeinsam große Karawanen auf den Weg geschickt. Ihre Erben aber schaffen es offenkundig nicht, die alten Bande weiterzuführen; das Handelssystem der Assyryer bricht zusammen.

30 Jahre später zerstört eine Feuersbrunst die Unterstadt in Kanesch. Wahrscheinlich verheeren feindliche Truppen Stadt und Umland. Auch das einstige Wohnhaus Imdil-

lums brennt wohl nieder. Die dritte Generation der Assyryer flieht aus der Handelskolonie, ohne die in den Archiven lagernden Tontafeln mitzunehmen.

Zwar kehren assyrische Kaufleute einige Jahre später nach Kanesch zurück und bauen ihr Viertel wieder auf. Doch die goldenen Jahre sind vorüber. Es gibt keine gemeinsamen Geschäfte mehr, der Handel erreicht kaum den alten Umfang.

Und so assimilieren sich die Assyryer in der Fremde immer mehr, heiraten anatolische Frauen und unterstehen schließlich dem König im Palast auf dem Hügel von Kanesch.

Das Handelsnetz, das Assur groß und reich gemacht hat, zerfällt. Als im Jahr 1808 v. Chr. ein König aus dem Nachbarstaat Ekallatum die Handelsstadt am Tigris erobert, endet die Zeit der

Unabhängigkeit: Assur ist nun wieder Teil eines fremden Imperiums.

Einige Jahrzehnte darauf brechen die Quellen ab – keine Inschrift, keine Tontafel ist aus dieser Zeit mehr erhalten. Die Spuren der Stadt verlieren sich erneut im Dunkeln.

Die Wohnhäuser der großen Kaufleute werden im Lauf der Zeiten zerstört oder von späteren Generationen abgetragen und überbaut, darunter auch die große, geschäftige Halle, in der Imdilum und sein Vater unzählige Transaktionen abgewickelt haben.

Erst 200 Jahre später, um 1550 v. Chr., wird die Geschichte Assurs langsam wieder greifbar, kommt es zu einer zweiten Blüte des Gemeinwesens am Tigris. Doch diesmal (siehe Seite 108) machen die Assyryer nicht als Kaufleute und Händler von sich reden.

Sondern als Krieger. ●

Dr. Ralf Berhorst, Jg. 1967, ist Autor im Team von GEOEPOCHE. Der deutsche Archäologe **Walter Andrae** (1875–1956) leitete von 1903 bis 1914 die Ausgrabung der Ruinen von Assur.

LITERATURTIPPS

Mogens Trolle Larsen

»Ancient Kanesh«

Lebendige, kenntnisreiche Darstellung zur Geschichte der anatolischen Handelskolonie (Cambridge University Press).

Karl Hecker u. a.

»Kappadokische Keilschrifttafeln«

Enthält die Aufzeichnungen des assyrischen Kaufmanns Imdilum mit Übersetzung (Enigma).





MORD IN NIPPUR

Früh schon existiert in Mesopotamien eine Urform des modernen Rechtsstaats: Gerichte prüfen Indizien und Beweise, Richter fällen Urteile auf der Grundlage verbindlicher Gesetze. Als um 1900 v. Chr. in der Tempelstadt Nippur ein Priester getötet wird, kommt es zum ersten überlieferten Mordprozess der Geschichte

—— Text: IRENE STRATENWERTH

Aus den Händen eines Gottes empfängt König Urnammu (im Bild rechts) die Symbole der Gerechtigkeit: einen Maßstab und ein Senkblei. Der Herrscher über das Reich von Ur ist um 2100 v. Chr. wohl der erste Monarch der Geschichte, der Gesetze in Stein meißeln lässt

D

Die Anklage lautet: Mord. Denn Luinanna, ein Diener der Unsterblichen, ist tot. Und es war nicht etwa hohes Alter oder eine unheilbare Krankheit, was den Priester niedergelassen hat. Nein, er wurde Opfer eines Verbrechens, und dieses Verbrechen gilt es zu sühnen.

Beschuldigt werden drei Männer und eine Frau. Die Männer sollen Luinanna heimtückisch umgebracht haben, einen hochrangigen Priester aus Nippur: Die Stadt, 200 Kilometer südöstlich des heutigen Bagdad gelegen, ist die Wohnstätte des Gottes Enlil – und eines der bedeutendsten religiösen Zentren Mesopotamiens.

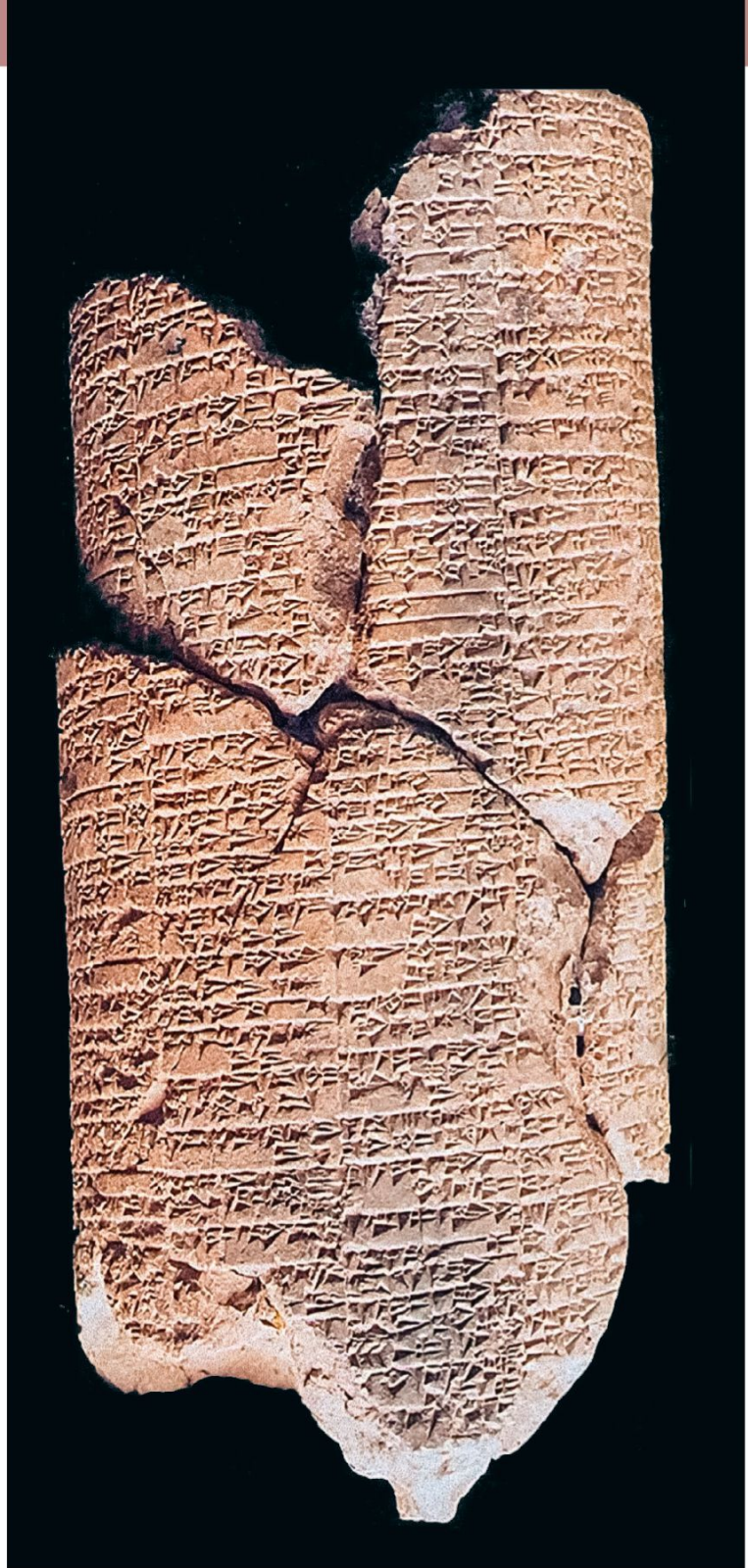
Die Frau war zwar nicht am Tatort, gilt aber dennoch als Schlimmste von allen: Nindada ist die Witwe des Getöteten – und angeblich hat sie die Männer zu der Bluttat angestiftet.

Hatte sie eine außereheliche Beziehung, vielleicht sogar mit einem der Mörder? Ließ sie ihren Gatten deshalb aus dem Weg räumen?

Ihr Schweigen hat die Frau verraten; so ist es jedenfalls in einem knappen Bericht über den Fall zu lesen: 60 kurzen Zeilen, die ein Schreiber vor rund 4000 Jahren mit kantigen Griffeln in den weichen Ton einer Tafel drückt.

Denn Nindada zeigte die Mörder nicht an, obwohl sie angeblich deren Namen kannte. Außerdem habe sie ihren Mann nicht geehrt. Ist diese Frau also gar keine trauernde Witwe, sondern eine mörderische Ehebrecherin?

Diese Frage soll kein Hinterbliebener des Opfers beantworten, der möglicherweise auf Blutrache sinnt, und auch keine zornige Menschenmenge, die vielleicht nach Lynchjustiz trachtet. Stattdessen wird ein Gericht über Schuld und Bestrafung der vier Verdächtigen befinden.



Der Kodex, den König Urnamma in Stein meißeln lässt (oben das älteste erhaltene Fundstück der Geschichte), gewährt

den Bürgern seines Reiches eine gewisse Rechtssicherheit, denn nun wissen sie verbindlich, was ihnen verboten ist und mit welcher Strafe sie im Fall eines Gesetzesverstoßes rechnen müssen

Mesopotamien kennt nicht nur Straf-, sondern auch Zivilrecht. Die Bewohner schließen Privatverträge, dokumentieren schriftlich Besitzverhältnisse – hier lässt ein babylonischer König um 1180 v. Chr. eine Landschenkung an seinen Sohn festhalten. Der Text ist auf der Rückseite dieser Stele festgehalten, die Front zeigt Symbole mesopotamischer Götter, etwa Mond und Sonne (oben)



So beginnt in der heiligen Stadt Nippur um 1900 v. Chr. der Prozess gegen Nindada. Und da Forscher kein älteres Dokument kennen, ist es der erste überlieferte Bericht über einen Mordprozess in der Menschheitsgeschichte.

Mesopotamiens Justizsystem weist überraschend moderne Züge auf: Bereits vor mehr als vier Jahrtausenden prüfen Gerichte Indizien und Beweise, fällen Urteile und legen Strafen fest. Die Verfahren folgen bestimmten Regeln und gestehen dem Angeklagten das Recht auf Verteidigung zu, und sei er auch ein mutmaßlicher Mörder.

Selbstjustiz ist nicht erlaubt: Allein vom König oder dessen Statthaltern berufene Gerichte dürfen nach für alle Untertanen verbindlichen Gesetzen Kriminelle bestrafen.

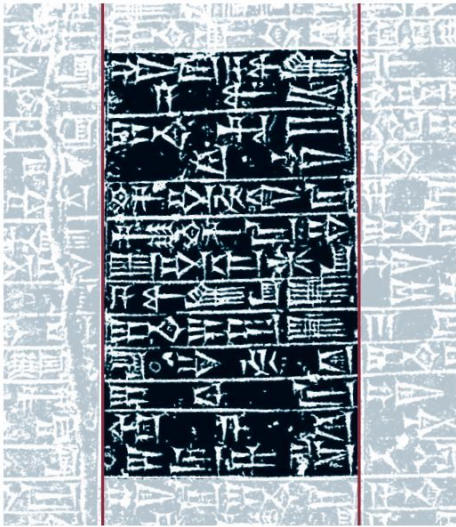
Die Geschichte der Rechtsprechung beginnt wohl im 3. Jahrtausend v. Chr. – und zwar hier im Zweistromland. Die archaische Kultur von Jägern und Sammlern ist längst einer Wirtschaftsform gewichen, die auf Ackerbau, Privatbesitz und Handel basiert. Anfangs leben in den Siedlungen vor allem Großfamilien, die Streitigkeiten um Güter und Reichtum in brutalen Fehden ausfechten, Mord und Totschlag durch Blutrache sühnen.

Dann aber beginnen Fürsten und Könige über Städte und Dörfer zu herrschen: als Verwalter der Götter auf Erden. In Mesopotamien verehren die Menschen Hunderte Gottheiten, in Nippur opfern Priester schon früh vor allem Enlil, dem Gott ihrer Stadt.

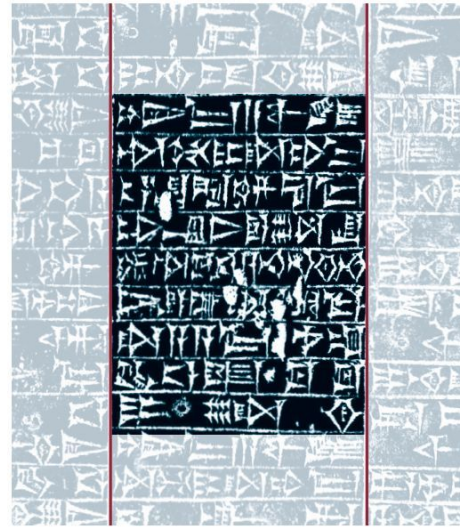
Die Herrscher haben die Pflicht, Frieden zu stiften und für Ordnung zu sorgen. Doch erst mithilfe der Schrift setzen sie eine Art Gewaltmonopol durch: Nur von ihnen autorisierte Gerichte dürfen nach allgemein gültigen Gesetzen Recht sprechen. Wohl spätestens ab 2000 v. Chr. lernen angehende Schreiber auch juristisches Grundwissen. Denn nach der Ausbildung stellen einige von ihnen als Verwaltungsbeamte staatliche Urkunden aus, andere arbeiten als Richter (viele der von ihnen aufgezeichneten Texte, Verträge und Prozessberichte werden Jahrtausende später bei Grabungen entdeckt).

Als Erster lässt wahrscheinlich König Urnamma, Gebieter über die Metropole Ur, um 2100 v. Chr. Gesetze in Stein meißeln und die Tafeln in Tempeln aufstellen. Er präsentiert sich damit, so der Prolog zu den Paragrafen, als Herrscher, der für Gerechtigkeit und Frieden sorgt und den Schutz der Schwachen garantiert.

Der Monarch lässt traditionelle Regeln sammeln – neues Recht hingegen setzt er kaum: Mord etwa war auch in den archaischen Gesellschaften



Der Kodex Hammurabi (um 1750 v. Chr.) ist die umfangreichste Gesetzessammlung des Zweistromlandes. Darin heißt es unter anderem (hier hervorgehoben): »Wenn ein Bürger einen Bürger bei einer Rauferei schlägt und ihm eine Wunde beibringt, dann soll dieser Bürger schwören: ›Ich habe nicht mit Absicht geschlagen‹, und den Arzt zahlen«



»Wenn ein Bürger einen Sklaven oder eine Sklavin kauft und ein Monat noch nicht vergangen ist und die *bennu*-Krankheit über ihn fällt, darf er ihn an seinen Verkäufer zurückgeben. Der Käufer soll das gezahlte Geld zurückerhalten«, so diese Rechtsregel (gelesen von rechts nach links)

geächtet. Doch mit der Aufzeichnung und öffentlichen Proklamation der Gesetze schafft er Sicherheit: Jeder Bürger kennt nun seine Rechte – und jeder Verbrecher die mögliche Strafe. Über die Einhaltung wacht der König, stabilisiert so sein Staatswesen und die eigene Macht.

Urnammas Gesetzessammlung ist eine der bedeutendsten Errungenschaften der Geschichte. Viele der rund 50 erhaltenen Paragraphen handeln von Mord, Körperverletzung, Ehebruch und sexueller Gewalt, und sie drohen zum Teil mit drakonischen Strafen. Etwa: Ein Mörder muss hingerichtet werden. Als ebenso schlimm gilt es, wenn eine verheiratete Frau ihren Ehemann betrügt.

Auf Körperverletzungen stehen Geldbußen; ausgeschlagene Zähne beispielsweise ziehen eine Strafe von zwei Schekeln nach sich (dem Preis für vier Schafe), eine abgeschnittene Nase schlägt mit 40 Schekeln zu Buche. Eine durch Gewalt ausgelöste Fehlgeburt gilt hingegen eher als Sachbeschädigung: Ist die Frau eines freien Mannes betroffen, beträgt die Strafzahlung laut einem

späteren Kodex 30 Schekel. Wer einer Sklavin das Gleiche antut, muss hingegen nur fünf Schekel zahlen: an ihren Besitzer, als eine Art Schadenersatz für das Kind, das schon vor der Geburt zum Eigentum des Sklavenhalters zählt.

Doch die auf Tontafeln und in Stein gemeißelt überlieferten Gesetze des Zweistromlandes beschäftigen sich mit weitaus mehr als nur Gewaltverbrechen. Sie sollen auch die Konflikte des Alltags lösen – und Ordnung schaffen, wo Chaos droht, weil Menschen mit sich widersprechenden Interessen aufeinandertreffen: als Geschäftspartner, als Nachbarn, als Mieter und Vermieter, als Sklaven und Freie; ja zuweilen auch als Ehepartner, als Kinder und Eltern.

Denn je vielschichtiger eine Gesellschaft wird, desto komplexer ist das Regelsystem, das sie braucht, um zu funktionieren. Und in manchen Metropolen Mesopotamiens leben um 2000 v. Chr. bereits Tausende Menschen zusammen. Sie regieren als Herrscher oder schuften als Sklaven, als Köche, Schuster oder Gärtner, als Schreiber, Gastwirte, Musikerinnen. Sie arbeiten in Geschirr-

GESETZE SOLLEN GEWALTAUSBRÜCHE VERHINDERN

oder Stoffmanufakturen, verkaufen als Händler Gewürze und Edelsteine aus fernen Landen oder als Prostituierte ihre Körper.

Die Bewohner leben und arbeiten miteinander, sind aufeinander angewiesen und konkurrieren zugleich um Besitz und Einfluss. Gesetze sollen als verbindliche Regeln auch verhindern, dass bei jedem Interessenkonflikt Gewalt ausbricht.

Viele private Rechtsverhältnisse – Immobilienkäufe etwa, Darlehen oder Eheverträge – werden nun zunehmend schriftlich festgehalten. Tausende davon sind auf Tontafeln überliefert. Oft bezeugen jene Siegel, die Zeugen und die beteiligten Parteien unter dem Vertragstext in den Ton drücken, die Echtheit der Dokumente.

Wie die Gesetze sollen auch solche Privatverträge offenen Streit und gewalttätige Fehden zwischen den Großfamilien verhindern.

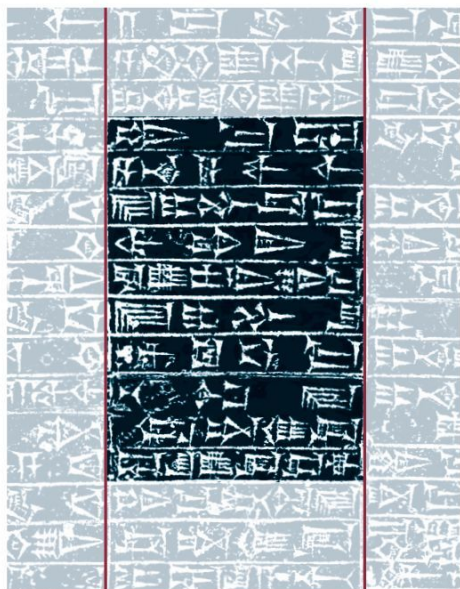
Späteres Recht geht noch einen Schritt weiter und regelt Ansprüche auf Schadenersatz: Wenn etwa jemand von einem Hund gebissen wird, haftet dessen Besitzer. Und wenn zwei wütende Stiere aufeinander losgehen und die Hörner des einen den anderen aufschlitzen, müssen ihre Eigentümer den Wert des lebenden und des toten Bullen je zur Hälfte untereinander aufteilen. Doch

wohl nur wenn sich die Parteien nicht einigen können, bringen sie ihren Fall vor Gericht.

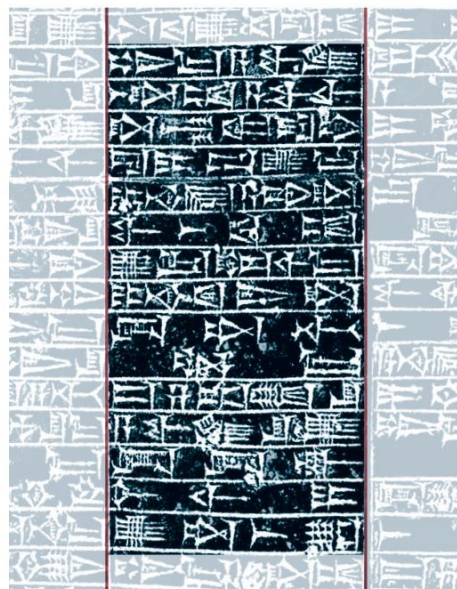
Zudem greifen Gesetze auch in das Familienleben ein. So etwa ein Kodex, der um 1930 v. Chr. entsteht: Er listet unter anderem die Pflichten von Vätern und Ehemännern auf. Ein Mann darf demnach seine Gemahlin nicht verstoßen, wenn sie schwer erkrankt, und er ist für die Ausbildung aller seiner Kinder verantwortlich. Mitunter muss er auch die Versorgung der Abkömmlinge übernehmen, die er mit Prostituierten zeugt. Zwar darf er mehrere Frauen heiraten, muss sie aber alle ernähren. Und verweigert er sich dem Begehren einer seiner Gattinnen, macht er sich strafbar, wie eine andere Gesetzessammlung verfügt.

So entwickeln sich an verschiedenen Orten zwischen Euphrat und Tigris nach und nach unterschiedliche Kodizes mit straf- und zivilrechtlichen Bestimmungen. Eine erstaunliche Entwicklung, wenn man bedenkt, dass um diese Zeit wohl nirgendwo sonst auf der Welt ein Herrscher etwas Vergleichbares hervorbringt.

Den umfassendsten Kodex legt im Jahr 1754 v. Chr. König Hammurabi vor, der Gebieter über



»Wenn ein Baumeister einem Bürger ein Haus baut, aber seine Arbeit nicht auf solide Weise ausführt, sodass das Haus, das er gebaut hat, einstürzt und es den Tod des Eigentümers des Hauses herbeiführt, dann wird dieser Baumeister getötet«



»Wenn ein Bürger die künftige Gattin eines anderen Bürgers, die noch keinen Mann erkannt hat und noch im Hause ihres Vaters wohnt, knebelt und in ihrem Schoß liegt, und wenn man ihn dabei erwischt, so wird dieser Bürger getötet; diese Frau geht frei aus«



Für viele Verbrechen sehen die Gesetze die Todesstrafe vor. Manche Verurteilte sterben unter entsetzlichen Qualen: Bei der Hinrichtung durch Pfähle tritt der Tod oft erst nach Tagen ein

das babylonische Reich (siehe Seite 90). In eine mächtige schwarze Stele lässt er fast 300 Paragraphen meißeln, die oftmals schärfere Strafen vorsehen als zuvor im Zweistromland üblich. Viele Taten werden mit dem Tod geahndet, etwa eine Falschaussage in einem Mordprozess.

Eine Gewaltenteilung mit unabhängiger Justiz kennt Mesopotamien allerdings noch nicht: Als Verwalter der Götter erlässt der König die Gesetze – und wacht über deren Einhaltung. Bei Kapitalverbrechen wie Mord oder Ehebruch durch eine Frau dürfen in Nippur die Strafen nicht ohne Billigung des Herrschers exekutiert werden.

So wird auch nach der Ermordung des Priesters Luinanna der amtierende König Urninurta unterrichtet. Der Monarch ordnet an, den Fall an jenem Ort zu verhandeln, wo die Tat geschah.

Ein Ermittler trägt vor Beginn des Prozesses Beweise und Zeugenaussagen zusammen. Dann folgt die Verhandlung, die über Schuld oder Unschuld der Witwe und ihrer angeblichen Komplizen entscheidet. Hat Nindada die drei tatsächlich dazu getrieben, ihren Gatten zu ermorden?

Neben den Angeklagten nehmen gemäß Prozessbericht elf Männer an der Verhandlung teil, darunter vermutlich ein Vertreter des Königs, mehrere Personen ohne Berufsbezeichnung (wahrscheinlich rechtskundige Schreiber) sowie – gewissermaßen als Schöffen – ein Töpfer, ein Vogelfänger, ein Gärtner und ein Soldat.

Welche Beweise vorgebracht werden oder wie die Angeklagten sich der Vorwürfe erwehren, bleibt unerwähnt. Gut möglich, dass Zeugen aussagen (was der Prozessbericht ja erwähnt), wie es um die Ehe von Nindada und Luinanna bestellt war. Die Zeugen sind zur Wahrheit verpflichtet: Wer sich weigert, seine Angaben mit einem Schwur auf einen Gott zu beeiden, gilt als Lügner und macht sich strafbar.

Das Verfahren läuft nicht gut für Nindada. Die Mehrheit der Versammlung ist offenbar davon überzeugt, dass sie ihren Mann hat ermorden lassen. Nur zwei Männer, der Gärtner und der Soldat, versuchen sie zu verteidigen. Sie äußern Zweifel: Wäre es überhaupt rechtens, die Angeklagte für einen Mord zum Tode zu verurteilen, den sie nicht eigenhändig begangen hat?

Die meisten aber vertreten eine Auffassung, wie sie ähnlich noch heute im deutschen Strafgesetzbuch steht: Wer andere zu einem Verbrechen anstiftet, kann wie die eigentlichen Täter bestraft werden. Die Richter in Nippur gehen noch weiter: „Ihre Schuld ist größer als die der Männer, die ihren Ehemann getötet haben“, erklären sie: Denn



Zuweilen werden Verurteilte lebendig gehäutet – so wie diese Kriegsgefangenen assyrischer Truppen. Gefängnisstrafen hingegen gibt es im Zweistromland kaum

es gilt als besonders verwerflich, wenn eine Frau ihren Gatten „nicht wertschätzt“.

Frauen sind in Mesopotamien vielfach benachteiligt. Bei Hochzeiten und in Ehekontrakten sind sie zu bloßen Vertragsgegenständen degradiert. Nur in Ausnahmefällen können sie sich scheiden lassen. Und ausschließlich Frauen werden für Ehebruch bestraft, selbst die Vergewaltigung einer Jungfrau verletzt nach dem Verständnis der Mesopotamier nicht etwa die Betroffene, sondern beschädigt die Ehre des Bräutigams oder mindert den Marktwert einer Sklavin. Nach einem späteren assyrischen Gesetzbuch darf der Vater eines Vergewaltigungsofers sich sogar an der Gattin des Täters vergehen.

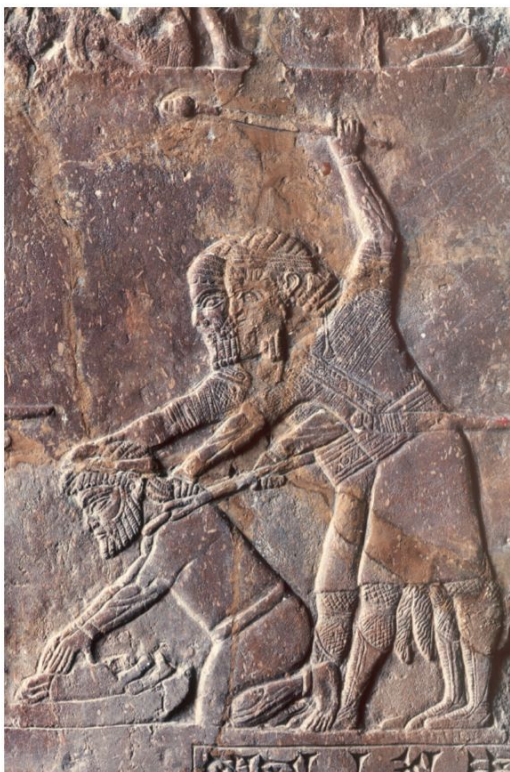
Nur im Geschäftsleben und vor Gericht haben Frauen eine bessere rechtliche Stellung. Gastwirtinnen, Ammen, Ehefrauen, wohl auch Prostituierte und Priesterinnen können als Zeugen aussagen und Klage erheben. Wohlhabende Frauen dürfen nach dem Gesetz über ihren Besitz – Sklaven, Häuser, Vieh – weitgehend frei verfügen, wenngleich Ehemänner oder männliche Verwandte sie vielfach in ihren Rechten einschränken.

Frauen, deren Ehemann stirbt oder sich scheiden lässt, werden oft zum neuen Haushaltsvorstand ihrer Familie und stehen als solche auch unter dem Schutz des Gesetzes.

Eine Witwe namens Innasaga etwa beweist um 2000 v. Chr. durch einen Kaufvertrag und Zeugenaussagen, dass sie die rechtmäßige Eigentümerin ihres Hauses und einer Sklavin ist. Den Prozessgegnern verbietet das Gericht daraufhin, je wieder Anspruch auf diesen Besitz zu erheben.

Doch solchen Schutz kann nur eine schuldlos verwitwete Frau in Anspruch nehmen – nicht eine mutmaßliche Mörderin wie Nindada. Das Gericht in Nippur scheint nicht an ihrer Schuld und der der drei Männer zu zweifeln.

In anderen Regionen des Zweistromlandes ziehen Richter höhere Mächte zu Rate: Um ein Gottesurteil einzuholen, werden Beschuldigte mitunter in einen Fluss gestürzt; zuweilen mit



Nicht alle Missetäter werden mit dem Tod (hier durch Enthauptung) bestraft. Auf Körperverletzung etwa stehen abgestufte Geldbußen: je schwerer die Verletzung, desto höher der Betrag

LITERATURTIPPS

Ulrich Manthe (Hg.)

»Die Rechtskulturen der Antike«

Darstellung der Entwicklung des Rechts u. a. in Ägypten, Mesopotamien, Griechenland und Rom (C. H. Beck).

Elisabeth Meier Tetlow

»Women, Crime and Punishment in Ancient Law and Society«

Erklärt die Stellung der Frauen in den Kodizes des Alten Orients (Bloomsbury).

einem Mühlstein beschwert. Wer sich retten kann, gilt als unschuldig; wer ertrinkt, ist der Falschaussage überführt.

Die Prüfung muss der Angeklagte jedoch nicht selbst bestehen: Frauen dürfen für ihre Männer ins Wasser steigen, Reiche und Mächtige Untergebene an ihrer statt in die Fluten schicken.

In Nippur fällt das Gericht ohne göttliche Hilfe sein Urteil: Es spricht alle vier Angeklagten schuldig. Beim Strafmaß dürfen die Witwe und ihre Komplizen nicht auf Milde hoffen, für Mord kann es nach dem Gesetz nur eine Strafe geben. Zwar gibt es in Mesopotamien auch Gefängnisse, sie dienen aber vor allem dazu, Verdächtige oder säumige Schuldner eine Zeit lang festzusetzen.

Und so befindet die Mehrheit der Gerichtsversammlung: „Alle drei Männer und auch die Frau sind zu töten.“ Die Hinrichtung soll vor dem Priesterstuhl des Ermordeten erfolgen, im spirituellen Sinn also vor den Augen des Tatopfers.

Wer eine richterliche Entscheidung für ungerecht hält, kann wohl beim König eine Art Berufung einlegen. Doch falls die

vier Mörder von Nippur von dieser Möglichkeit Gebrauch machen, bleibt der Versuch erfolglos.

Wie sie sterben, ist nicht überliefert. Gut möglich, dass das Gericht die Verurteilten pfählen lässt, wie es spätere Gesetze fordern – wahrscheinlich öffentlich, damit Verbrecher zur Abschreckung vor aller Augen qualvoll verenden.

Die Strafen mögen grausam sein, und doch weist das Justizsystem schon viele Merkmale auf, die noch heute ein Gerichtsverfahren ausmachen:

- Der Staat hat das Gewaltmonopol bei der Bestrafung von Verbrechen;
- die Tat ist vor einem Gericht mit Zeugen zu beweisen, auf Basis schriftlicher Gesetze;
- oft können Verurteilte einen Schuldspruch sogar anfechten.

Mit anderen Worten: Auf alten Tontafeln ist nachzulesen, wie in Mesopotamien bereits vor 4000 Jahren das Urmodell des modernen Rechtsstaats aufscheint. ●

Irene Stratenwerth, Jg. 1954, ist Autorin in Hamburg.

Insgesamt gut vier Jahrzehnte
herrscht Hammurabi über Babylon.
Bekannt ist er bis heute auch als
Schöpfer eines umfangreichen
Gesetzeswerks

HAMMURABI

Die Macht Babylons

In nur vier Jahren baut König Hammurabi um 1765 v. Chr.
die zuvor unbedeutende Stadt Babylon zum mächtigsten
Reich des Zweistromlandes aus. Als meisterhafter Staatsmann
und Stratege spielt er nach und nach seine Rivalen gegen-
einander aus – und besiegt sie dann alle

—— Text: CAY RADEMACHER





K

König Hammurabi von Babylon ist der erste Politiker der Weltgeschichte. Genauer: Er ist der erste Mensch, in dessen Handeln die Quellen den Politiker deutlich *erkennen* lassen. Das ist nicht wirklich überraschend, denn im Land zwischen Euphrat und Tigris ist, neben so vielen anderen Dingen, schließlich auch die Politik erfunden worden.

In Mesopotamien haben sich aus den Siedlungen der Sumerer die ersten Stadtstaaten entwickelt. In ihnen haben sich erstmals nicht bloß Dutzende, sondern Tausende Menschen zu einer Gemeinschaft vereint.

Zwar zogen schon die frühesten Jäger und Sammler in Horden über das Land, und die Bauern des Neolithikums lebten in Dörfern. Bereits in diesen kleinen Gruppen ist die Macht ungleich verteilt gewesen: Häuptlinge, Älteste bestimmten die Geschicke.

Doch deren Macht ist eine *persönliche*: Der Häuptling lebt inmitten seiner Gruppe, jeder kennt ihn, er gibt alle Anweisungen selbst, und im Zweifelsfall muss er sie auch selbst durchsetzen. In den Stadtstaaten des Zweistromlandes jedoch sehen viele Untertanen ihren Herrscher wohl bloß noch aus der Ferne (bei religiösen Zeremonien etwa).

Der Herrscher kann seine Macht nicht länger allorten persönlich ausüben, er muss sie *institutionalisieren*. Er muss über fundamentale Fragen entscheiden,

die Verteilung von Land und Ernte etwa, Krieg und Frieden, Fragen, die das Leben seiner Untertanen dramatisch beeinflussen – aber er muss sich darauf verlassen können, dass diese Entscheidungen auch dann befolgt werden, wenn seine Untertanen ihn nicht regelmäßig sehen, wenn sie Dutzende Kilometer von ihm entfernt leben.

Für seine Macht braucht ein König also Verwalter, Soldaten, Bürokraten. Er braucht Regeln, die für alle seine Untertanen gelten und an die sie sich auch dann halten, wenn er nicht anwesend ist.

Er braucht Speicher, Festungen, Straßen für seine Gefolgsleute. Er braucht Vorräte oder Geld, um sie zu versorgen, und dafür wiederum muss er von seinen Untertanen Abgaben einziehen.

Kurz: Erst im Stadtstaat wird aus einem Häuptling ein König.

Denn erst ein König ist ein Staatsmann, der über einen Apparat gebietet. Und die Politik ist im Grunde nichts anderes als die Kunst, einen solchen Staatsapparat aufzubauen, zu erhalten und die eigene Macht darin zu sichern.

Nun hat es selbstverständlich schon in den ersten Stadtstaaten Mesopotamiens Könige gegeben. Doch die sind für uns meist kaum mehr als Namen auf Keilschrifttafeln (sofern überhaupt ihre Namen überliefert sind).

Selbstverständlich verfügen auch die Pharaonen im zeitgleich aufblühenden Ägypten über immense politische Macht. Doch was alle diese frühen Herrscher genau getan und gedacht, wie sie die Kunst der Politik gehandhabt haben, das ist schwer nachzuvollziehen.

Dafür ist einfach zu wenig von ihnen überliefert – bis kurz nach 1800 v. Chr. ein Herrscher die Bühne der Weltgeschichte betritt, der zu einem der erfolgreichsten Machtmenschen des Altertums wird.

Und der darüber hinaus erstmals so viele Zeugnisse seines Tuns hinterlässt, dass man in ihm tatsächlich den Prototyp des Politikers erkennen kann: Hammurabi, der König von Babylon.

In Hammurabis jahrzehntelanger Regentschaft kann man nämlich zum ersten Mal detailliert das Wesen der Politik sehen: in seiner Willensstärke und Skrupellosigkeit, in seinem Gespür für das richtige Timing und für das Machbare, in seiner raffinierten Diplomatie nach außen und seiner nicht minder raffinierten Propaganda nach innen.

Rund vier Jahrtausende trennen uns von jenem Staatsmann des Zweistromlandes, doch die Kunst, die Hammurabi von Babylon so meisterhaft beherrscht, hat sich in jener langen Zeit ihrem Wesen nach kaum gewandelt.

Um 1800 v. Chr. steht das Zweistromland, steht eigentlich der ganze Nahe Osten auf Treibsand. Vom Persischen Golf bis zu den südlichen Gebirgszügen der Türkei, vom Iran bis an die Mittelmeerküste ringen wenige größere und viele kleinere bis kleinste Stadtstaaten um Macht, Territorien, Handelswege, Bodenschätze. Es ist eine Epoche der ewigen Kriege, der ständig wechselnden Allianzen.

Für Forscher ist praktisch kaum noch rekonstruierbar, wer in welchem Jahr Feldzüge gegen wen führt, wer gerade welche Stadt besetzt hält, welche Bündnisse wann geschmiedet und wann wieder aufgelöst werden.

Die Lage wird noch unübersichtlicher, weil in vielen der verfehdeten Mini-Staaten ethnische und kulturelle Spannungen herrschen – was genau geschieht, ist ebenfalls nur schwer einzuschätzen. Offenbar haben sich aus den Steppen eingewanderte, Amurritisch sprechende Gruppen im Kampf um die Vormacht in Mesopotamien gegen ältere, hauptsächlich in den Städten lebende, Akkadisch sprechende Volksgruppen durchgesetzt.

Nur wenige Reiche sind inmitten dieses Chaos einigermaßen stabil (siehe Karte Seite 107). Zu ihnen gehören:

- Larsa am Unterlauf von Euphrat und Tigris,
- Eschnunna am Mittellauf des Tigris,
- Elam, östlich des Zweistromlandes,
- Mari am Mittellauf des Euphrat.

Das Königreich Babylon (der Name ist abgeleitet vom Akkadischen *bab ilim*, „Gottes Tor“) liegt gewissermaßen mitten im Chaos: ein zu dieser Zeit rund 400 Jahre alter Stadtstaat, etwa 60 mal 160 Kilometer groß, südlich des heutigen Bagdad gelegen. Die Könige von Babylon haben ein, zwei benachbarte Städte unterworfen, doch der Staat ist nicht so groß wie seine Nachbarn.

Der Sonnengott Schamasch (im Bild rechts) überreicht Hammurabi Stab und Ring als Symbole der Macht. Detail der Stele mit der eingemeißelten Gesetzessammlung des Königs (siehe auch Seite 96)

Die Stadt Kisch, die sich einst hinter diesen Befestigungsmauern verbarg, gehört zum Einflussgebiet Babylons, als Hammurabi die Herrschaft von seinem Vater übernimmt. Der Ort ist von großem symbolischem Wert: Als bedeutende frühe Monarchie der Sumerer ist er weithin berühmt, der Titel »König von Kisch« ein Ehrenzeichen. Und so kümmert sich Hammurabi auf besondere Weise um die Stadt, pflegt sie, etwa indem er Tempel ausbessern lässt





Hamurabi

Im Jahr 1792 v. Chr. besteigt Hammurabi als Erbe seines Vaters diesen zweitrangigen Thron. Er muss da noch ein junger Mann sein, denn er wird diesen Platz in den nächsten 43 Jahren nicht mehr räumen. Wie alt er genau ist, weiß man heute nicht mehr.

Niemand kennt den Namen seiner Mutter, niemand weiß, wie viele Geschwister er hat. Niemand weiß, wer seine Frauen sind. Von seinen wahrscheinlich zahlreichen Kindern sind bloß drei Söhne namentlich bekannt. Der älteste – Sumudtana – ist der Kronprinz, doch irgendwann verschwindet er aus den Quellen. Stirbt er vor dem Vater? Fällt er in Ungnade? Niemand weiß es.

In offiziellen Texten lässt sich Hammurabi als „König von Babylon“, manchmal jedoch auch als „Vater des amurritischen Landes“ titulieren. Auch sein Name ist wahrscheinlich halb akkadisch, halb amurritisch: *hammu rabi* bedeutet „der mächtige Verwandte“ oder „das mächtige Volk“. Seine Dynastie stammt also von den Neueinwanderern ab, die sich in Babylon irgendwie zu Herren aufgeschwungen haben müssen.

Wahrscheinlich ist Hammurabi, wie die meisten Könige dieser Epoche, noch Analphabet, der die Keilschrift seinen Schreibern überlässt. Sicher glaubt er an Orakel – denn auch das magische Denken teilt Hammurabi wohl mit fast allen Zeitgenossen –, lässt sich bei Entscheidungen von Sehern beraten und die Zukunft etwa aus der Beschaffenheit von Lebern geopferter Schafe deuten.

Viel mehr weiß man nicht über Herkunft und Bildung dieses Königs, über seine Sicht auf die Welt, über die Menschen, die ihm nahe sind.

Erstaunlicher noch: Auch aus den folgenden 28 – achtundzwanzig! – ersten Jahren auf dem Thron sind nur relativ wenige Ereignisse überliefert. Fast drei Jahrzehnte lang ist Hammurabi offenbar ein unauffälliger Herrscher in chaotischer Zeit, ein Mann, der sich aus den außenpolitischen Abenteuern des Nahen Ostens oft jahrelang heraushält. Und der

Kodex Hammurabi: Der Monarch lässt diese in Basalt gehauene Gesetzesammlung 1754 v. Chr. aufstellen. Sie enthält fast 300 Vorschriften, etwa zu Eigentumsfragen und zur Agrikultur

dort, wo er doch irgendwie hineingezogen wird, selten allein den Krieg wählt, sondern sich den mächtigeren Königen als abhängiger, verlässlicher Verbündeter andient, ein Juniorpartner der Großen.

Wäre er nach diesen 28 Jahren gestorben, wäre er für uns bloß ein gesichtsloser Name in der langen Liste mesopotamischer Herrscher geblieben. Und wahrscheinlich haben ihn die damaligen Könige auf den anderen Thronen an Euphrat und Tigris auch lange so

gesehen – als zuverlässigen, langweiligen, weitgehend ungefährlichen Monarchen.

Man muss schon sehr genau hinschauen, um den Machtwillen hinter diesem harmlosen Auftreten zu erkennen.

Denn in jenen Jahren, in denen sich seine Nachbarn in endlosen Feldzügen verkämpfen, scheint Hammurabi sein Reich zu stärken, systematisch und effizient. Gleich nach seiner Thronbesteigung, so verkündet es eine erhaltene Inschrift, „schafft er Gerechtigkeit im Land“; gemeint ist damit, dass er Schulden erlässt.

In Babylon kann man schnell pleitegehen: 20 Prozent Zinsen muss ein Schuldner auf Kredite in Silber zahlen, 33,3 Prozent auf Getreide. Die meisten Schulden sind indirekte Steuerschulden: Ein Untertan kann die Abgaben an den Staat nicht leisten und verschuldet sich, um sie rechtzeitig zahlen zu können, bei privaten Finanziers. Säumigen Zahlern droht im schlimmsten Fall die Sklaverei.

Indem Hammurabi – darin durchaus seinen Vorgängern ähnlich – zum Regierungsantritt Schulden erlässt, verzichtet er zwar auf Einnahmen für die Staatskasse, erringt jedoch großes politisches Kapital.

Denn er verschafft sich die Loyalität seiner Untertanen gleich doppelt. Zum einen nimmt er ihnen drückende Lasten ab (die Finanziers werden vom König entschädigt). Zum anderen bringt er sie in die Lage, zukünftige Abgaben wieder direkt an den Staat zu zahlen, ohne Hilfe privater Kreditgeber. So bindet Hammurabi seine Untertanen direkt an sich und schaltet die Macht einer reichen Vermittlerschicht aus.

Der König ist zudem nicht bloß großzügig, er ist auch fromm. Hammurabi stiftet Tempel und kostbare Devotionalien. In einer Inschrift prahlt er, für die Kriegsgöttin Ishtar von Babylon einen Thron errichtet zu haben „mit Gold und Silber, Halbedelsteinen und Lapislazuli, wie ein Lichterglanz“.

Der Herrscher lässt zudem Kanäle durch sein Reich ziehen. Damit bewässert



er mehr Land als zuvor, die Ernten fallen reichlicher aus und damit auch die Einnahmen des Staates.

Während sich die Nachbarn bekämpfen, wird Babylon auf diese Weise immer wohlhabender. Und während die Nachbarn bluten, rüstet Hammurabi auf. Für sein sechstes bis zehntes Regierungsjahr sind zwar einige Plünderungszüge gegen schwächere Nachbarn überliefert, wobei er aber offenbar keine Territorien erobert. Hauptsächlich konzentriert er sich auf die Errichtung von Verteidigungsanlagen im eigenen Reich.

„Ich baute die Stadtmauer von Sippar hoch wie einen Berg“, rühmt er sich in einer Inschrift. „Selbst in fernster Vergangenheit hat kein König unter Königen je solch eine Mauer für meinen Herrn errichtet, den Gott Schamasch. Ich nannte die Festung *Auf-Befehl-des-Gottes-Schamasch, möge-Hammurabi-keinen-Rivalen-haben*.“

28 Jahre lang bindet Hammurabi so sein Volk mit Geld und Glauben an sich, baut er Babylon vom kleinsten Kanal bis zur höchsten Mauer zu einem stabilen, starken Staat aus.

Und erst dann schlägt er zu, so rasch und so hart, wie es wohl niemand je erwartet hätte.

Da wir Hammurabis Motive nicht kennen, wissen wir nicht, ob das, was nun folgt, das Resultat einer von langer Hand geplanten Strategie ist. Oder ob Hammurabis radikaler Politikwandel zuerst aus schierer Not geboren worden ist und sich dann rasch verselbstständigt hat.

Von 1765 v. Chr. an jedenfalls wandelt sich die Dimension der ewigen Kriege, die um Babylons Grenzen herum toben. Der Auslöser ist Elam, ein Riese unter den Zwergen des Nahen Ostens: Der Staat, der sich über 700 Kilometer östlich des Tigris bis ins Zagrosgebirge im heutigen Iran ausdehnt, liegt am Rande Mesopotamiens, seine Märkte sind für viele Reiche des Zweistromlandes aber die wichtigste Quelle für Zinn, Lapislazuli, Halbedelsteine und Holz.

König Siwepalarhuppak von Elam erobert in diesem Jahr das Nachbarreich

Eschnunna; damit ist für Elam der Weg ins Herzland Mesopotamiens frei. Babylon gehört zur Kriegeallianz des mächtigen Elam – wieder nur als Juniorpartner.

Siwepalarhuppak schickt Hammurabi nun eine Depesche, in der er ihn auffordert, ihm auch Hilfstruppen für die Eroberung des Königreichs Larsa zu schicken. Für den Herrn von Elam ist der König von Babylon dabei kaum mehr als ein Befehlsempfänger. Sollte Hammurabi nicht gehorchen, so schreibt Siwepalarhuppak auf einer Tontafel, „werde ich dich zur Verantwortung ziehen“.

Hammurabi antwortet zunächst konziliant, ja demütig: „Wie du mir geschrieben hast, so ist meine Armee mobilisiert und bereit zum Angriff. In dem Moment, in dem du angreifst, wird meine Armee ausrücken, um dir zu helfen.“

Dann jedoch erfährt Hammurabi von Larsas König – niemand weiß mehr, warum –, dass auch dieser eine ähnlich harsche Depesche aus Elam erhalten hat: Er solle Truppen bereitstellen – damit

Der König schmiedet eine Allianz gegen den intriganten Gegner

Siwepalarhuppak mit ihrer Hilfe Babylon erobern könne!

Hammurabi erkennt das Doppelspiel des Herrschers von Elam: Dieser ordert babylonische Truppen, um Larsa anzugreifen, und Soldaten aus Larsa, um Babylon zu unterwerfen. Am Ende, das wird Hammurabi wohl schnell klar, will Siwepalarhuppak beide Reiche zerschlagen und möglicherweise alle anderen Staaten Mesopotamiens dazu.

Niemand ist mehr sicher – und nichts ist in der Diplomatie so wirksam wie ein gemeinsamer Feind.

Hammurabi, dieser viele Jahre unauffällige König, wird nun offenbar zum Gehirn einer rasch geschmiedeten, weit gespannten Allianz. Statt sich gegenseitig zu überfallen, rücken Babylon und Larsa zusammen. Und Hammurabi bemüht sich, Herrscher für ein Bündnis gegen Elam zu gewinnen. Letztlich will er wohl alle Mächtigen gegen den einen großen Feind aus dem Osten zusammenbringen.

Für Historiker ist Hammurabis neue Aktivität ein doppelter Glücksfall. Zum einen wird da praktisch über Nacht aus einem eher unbedeutenden Herrscher ein Staatsmann auf internationaler Bühne, dessen Entscheidungen nicht mehr bloß ein paar wenige Städte betreffen. Zum anderen wird er dank seiner Diplomatie auch zum ersten Mächtigen, dessen Handlungen man wirklich rekonstruieren kann.


Denn der Staat, den Hammurabi vor allem umwirbt, ist Mari. Und dessen Gesandte schreiben an ihren Herrscher Tontafeln mit Augenzeugenberichten vom Hofe Babylons. Diese Depeschen aus dem Herzen der Macht sind von den 1930er Jahren an zu Tausenden von Archäologen in den Ruinen von Mari ausgegraben worden.

Das sind, endlich, jene Quellen, die plötzlich einen genaueren Blick auf einen Politiker des Altertums zulassen.

Als Hammurabi, so schreibt ein Gesandter Maris, von Elams Doppelspiel erfahren habe, „gab er Befehle an seinen Außenminister Sinbelaplim sowie an einen seiner Verwalter und schickte sie beide zum Königreich Larsa. Sie residieren nun bei Sinmuballit (*dem Bruder des Königs; die Red.*) in der Stadt Maschkansapir, während ein Gesandter des Königs Rimsin von Larsa bei Hammurabi residiert. Neuigkeiten von Rimsin erreichen Hammurabi regelmäßig, und Neuigkeiten von Hammurabi erreichen Rimsin regelmäßig.“

Babylon und Larsa tauschen nun also Botschafter aus und informieren einander, um weitere Intrigen wie die aus Elam zu unterbinden. Und der Beobachter aus Mari macht klar, dass Hammurabi





Das Reich von Elam ist einer der großen Gegenspieler Babylons – ein Duell, das Hammurabi schließlich für sich entscheidet, als er sich mit den Feinden Elams verbündet. Später gewinnen die elamitischen Herrscher ihre Souveränität wieder zurück und errichten nahe ihrer Hauptstadt Susa dieses Heiligtum. In seiner Mitte ragt ein Tempel auf, umfasst von drei Mauerringen. Der größte birgt unter anderem eine weitläufige Residenz für die Könige und deren Gefolge. Aus der Vogelperspektive zeigt sich die typische Landschaft: steinige Kargheit neben äußerst fruchtbaren Gefilden entlang der Flüsse, Ströme und Kanäle

dabei die Initiative ergriffen hat. Mit König Zimrilim von Mari schließt Hammurabi eine Allianz. Die Herrscher treffen sich nicht persönlich, sondern beschwören vor Gesandten und anderen Zeugen jeweils Eide, die auf Tontafeln festgehalten werden.

Daher hat Hammurabis Eid überdauert – ein Beistandspakt, wie er vor vier Jahrtausenden geschlossen worden ist: „Bei dem Gott Schamasch im Himmel, dem Herrn des Landes, und bei dem Gott Adad im Himmel, dem Herrn der Entscheidungen, hat Hammurabi, Sohn des Sinmuballit, König von Babylon, das geschworen: Von diesem Tag an und so lange ich lebe, werde ich Krieg führen gegen Siwepalarhuppak. Ich werde nicht Diener oder Boten von ihm empfangen, und ich werde ihm keine solchen schicken. Ich werde nicht Frieden schließen mit Siwepalarhuppak ohne Zustimmung von Zimrilim, König von Mari. Wenn ich Frieden mit Siwepalarhuppak schließen möchte, werde ich zuvor mit König Zimrilim konferieren, um zu hören, ob ich Frieden schließen soll. Wir werden Frieden mit Siwepalarhuppak nur gemeinsam schließen. In aller Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit habe ich das vor meinen Göttern Schamasch und Adad geschworen.“

Als eine der ersten Maßnahmen schickt Mari Truppen nach Babylon. Sie erreichen die Stadt, so ist es den Tontafeln zu entnehmen, in mehreren Kontingenten – mal 600, mal 1300 Soldaten. Aus Larsa jedoch kommt kein einziger Mann; Rimsin zögert offenbar, dem Pakt beizutreten.

Elam hingegen rollt mit einer wohl mehr als 30 000 Mann starken Armee aus dem Osten heran.

Im Jahr 1764 v. Chr., als der Krieg tatsächlich ausbricht und Hammurabis Grenzstadt Upi bereits brennt, ist Babylon in Not. Der König lässt sogar Sklaven frei, um sie als Soldaten an die Front zu werfen. Und er sendet einen Hilferuf an Rimsin von Larsa, der aber weiterhin keine Truppen schickt. Hammurabis Allianz, so scheint es einen dramatischen

Moment lang, ist nicht stark genug gegen diesen mächtigen Feind.

Doch schon bald darauf wird Elams Riesenarmee von Meutereien geschüttelt. Und im unterworfenen Eschnunna bricht ein Aufstand aus. Das Land befreit sich von Elam, wird unter einem neuen König wieder unabhängig. Siwepalarhuppak muss seine Invasionstruppen schmählich zurückziehen, der Angriff auf das Zweistromland bricht zusammen.

Hammurabis Bündnis hat sich bewährt – genauso wie er selbst sich bewährt hat. Dass er sich auch in höchster Not dem heranbrandenden Feind nicht unterworfen hat, dürfte ihm Ruhm eingetragen haben. Er selbst prahlt in einer Inschrift, „mit der Hilfe der Götter die Armeen von Elam besiegt“ zu haben. Das ist geschönt, aber man darf glauben, dass die Menschen im Zweistromland in ihm tatsächlich den großen Sieger jenes Konflikts sehen.

Und nun?



Hammurabi prahlt mit seiner Frömmigkeit. Diese Statue zeigt ihn kniend vor einer (nicht mehr erhaltenen) Gottesfigur

Noch könnte das ein weiterer jener ewigen Kriege des Nahen Ostens sein: Ein Reich überfällt andere, die Angegriffenen wehren sich. Würde die Allianz nun zerbrechen, würden neue, kleine Kriege auflodern, es wäre das übliche Chaos.

Hammurabis Genialität zeigt sich nun in seinem Timing und in seiner

Skrupellosigkeit. Von den wenigen größeren Staaten Mesopotamiens sind bereits zwei geschwächt: Eschnunna durch den Angriff Elams und die spätere Rebellion gegen die Eroberer – sowie Elam durch Eschnunnas Rebellion und die Massenmeutereien.

Plötzlich bleiben nur noch zwei weitere große Akteure auf der politischen Bühne übrig: Larsa südöstlich von Babylon und Mari im Nordwesten. Larsa hat Babylon im Stich gelassen, hat seine Hilfesuche ignoriert. Ist dies nicht, so mag Hammurabi denken, der perfekte Anlass, den Nachbarn zu erobern und die Vormacht in der Region zu erringen?

Aus den Depeschen von Maris Gesandten ist zu erfahren, dass dessen König Zimrilim jene Soldaten, die er nach Babylon geschickt hat, nun gern wieder in sein Reich holen würde. Doch Hammurabi bittet um Aufschub, Bedenkzeit, nennt Vorwände – und macht schließlich ein ebenso hinterhältiges wie verlockendes Angebot: Babylon und Mari könnten doch, da ihre Truppen ja gerade eh vereinigt sind, gemeinsam Larsa überfallen.

Was nun folgt, man darf das ruhig so schreiben, ist eine Abfolge von Blitzkriegen im Altertum. Hammurabi, der sich jahrzehntelang aus den meisten gewalttätigen Konflikten herausgehalten und den ersten großen Krieg, den er dann führen musste, nur mit viel Glück überstanden hat, führt nun auf einmal mit seiner Armee eine Reihe systematischer, gnadenloser Schläge.

Wohl im Jahr 1763 v. Chr. berichtet einer von Maris Diplomaten: „Die Gesandten von Rimsin sind verhaftet und werden im Palast festgehalten. Hammurabi fährt fort, sich bei mir über sie zu beschweren. Keine Boten von Rimsin kommen mehr nach Babylon, und es gibt keine Boten Hammurabis mehr in Maschkanshapir.“

Wenig später versammelt Hammurabi seine Armee – und Maris Gesandter überliefert den Wortlaut der königlichen Rede: „Niemand ist an meiner Seite außer den großen Göttern, die mich gerettet haben, und König Zimri-

lim, der mir mehr als einmal das Leben gerettet hat. Nachdem die großen Götter die Bedrohung durch Elam beseitigt haben, tat ich viele gute Dinge für den Mann aus Larsa, aber er tat es mir nicht gleich. Nun habe ich mich bei den Göttern Schamasch und Marduk darüber beklagt, und sie haben geantwortet: Ja. Ich greife nicht ohne die Zustimmung der Götter an. Geht! Möge der Gott vor euch marschieren!“

Meisterhafte Diplomatie, meisterhafte Propaganda, in der Tat.

Meisterhafte Diplomatie, weil Mari bei dem Überfall auf den Verbündeten von gestern mitmacht, obwohl es dabei zunächst nur wenig gewinnen kann. Denn da Mari und Larsa ja keine gemeinsame Grenze haben, kann Mari, anders als Babylon, von Eroberungen kaum profitieren.

Meisterhafte Propaganda, weil Hammurabi seine Soldaten persönlich aufpeitscht. Weil er die Götter und die Orakel herausstellt. Seinen Verbündeten Zimrilim gebührend lobt. Dem Gegner die Schuld gibt, dessen Namen nicht einmal mehr nennt, ja, weil er ihm schon vor dem Krieg den Rang raubt: Aus dem König ist der „Mann aus Larsa“ geworden, ein Herrscher ohne Legitimität, eigentlich gar kein Herrscher mehr.

Dieser „Mann aus Larsa“, Rimsin, verteidigt sich zäh. Sechs Monate lang hält er seine Residenzstadt gegen die Angreifer, dann erst bricht sein Widerstand. Aus dem Feldlager erhält der König von Mari einen der wohl ältesten Frontberichte der Geschichte: „Nachdem die Verstärkung eingetroffen war, konnten die babylonischen Truppen eindringen und die Mauern besetzen. Diesen Morgen drangen die Männer ein. Aber Rimsin entkam lebendig.“

Nicht für lange allerdings: Rimsin wird gefangen und nach Babylon ver-

Hände und Gesicht der Königsstatue sind mit Gold überzogen. Hammurabi ist ein Meister der Propaganda – und beruft sich bei seinen Kriegszügen auf den Willen der Götter



Hammurabi



Um 1763 v. Chr. erobert Hammurabi die Stadt Ur in Südmesopotamien, in deren Zentrum diese Zikkurat steht: ein Stufentempel zu Ehren des Mondgottes (siehe auch Seite 22). Als er im Jahr 1754 v. Chr. seinen Kodex mit Regeln des Zusammenlebens formulieren und in einer Stele festhalten lässt, setzt Hammurabi damit in gewisser Weise die Pionierarbeit eines der Könige von Ur fort: Der hatte um 2100 v. Chr. als erster Herrscher der Geschichte verbindliche Gesetze verfassen und niederschreiben lassen



Hammurabi

schleppt. Dort verschwindet er aus den Annalen, sein Schicksal ist ungewiss.

Larsa wird von Hammurabi mit raffinierter Milde regiert. Er schleift die Befestigungsmauern, verschont aber die Gebäude. Auch hier erlässt er den Untertanen die Schulden, wie einst bei seiner Thronbesteigung – allerdings ist sein Schuldenerlass diesmal so gestaltet, dass die privaten Finanziere nicht entschädigt werden, viele sind daraufhin ruiniert.

Auf diese Weise zerschlägt er einen Teil der alten Elite Larsas. Da zudem

Beamte aus Babylon auf die wichtigsten Posten gesetzt werden, bekommt er den unterworfenen Nachbarn dauerhaft unter seine Kontrolle.

In seinem 30. Regierungsjahr sitzt Hammurabi nun auf dem Thron eines Reiches, das das fruchtbare Land vom mittleren Euphrat und Tigris bis zum Persischen Golf überspannt. Der unauffällige König ist zum mächtigsten Herrscher des Nahen Ostens aufgestiegen.

Kaum hat der König von Babylon Larsa besiegt, blickt er kalt und gierig nach Nordosten. Denn dort liegt Eschnunna,

das sich gerade erst von Elams Joch befreit hat. Dem neuen Herrscher dort hat Hammurabi eine Tochter als Frau gegeben – er brauchte Eschnunna, um den Rücken frei zu haben, als er Larsa erobert hat. Aber jetzt? Larsa ist besiegt, Elam geschwächt; wer würde Eschnunna noch beistehen?

Tatsächlich lässt Hammurabi im Jahr 1762 v. Chr. seine inzwischen kampfgeprobten Truppen auf den Verbündeten und Schwiegersohn los. Die Einzelheiten sind nicht überliefert, doch offenbar erobern die Angreifer Eschnunna binnen weniger Monate.

Damit beherrscht Babylon wichtige Grenzfestungen und Furten an Euphrat und Tigris. Alle Zugänge und damit Handelswege Elams nach Mesopotamien sind jetzt in seiner Hand, das einst mächtige Reich Elam spielt in der Politik des Zweistromlandes keine bedeutsame Rolle mehr.

Nördlich von Eschnunna existieren fast nur noch winzige Stadtstaaten, die nicht der Mühe wert sind, dauerhaft besetzt zu werden. Hammurabi wird zwar Plünderungszüge bis an die Grenze der heutigen Türkei unternehmen und in innere Angelegenheiten dieser Nachbarn eingreifen, aber sie nicht vollends seinem Reich einverleiben.

Ein einziger bedeutsamer Staat besteht noch in Mesopotamien neben Babylon: Mari mit König Zimrilim, der seit Jahrzehnten auf dem Thron sitzt. Zwar ist er seit Jahren ein Verbündeter Hammurabis, doch die Allianz ist fragil.

Die Nachbarn streiten um Einfluss, Ansprüche auf Grenzstädte und Bodenschätze. Bisher haben sie Konflikte stets diplomatisch ausgetragen – der Kampf gegen die anderen Mächte in der Region hat sie aneinander gebunden. Nun jedoch

Babylon blüht auf unter Hammurabi. Der König lässt Kanäle bauen, stiftet Tempel, schafft mithilfe von Beamten einen gut organisierten Staat (Alabasterstatue eines hohen Würdenträgers, um 2400 v. Chr.)



fehlt ihnen der gemeinsame Feind. Und Hammurabis Ehrgeiz scheint grenzenlos.

Bietet sich ihm jetzt nicht die goldene Gelegenheit, mit *allen* Rivalen aufzuräumen? Was scheren ihn die Allianzen von gestern, wenn morgen doch reiche Beute winkt? Hammurabi lässt seine Truppen wohl einfach direkt von Eschnunna Richtung Mari weitermarschieren.

Es ist dabei nicht so, dass Zimrilim blind oder naiv wäre und ihm die drohende Gefahr entginge. Er hat seine Gesandten in Babylon, er hat sogar Höflinge Hammurabis bestochen, dass sie ihm Informationen zustecken. Und von einem reisenden Kaufmann, der in Babylon gewesen ist, wird er gewarnt: „Das ist es, was Hammurabi auch gesagt hat: ‚Zwei Monate sind lang genug, um es ihm (*Zimrilim, die Red.*) heimzuzahlen und ihn zu Boden zu zwingen.“

Doch vielleicht verlässt sich Zimrilim ein wenig zu stark auf die Götter. Denn er befragt verschiedene Orakel, und alle sagen ihm den Sieg im nahenden Konflikt voraus: „Du wirst Hammurabi gefangen nehmen und überwältigen. Seine Tage sind gezählt, und er wird nicht mehr lange leben.“ Wie es scheint, wartet Zimrilim einfach ab, dass Hammurabi ihn angreift.

Genau das tut der König Babylons auch – allerdings ganz anders, als es sein Nachbar wohl gedacht hat. Hammurabi lässt 4000 Mann an der Grenze zum nördlich gelegenen Mari aufmarschieren. Zugleich schmuggelt er Soldaten quer durch Maris Staatsgebiet. Die sollen sich nördlich von Mari mit mehreren Tausend Soldaten vereinen, die dort wohl in einem der von Babylon abhängigen Stadtstaaten stationiert sind. Dann wird Hammurabi den Rivalen in einen Zweifrontenkrieg verwickeln.

Die Reiche Mesopotamiens gehören zu den ersten Staaten der Geschichte, doch man darf sie sich nicht als *moderne* Staaten vorstellen: als Staaten mit gut kontrollierten, gar hermetisch gesicherten Grenzen etwa. So schlägt ein Offizier gegenüber König Zimrilim Alarm: „Drei Tage bevor ich diesen Brief schrieb, haben meine Wächter, die auf Erkundung waren, mich gewarnt: 500 babylonische

Soldaten kommen näher mit dem Befehl, nach Ekallatum (*von Babylon abhängiger Kleinstaat, die Red.*) zu marschieren.“ Doch als sie die Stadt Sapiratum erreicht hatten, verließen sie die Straße nach Ekallatum und nahmen die hohe Straße nach Norden. Vielleicht gehen sie nach Karana oder Andarig. Ich weiß es nicht.“

Der 500-Mann-Trupp ist in den Weiten Maris verschwunden, ohne dass jemand ahnt, wo die Kämpfer genau sind. So sickern Hammurabis Soldaten quer

Systematisch plündern babylonische Soldaten die eroberte Stadt

durch das Nachbarreich und sammeln sich in dessen Norden.

Gern wüsste man dann mehr über Kriegslisten, Schlachtenberichte, Eroberungen. Doch es bleibt von Hammurabis wohl letztem großen Krieg nur ein ominöses Schweigen: Die Berichte der Gesandten Maris brechen schlagartig ab und mit ihnen jene Augenzeugenreports aus dem Zentrum der Macht.

Doch so viel ist klar: Nur vier Monate nach der Eroberung Eschnunnas stürmen Hammurabis Soldaten auch Mari. König Zimrilims Schicksal ist rätselhaft, kein Chronist erwähnt ihn je wieder. (Ein Kleinkönig der Region wird sich allerdings weniger als ein Jahrhundert später den gleichen Namen zulegen – ein Indiz dafür, dass Zimrilim in Maris Erinnerung als verehrungswürdiger Herrscher fortlebt. Möglicherweise hat er nie gegen Hammurabi verloren, sondern ist betagt gestorben – und danach hat sein babylonischer Rivale das Reich problemlos erobert.)

Babylons Soldaten plündern nun systematisch den Königspalast von Mari. Beamte durchsuchen das Archiv. Die

wichtigsten Dokumente werden nach Babylon gebracht, darunter von Hammurabi diktierte Briefe. (Sie gelten heute als verloren.)

Alle anderen Dokumente stapeln die Eroberer in Kisten, beschriften sie mit Etiketten, packen sie im Palast von Mari weg – und vergessen sie. Rund 3700 Jahre später werden Archäologen dieses wohlgeordnete Archiv in genau dem Zustand bergen, in dem es die Eindringlinge beiseitegeräumt hatten. Deshalb wissen wir heute so viel über Hammurabis Ränke und Winkelzüge.

Nach wahrscheinlich nicht einmal 48 Monaten Krieg hat Hammurabi mehr Land erobert als in 28 Jahren Regentschaft zuvor. Er ist jetzt der Herr über das Zweistromland.

Ein Staat ist keine neuzeitliche Nation, sondern selbst nach den Maßstäben des Altertums – verglichen etwa mit Ägypten oder Rom – ein eher amorphes Gebilde mit Babylon im Zentrum. Rund 300 Kilometer südöstlich reicht Hammurabis Herrschaft nun, bis zum Persischen Golf; 700 Kilometer weiter nordwestlich erstreckt sie sich die Ströme Euphrat und Tigris hinauf.

Doch die Grenzen im Westen und Osten verlaufen im Ungefähren der Steppen. Und das Reich hat keinen einheitlichen Namen, Hammurabi wird auf seinen Inschriften Staaten (besiegte Rivalen und von diesen oder von Babylon bereits zuvor eroberte Städte), über die er gebietet, einzeln aufzählen.

Und doch: In seiner Kultur, den beiden Sprachen Akkadisch und Sumerisch, in der Keilschrift, der Religion ist Hammurabis Reich schon recht homogen.

Seine Armee ist die schlagkräftigste Truppe Mesopotamiens – mächtig genug, um den Staat gegen Angriffe von außen zu schützen und Rebellionen im Innern niederzuwerfen.

Hammurabi, der Abkömmling einer Nomadenfamilie, sieht sich, wie er in einer Inschrift verkündet, als „Hirte, ausgewählt vom Gott Enlil“. Und andernorts: „Die verstreuten Völker des Landes Sumer und Akkad sammelte ich und gab

ihnen Weiden und Wasserstellen. Ich behütete sie im Überfluss und ließ sie an friedlichen Orten leben.“ So kann man das Resultat von vier Jahren Eroberungskriegen auch darstellen.

Tatsächlich wiederholt der Herrscher in seinem Großreich das, was sich schon in Babylon selbst bewährt hat: Er baut Festungen auf, ehrt die Götter, lässt Kanäle graben. Eine etwa 160 Kilometer lange Wasserstraße taufte er *Hammurabi-ist-der-Überfluss-des-Volkes*.

In seinem 39. Regierungsjahr (1754 v. Chr.), das verraten Details im Text, lässt der alternde König schließlich ein Monument aufstellen, das zu den berühmtesten Denkmälern des Altertums zählen wird: den *Kodex Hammurabi*.

Es ist eine Stele aus poliertem schwarzem Basalt: ein glänzendes, 2,25 Meter hohes Steinmonument. Das obere Viertel zeigt im Relief den thronenden Schamasch, den Sonnengott und obersten Richter, der dem vor ihm stehenden Hammurabi Stab und Ring überreicht, Symbole der Macht und damit wohl auch des Rechts zu strafen.

Darunter sind in 51 horizontalen Spalten (von denen nahezu alle erhalten sind) Keilschriftzeichen in den Stein gehauen; die Stele wirkt wie ein Buch ganz aus Basalt (siehe Seite 86).

Wahrscheinlich lässt der König das Monument in der Stadt Sippar aufstellen, in welcher der Gott Schamasch traditionell besonders verehrt wird. Noch in der Antike wird die Stele verschleppt und beschädigt, 1902 von französischen Archäologen in Persien ausgegraben, heute steht sie im Louvre.

In den ersten 303 Zeilen rühmt sich Hammurabi seiner engen Bindungen an die Götter, die ihm die Macht geschenkt haben: „Ich bin der reine Fürst, dessen Gebet der Gott Adad kennt, der den Gott Adad besänftigt, der Held in der Stadt Karkar, der die Richtigen in den Eudgal-Tempel beruft.“

Dann folgen – das macht die Stele so berühmt – auf rund 40 Spalten fast 300 Gesetze. (Da das Monument beschädigt ist, ist die genaue Zahl der Gesetze nicht bekannt.) Zwar haben mesopotamische Herrscher bereits min-

destens rund 350 Jahre zuvor damit begonnen, Regeln in Stein oder auf Tontafeln niederzuschreiben (siehe Seite 38). Doch kein anderer Kodex ist so umfassend erhalten wie der von Hammurabi.

Fast jedes Gesetz fängt an mit einem „Wenn...“, das ein Verbrechen beschreibt, es folgt ein „dann...“ mit der jeweiligen Strafe.

„Wenn ein Bürger einem anderen Bürger ein Auge blendet, dann soll man ihm ein Auge blenden. Wenn er einem anderen Bürger einen Knochen bricht, dann soll man ihm einen Knochen brechen.“

„Wenn ein Bürger einem Palastangehörigen ein Auge blendet oder einem Palastangehörigen einen Knochen bricht, soll er ein Pfund Silber zahlen. Wenn er einem Sklaven eines Bürgers das Auge blendet oder einem Sklaven eines Bürgers einen Knochen bricht, dann soll er die Hälfte seines Kaufpreises zahlen.“

„Wenn ein Baumeister für einen Mann ein Haus baut und sein Werk nicht auf solide Weise ausführt, sodass das Haus einstürzt und den Eigentümer tötet, dann wird der Baumeister getötet. Wenn es einen Sohn des Besitzers tötet, dann soll ein Sohn des Baumeisters getötet werden.“

Etwa jedes zehnte Gesetz verlangt die Todesstrafe. Viele weitere Bestimmungen dekretieren Augen blenden, Zunge herauschneiden, öffentliches Auspeitschen als Strafen.

Die Gesetze folgen einer gewissen Systematik. Zunächst geht es um legale Fragen, Gerichtsprobleme (falsche Zeugenaussagen zum Beispiel), dann um Eigentumsdelikte (Diebstahl, Einbruch, Sklavenflucht) sowie um Fragen, die Grund und Boden betreffen (Anbau, Bewässerung). Dem folgen Paragrafen zu Schulden, Krediten und Zinsen, zur Familie (Scheidung, Erbrecht), zu körperlichen Angriffen und Schäden sowie zu Gebühren und Einnahmen (etwa für Ärzte, Baumeister, Bootsbauer).

Gegen Ende geht es um die Landwirtschaft (Ochsen, Beschäftigung von Arbeitern und Handwerkern), um Leihgebühren (wenn man etwa Boote oder

Tiere ausleiht) – und schließlich um Sklaven (Besitzrechte).

Seltsam allerdings ist, dass manche Delikte bis ins kleinste Detail hinein verhandelt werden: „Wenn das Schiff eines Ruderschiffkapitäns das Schiff eines Segelschiffkapitäns rammt und versenkt, dann soll der Eigentümer des versenkten Schiffes alles, was in seinem Schiff verloren gegangen ist, vor einem Gott angeben, und der Ruderschiffkapitän soll ihm sein Schiff und sein verlorenes Gut ersetzen.“

Andere Straftaten hingegen kommen kaum vor, zum Beispiel Mord. Auch Verpflichtungen der Untertanen gegenüber dem Staat (wie etwa Abgaben zu leisten) sind Hammurabi nicht ein Keilschriftzeichen wert.

Ist der Kodex Hammurabi deshalb überhaupt ein Kodex, der eine vollständige Gesetzessammlung darstellt? Eine Art babylonisches BGB, allerdings mitsamt Strafrecht?

Schwierig zu entscheiden.

Hundert Urteile, Verträge, Briefe aus Babylonien haben sich auf Tontafeln erhalten. Praktisch in keinem dieser Dokumente jedoch beruft sich ein Untertan juristisch auf diesen Kodex (beispielsweise in der Form: „Hammurabi hat dies dekretiert, also wird jenes Urteil gefällt...“).

Nur ein einziges Mal – und das auch erst unter Hammurabis Nachfolger – findet sich wenigstens ein Hinweis auf die Gesetzessammlung. Da beklagt sich ein Händler in einem Brief über die hohen Silberlöhne der Weber und verweist auf niedrigere, „die auf der Stele festgehalten sind“.

Andererseits stehen auf ebendieser Stele unter Einleitung und Gesetzen noch weitere 499 Zeilen. Und in denen

LITERATURTIPPS

Marc Van De Mieropp

»King Hammurabi of Babylon«

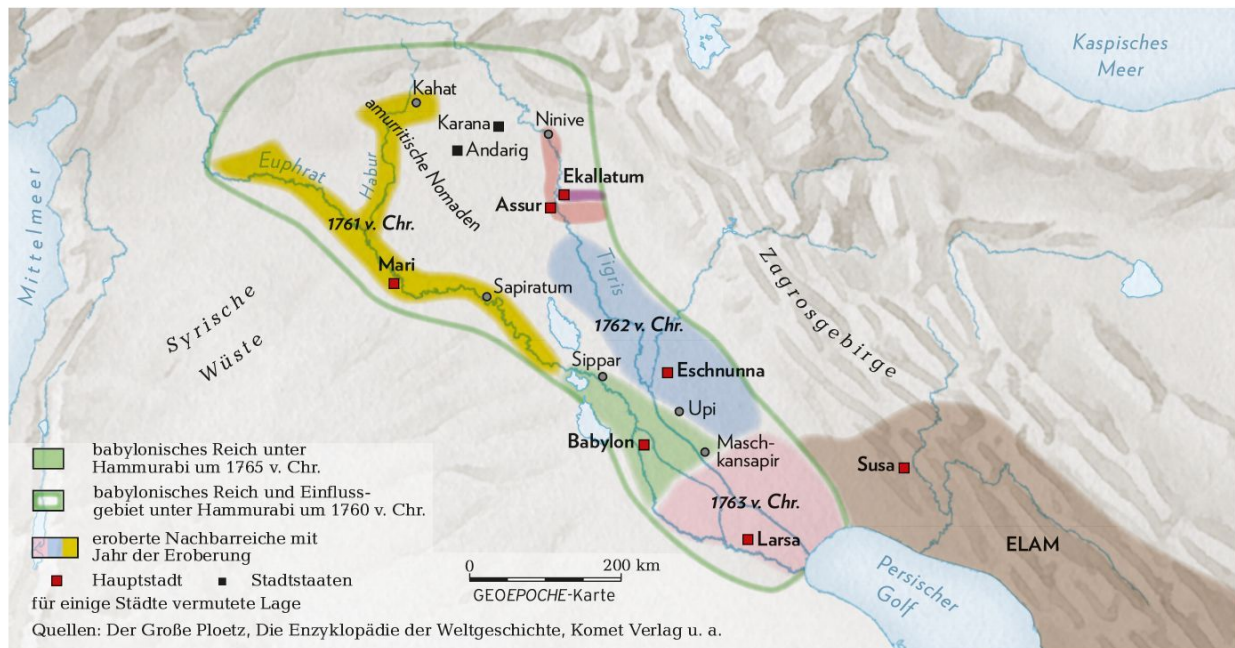
Eine gute und gut geschriebene Biografie des Herrschers (Blackwell Publishing).

Heinz-Dieter Viel

»Der Codex Hammurabi«

Komplette Übersetzung des steinernen Gesetzeswerkes, das um 1900 auf der Akropolis von Susa geborgen wurde (Edition Ruprecht).

AUFSTIEG ZUR GROSSMACHT



Hammurabi triumphiert als Feldherr: Binnen weniger Jahre erobert er Nachbarreiche wie Larsa, Eschnunna – und schließlich auch Mari. Um 1760 v. Chr. erstreckt sich sein Herrschaftsgebiet vom Norden Mesopotamiens bis an den Persischen Golf

verkündet Hammurabi, für wen er das Monument gesetzt hat: für seine Untertanen und für seine Nachfolger. „Ein geschädigter Bürger, der eine Rechtsache bekommt, möge vor meine Statue (*namens; die Red.*) ‚König der Gerechtigkeit‘ treten, meine beschriftete Stele möge er lesen, meine überaus wertvollen Worte möge er sprechen, meine Stele möge die Rechtssache ihm klären, seinen Richterspruch möge er ersehen, sein Herz möge er aufatmen lassen.“ Und später: „Für immer in der Zukunft möge jeder König, der dieses Land regiert, die Worte der Gerechtigkeit beachten, die ich auf meine Stele schrieb.“

Der Kodex Hammurabi ist wohl deshalb Gesetzessammlung und Propaganda, ist Grundlage der Gerechtigkeit und ein Herrscherdenkmal (jeder Untertan soll sehen, wem die Götter die Gewalt verliehen haben).

Weitere gefundene Fragmente legen nahe, dass Hammurabi solche Stelen einst vielleicht in einigen, möglicherweise sogar in vielen Städten errichten ließ: der König im Angesicht des Gottes,

die Gesetze als finaler Ausdruck institutionalisierter Macht.

Schon in Mesopotamien wird der Text vielfach kopiert, in späteren Generationen berufen sich Könige auf Hammurabi, stellen sich – fälschlich – als dessen Blutsverwandte dar, um sich mit der Glorie eines legendären Herrschers zu schmücken. Ein Echo des Kodex hallt anscheinend in der Bibel nach („Auge um Auge, Zahn um Zahn“), und Parallelen finden sich auch noch im römischen Recht, das wiederum zum Fundament unserer modernen Jurisprudenz geworden ist.

Noch nach mehr als 3770 Jahren wirkt die Propaganda, denn Hammurabi gilt selbst uns Heutigen, die wir wenig vom Altertum wissen, als weiser Herrscher und Gesetzeschöpfer. In gewisser Weise ist der Kodex damit Hammurabis größter politischer Triumph.

Hat jener Mann, der seine Macht so lange und so klug organisiert hat, schließlich auch seinen eigenen Abgang von der politischen Bühne inszeniert? Man könnte es glauben, doch sicher ist das nicht: Im Jahr 1750 v. Chr. folgt ihm

sein Sohn Samsuiluna nach. Von dem hat sich ein Brief an einen hohen Beamten erhalten, doch leider nur in Fragmenten: „Der König, mein Vater ... Ich habe meinen Platz auf dem Thron von meines Vaters Haus eingenommen, um das Land zu regieren.“

Das kann man so ergänzen, dass Hammurabi krank geworden ist: „Der König, mein Vater, ist krank.“ Demnach hätte Hammurabi, gebrechlich im Alter, den Thron rechtzeitig an den Sohn weitergegeben, der zunächst noch als Regent amtiert, bis der Alte irgendwann sein Leben aushaucht. Andererseits könnte die Lücke aber auch durch „... ist krank und gestorben“ oder ganz simpel durch „... ist tot“ ausgefüllt werden.

So oder so: Die letzte authentische Nachricht vom Leben und Sterben des Königs ist kein persönliches Schreiben, kein Zeichen der Trauer oder des Schmerzes, sondern eine regierungsamtliche Nachricht und also ein politisches Dokument.

Kein Nachruf hätte besser zu dem Politiker Hammurabi gepasst. ●



Die assyrischen Herrscher (hier ein König bei der Jagd) verstehen sich als Hohepriester ihres Reichsgottes Assur. Im Dienst dieser höchsten aller Gottheiten dehnen sie – wie Assurnasirpal II. – das Reichsgebiet immer weiter aus, vernichten jeden, der sich ihnen entgegenstellt (einige der hier gezeigten Illustrationen sind nachträglich koloriert worden)



Der **KRIEGER- KÖNIG** vom Tigris

Assurnasirpal II. ist ein Liebhaber der Künste, großzügiger Gastgeber und aktiver Bauherr – vor allem aber ein brutaler Feldherr. Seine Truppen morden, foltern, zerstören, und immer wieder rühmt sich der Herrscher der grausamen Taten, die in seinem Namen begangen werden. Mit ihm beginnt der Aufstieg des Königreichs Assyrien zum gewaltigsten Imperium, das es bis dahin in der Geschichte gegeben hat

Text: MATHIAS MESENHÖLLER; Kolorierung
der Illustrationen: TIM WEHRMANN

S

So spricht König Assurnasirpal II. von Assyrien und lässt es in Stein meißeln: „Ich nahm viele Krieger lebend gefangen. Ich schnitt einigen Arme und Hände ab; anderen schnitt ich Nasen, Ohren und Extremitäten ab. Ich stach vielen Kriegen die Augen aus. Ich machte einen Haufen mit Lebenden und einen mit Köpfen. Ich hängte ihre Köpfe um die Stadt herum an Bäumen auf. Ich verbrannte ihre heranwachsenden Jungen und Mädchen. Ich schleifte, zerstörte, verbrannte, vernichtete die Stadt.“

Diese Worte, für die Nachwelt festgehalten auf Relieftafeln in einem Tempel der Stadt Kalchu am Tigris, stehen zwischen zahlreichen ähnlichen Sätzen. Voller Stolz verkünden sie die stets gleichen Taten: Schlachtensiege, gefolgt von Massakern, Raub und Zerstörung.

Assurnasirpal II. herrscht von 883 bis 859 v. Chr. über Assyrien, und er ist ein Krieger-König. Ein Eroberer und Beutemacher, der in fast jedem seiner Jahre auf dem Thron zu mindestens einem Feldzug aufbricht und dem kein Mittel zu schmutzig, kein Triumph zu blutig, keine Gewalt zu brutal ist, wenn er damit seine Macht ausweiten kann.

Und mit ihr das Reich seines Gottes Assur, des höchsten aller Götter: Zu dessen Ruhm beansprucht Assurnasirpal (der Name bedeutet „Assur ist Wächter

meines Erbsohnes“) zumindest theoretisch den Gehorsam der ganzen Welt.

Zwar ist der König auch ein gebildeter Kenner und Liebhaber der Künste, Erbauer von Tempeln und Palästen, ein Schlemmer, Weintrinker und Lustmensch. Ein geschickter Verwalter.

Dennoch erhofft er sich Ruhm vor allem vom Glanz der Beute, die er raubt; von der Anzahl der Städte, die er unter seine Herrschaft bringt; und von der Menge der Menschen, deren Leben er auslöscht, je grausamer und erniedrigender, desto besser.

Der Erfolg gibt ihm recht. Mit der Regentschaft Assurnasirpals II. beginnt Assyriens Aufstieg zur Vormacht erst im nördlichen Mesopotamien, dann in der weiteren Region. Am Ende herrschen seine Nachfolger über das bis dahin gewaltigste Imperium der Welt.

Ein Großreich – gegründet auf militärische Stärke, rücksichtslose Härte und entschlossene Ausbeutung.

Fast ein Jahrtausend ist vergangen, seit König Hammurabi von Babylon der mächtigste Herrscher im Zweistromland war. Seine Nachfolger konnten das von ihm geschaffene Imperium nicht bewahren, um 1600 v. Chr. zerbrach es endgültig im Kampf gegen das Volk der Hethiter, die aus Anatolien und Syrien einmarschierten.

Dann konkurrierten jahrhundertlang sechs Mächte um Herrschaftsgebiete und Einfluss in der Region, darunter die Ägypter sowie die Kassiten und Elamiter aus Persien (siehe

Karte Seite 155).

Doch es sind die Assyrer, die sich nach dieser Ära die Vorherrschaft in Mesopotamien erkämpfen. Sie gebieten ab etwa 850 v. Chr. über ein riesiges Reich – bis es nach rund 250 Jahren selbst durch Gewalt fällt und von seinen Feinden mit einer solch erbitterten Wut zerstört wird, dass die Zeugnisse seiner einstigen Größe für viele Zeitalter im

Sich zu wider- setzen ist ein **FREVEL**

80 Kilometer von der alten Hauptstadt Assur entfernt lässt Assurnasirpal II. die neue Residenz Kalchu (heute: Nimrud) errichten. Am Ufer des Tigris entsteht ein prächtiger Palast (Rekonstruktion, 19. Jahrhundert)



Assurnasirpal II.
(4. v. I.) bringt den
Göttern nach einer
erfolgreichen Bullen-
jagd ein Trinkopfer
dar. Stets zeigen
die assyrischen Bild-
hauer den König
als einen kräftigen
Mann mit harten
Gesichtszügen



Ein vielköpfiger
Hofstaat ist Assy-
riens Herrschern
in ihren mit Statuen
geschmückten
Residenzen zu Diens-
ten (Königspalast
in Ninive, Illustration
von 1912)



Schutt der Ruinen versinken. Und mit ihnen das Andenken an die Taten des Königs Assurnasirpal II.

Zu Beginn des 2. Jahrtausends v. Chr. blüht am Westufer des oberen Tigris die Stadt Assur, ein bedeutendes Handelszentrum (siehe Seite 72). Das Oberhaupt dieser Metropole gilt als irdischer Statthalter jenes mächtigen Gottes, der dem Ort seinen Namen gegeben hat.

Nach schweren Niederlagen gegen Konkurrenten und einfallende Nomaden aber reißen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts v. Chr. die Berichte über die Stadt weitgehend ab. Erst rund 200 Jahre später taucht Assur erneut in den Quellen auf – zunächst als Verbündeter, später als Vasall eines Reiches namens Mittani.

Dessen Zusammenbruch Mitte des 14. Jahrhunderts nutzen Assurs Könige, um nun ihrerseits das Umland zu unterwerfen. Bis etwa 1200 v. Chr. entsteht ein größerer Flächenstaat: Assyrien. Er umfasst das ganze nördliche und westliche Zweistromland, für kurze Zeit auch Babylon. Dann jedoch lassen innerer Zwist sowie vermutlich der Ansturm von Nomadenstämmen das Reich zerfallen, und am Ende des 2. Jahrtausends v. Chr. besteht Assyrien neuerlich aus wenig mehr als einem Kern um die Stadt Assur.

Dieses Auf und Ab hat die gleiche Ursache wie die frühe kommerzielle Blüte: Assyrien liegt zentral zwischen vielen Kulturräumen, ohne dass Kaufleute – aber eben auch Invasoren – auf natürliche Barrieren stoßen würden. Vermutlich auch als Reaktion auf die permanente Bedrohung verwandelt sich das Handelszentrum mit der Zeit in einen autoritären Militärstaat.

Grundsätzlich sind alle Untertanen zum Heeresdienst verpflichtet. Der Herrscher hat die absolute Befehlsgewalt inne – und rechnet sich nichts so sehr zur Ehre an wie Ungestüm und Siege auf dem Schlachtfeld. Mehr noch: Der Krieg ist ein Gottesdienst der Hohepriester Assurs auf Erden, als welche sich die Könige nach wie vor verstehen.

Denn Assur gilt ihnen als oberster aller Götter, und die politische Ordnung muss diese Hierarchie widerspiegeln;

deshalb geloben sie bei ihrer Krönung, Assyriens Grenzen im Auftrag und im Namen des Reichsgottes auszudehnen.

Das aber bedeutet: Wer sich ihnen widersetzt, begeht ein Sakrileg – im Zweifel sogar gegen den Willen der eigenen örtlichen Götter, denen Assurs Vorrang bewusst ist.

So wird die Expansion zur Pflicht und der Krieg zu einem Teil der Religion.

Im späten 10. Jahrhundert v. Chr. kehrt endlich auch das Schlachtenglück zurück. Die Assyrer können einige Nachbarn besiegen und deren Truppen ihrer Streitmacht einverleiben. Dabei hilft es ihnen, dass während der unruhigen Epoche zuvor auch andere Reiche zersplittert sind oder sich zurückgezogen haben: Große Teile des Nahen Ostens sind um diese Zeit geprägt von Kleinstaaten. Für einen ehrgeizigen, entschlossenen Feldherrn liegt darin eine seltene Chance.

Seine Bildhauer zeigen Assurnasirpal II. als kräftigen Mann mit wallendem Haupthaar und mächtigem Bart. Flichende Stirn, breite Wangen, starke Nase. Harte Züge. Ein Draufgänger. Noch im Jahr seiner Thronbesteigung, 883 v. Chr., ruft er das Heer zusammen, um Assurs nordöstliches Hinterland neu zu unterwerfen.

Gemäß ihrem heiligen Auftrag gleicht jede ausrückende Armee einer Prozession. Träger mit Statuen und Bildern Assurs und anderer Götter marschieren vor den Bewaffneten her.

Vertrauensvoll blicken die Männer auf die Himmlischen, die buchstäblich an ihrer Seite kämpfen werden: Während einer Schlacht fahren die Abbilder, auf Streitwagen montiert, die Angriffe mit.

Darüber hinaus gehören Magier der Streitmacht an, die Feuer auf den Feind regnen lassen, ihn mit Krankheit, Naturkatastrophen oder Mutlosigkeit schlagen sollen. Sie vermögen gute und schlechte

Vorzeichen zu lesen, göttliche Warnungen und okkulte Hinweise auf die Pläne des Feindes.

Das eigentliche Heer ist bunt und vielgestaltig. In den Kolonnen marschieren Krieger mit ihren jeweils eigenen Uniformen, Haartrachten und Waffen. Die meisten haben Bärte, bis auf die Eunuchen. Fast alle tragen Sandalen, manche nur einen knappen Rock, andere knöchellange Gewänder. Darüber glänzt zuweilen ein Panzerhemd. Viele besitzen nicht einmal einen Helm.

Doch die Elitetruppe der Streitwagenkämpfer ist einheitlich ausgerüstet: Jeder trägt ein Schwert, einen konischen

Helm sowie einen langen, mit Metallplatten besetzten Schutzmantel.

Ihre wendigen, zweirädrigen Gefährte werden von zwei oder drei Pferden gezogen und sind jeweils mit einem Lenker besetzt, einem Bogenschützen und einem Schildträger, der die beiden anderen deckt und dagegen sichert, aus dem ungefedert dahinjagenden Wagen geschleudert zu werden. Die Streitwagenkämpfer können mehr Munition mitführen als gewöhnliche Kavallerie – und sind besser geschützt.

Die Reiter dagegen müssen umständlich in Paaren kämpfen, weil ihnen das Zaumzeug noch keinen freihändigen Galopp erlaubt; und so verschießt einer der beiden während einer Schlacht Pfeile, während der andere die Zügel beider Pferde hält und zum Schutz einen Schild oder eine Lanze führt.

Auch die Masse der assyrischen Infanterie besteht aus Bogenschützen. Ihre Waffe ist zwischen 110 und 125 Zentimeter lang, oft zwei bis drei Zentimeter dick und aus verschiedenen Materialien gefertigt, etwa aus Horn, aus verleimtem Holz von Zedern oder Akazien. Die Bogensehne besteht aus Darm, Leinen oder einer Büffelsehne.

Manche Nachbarvölker verwenden zwar bereits raffiniertere, stärkere Kon-

Die Waffe des Königs ist **TERROR**

struktionen, doch die Assyrer zögern lange, ehe sie Bewährtes ersetzen. Und ihre Pfeile mit den eisernen Spitzen haben nach wie vor eine verheerende Wirkung. Selbst einen Streitwagenangriff können die Bogenkämpfer stoppen, indem sie gezielt die kaum geschützten Pferde zu Fall bringen.

Doch als Assurnasirpals Heer auf seinem Vorstoß nach Nordosten im Jahr 883 v. Chr. den rund 100 Kilometer von Assur entfernten Vorposten Arbail erreicht und durch Hügel- und Flussfurten weiter vorrückt, stellt sich ihm niemand zur Schlacht.

Vielmehr erwarten seine Gegner den assyrischen König offenkundig sicher verschanzt. Das gesamte Zweistromland sowie das benachbarte Syrien und Palästina sind Landschaften mit kleinen und großen Städten. Ihre Herrscher residieren hinter Mauern aus Stein und Ziegeln, bisweilen zehn Meter hoch oder mehr, breit wie Häuser, oft noch geschützt durch einen Graben davor.

Der Sturm auf eine solche Festung ist auch für die hochgerüsteten Assyrer ein Risiko. Selbst wenn sie im Abwehrfeuer aus Pfeilen, Steinen und Brandgeschossen Teile des Grabens aufzufüllen vermögen, mit Erfolg Sturmleitern anlegen, ja die Mauer bezwingen, drohen ihnen empfindliche Verluste.

Die erste befestigte Stadt, die das Heer attackiert, heißt Libe, und wir wissen von diesem Kampf, weil er auf einer Relieftafel in Kalchu erwähnt wird. Vielleicht gelingt den Angreifern ein Handstreich – später wird Assurnasirpal wiederholt in Nachtmärschen auf Festungen vorrücken, wohl um sie überfallartig einzunehmen. Wahrscheinlich muss die Truppe das Belagerungsgerät einsetzen, das sie gewöhnlich mitführt.

Dazu gehören Türme aus vorgefertigten Bohlen und lehmverstärktem Flechtwerk, die wohl auf Rädern laufen und die meisten Mauern überragen. Von diesen Plattformen aus schießen die Bogenschützen auf die Verteidiger.

Dadurch geben die Türme Sonderkommandos Deckung, die mit Hacken und Stemmeisen nach vorn gehen, um die Mauer aufzubrechen. Aber auch ge-

panzten Wagen, in deren Schutz die assyrischen Soldaten schwere, vermutlich an Seilen schwingende Rammböcke gegen den Wall prallen lassen.



Schlagen diese Mauerbrecher die entscheidende Bresche in die Befestigung um Libe? Oder werden die Panzerwagen womöglich Opfer von Brandpfeilen und geschleuderten Fackeln der Verteidiger, gehen in Flammen auf und ihre Mannschaften mit ihnen?

Vielleicht müssen es ja Mineure richten, die unterirdische Kriechgänge anlegen, um in die Stadt zu gelangen oder die Mauer einstürzen zu lassen. Auch das ist hochgefährlich: Zuweilen graben die Verteidiger Gegentunnel, fallen in den engen Schächten über die Angreifer her, räuchern sie aus oder ertränken sie in hineingepumptem Wasser.

In jedem Fall gelingt es Assurnasirpals Männern, die Mauern von Libe zu bezwingen. In den schmalen Gassen der Stadt aber sind ihre Bögen kaum noch von Nutzen, und so beginnt wohl ein mörderischer Nahkampf von Haus zu Haus, Mann gegen Mann, geführt mit Kurzschwertern, Dolchen und Streitkolben. Assurnasirpal selbst spricht nach der Einnahme Libes von einem Massaker.

Eine erhebliche Anzahl Kämpfer kann zwar in das umliegende Bergland fliehen. Die Assyrer jedoch setzen ihnen nach und stellen die Flüchtenden: „Ich färbte die Berge rot mit ihrem Blut“, verkündet der König im Triumph. Viele seien zudem in Schluchten und Bergbächen umgekommen.

Assurnasirpals Grausamkeit ist keine Laune. Mit jedem Tagesmarsch, den die Sieger weiterziehen, wächst für die Überlebenden die Verlockung, wieder abtrünnig zu werden. Auch deshalb nutzt

der König von Beginn an eine besonders brutale, aber effiziente Waffe: Terror.

Fürsten und Städte, die freiwillig Tribut zahlen, werden verschont. Wer sich aber wehrt, geht ein enormes Wagnis ein – denn wird er doch besiegt, darf er auf keine Gnade rechnen.

Dann fallen die Assyrer mordend, plündernd und vergewaltigend über die Unterlegenen her, brennen Häuser nieder, verwüsten Felder, töten Zivilisten oder führen sie als Beute fort. Heranwachsende werden vor den Augen ihrer Eltern verbrannt; der König mag es als Dankopfer an Assur verstehen.

Nicht selten wütet Assurnasirpal zunächst im Umland einer stark befestigten Metropole. Lässt beispielsweise die abgeschnittenen Köpfe gefallener und ermordeter Landsleute vor den Mauern der Ausharrenden stapeln oder aufhängen, als Einschüchterung.

Oder er führt den Belagerten ihr drohendes Schicksal vor Augen, indem er Gefangene zu Hunderten pfählen lässt: Den Gefesselten wird eine stumpf abgerundete Holzstange in den After gestoßen und dann aufgerichtet, sodass ihr eigenes Körpergewicht die Opfer langsam daran herabzieht, der Pfahl sich durch ihre Innereien schiebt. Der Totenkampf kann Tage dauern.

Anderen Gefangenen werden Arme oder Füße abgeschlagen, die Augen ausgestochen, Nasen, Zunge, Ohren oder Lippen abgeschnitten.

Der besondere Zorn des Königs aber gilt Verrätern und Abtrünnigen. Als er im Herbst des Jahres 883 v. Chr. erfährt, dass Meuterer in der Stadt Suru am Habur, einem Zufluss des Euphrat, den assyrischen Gouverneur erschlagen und einen eigenen König ausgerufen haben, eilt Assurnasirpal voller Ingrimm mit dem Heer dorthin. Um sich selbst zu retten, liefert die Bevölkerung den Usurpator und dessen Gefolgsleute aus.

Assurnasirpal lässt sie bei lebendigem Leib häuten.

Die bestialische Quälerei dauert wahrscheinlich gut eine Stunde; immer wieder fallen die Gemarterten in eine gnädige Ohnmacht – und werden unbarmherzig geweckt. Die Glücklicheren

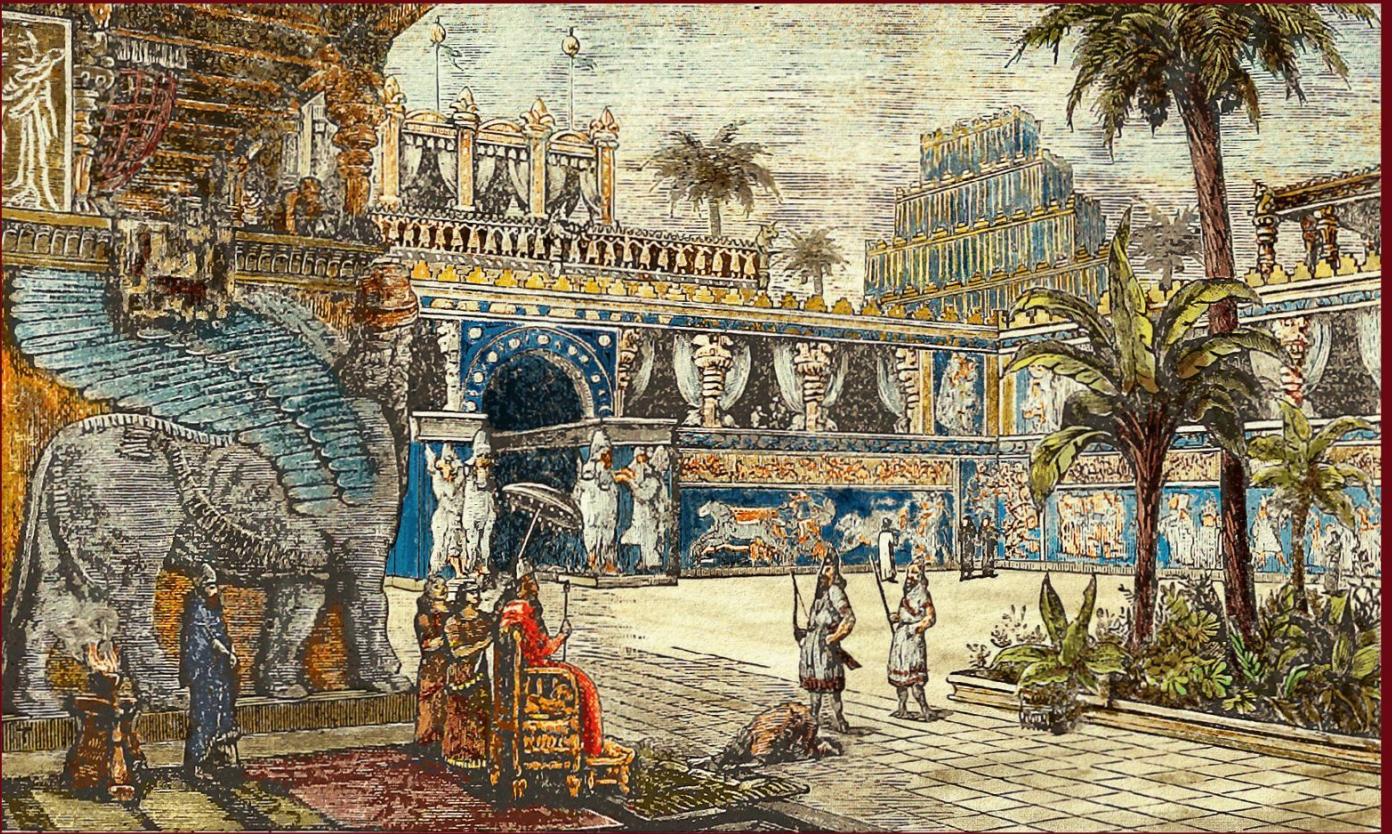


Assyrische Reiter verfolgen einen Araber auf einem Kamel. Fast in jedem Jahr seiner Regierungszeit bricht Assurnasirpal II. zu einem Feldzug auf (Abzeichnung eines Reliefs, 1850)

Assyrien



Niemand, der sich Assurnasirpal II. widersetzt, darf auf Gnade hoffen. Unterlegene Gegner lässt er pfählen oder bei lebendigem Leib häuten – oder aber seine Soldaten schlagen ihnen die Köpfe ab und spielen anschließend damit (links unten)



Durch die prunkvolle neue Residenz in Kalchu will Assurnasirpal II. vor allem seine Macht demonstrieren, die er durch erfolgreiche Überfälle stetig weiter ausbaut. Mit der Beute seiner Feldzüge finanziert der König Palast- und Tempelbauten

Auch im Innern von Assurnasirpals Palast in Kalchu sind gigantische Wandreliefs und Statuen zu finden, die die ruhmreichen Taten des Königs feiern



sterben am Schmerzschock, andere erst binnen Stunden oder gar Tagen an Blut- und Flüssigkeitsverlust, Auskühlung, Infektionen. Ihre abgezogenen Häute stellt der König im ganzen Reich aus, lässt sie an Stadttoren und Mauern aufspannen, um Schausäulen winden.

Es ist eine eindruckliche Botschaft des jungen Herrschers an jeden, der mit seinem Machtanspruch hadert. Eine Botschaft im Namen Assurs, die sich noch oft wiederholen wird: Immer wieder lässt Assurnasirpal mitleidlos Abtrünnigen, Meuterern, Feinden öffentlich die Haut abziehen, sie pfählen oder lebendig ausweiden.

Jahr für Jahr zieht er nun ins Feld, systematisch gegen einen Nachbarn nach dem anderen. Seine Sklaven schlagen mit eisernen und kupfernen Hacken und Picken Trassen durch Bergrücken, um den Streitwagen eine Rollbahn zur Front zu schaffen. Tausende Männer samt Waffen und Gerät queren auf Pontonbrücken den Tigris. Setzen in eigens gezimmerten Booten und an aufgeblasenen Ziegenbälgen über den Euphrat.

Wo sich doch einmal ein Gegner zur Schlacht stellt, geht er im Hagel der Pfeile, dem Ansturm der Streitwagen-Armada unter. Und immerzu wächst das assyrische Heer an um die verschonten Kontingente der Bezwungenen.

Um das Jahr 875 v. Chr. beherrscht Assurnasirpal weite Gefilde nördlich und östlich des Tigris sowie das Land zwischen Tigris und Euphrat. Er hat sich viele der Städte und Stämme, die schon einmal Assyrien gefolgt sind, erneut untertan gemacht – und so in etwa das frühere Reich Assurs wiederhergestellt.

Dabei hat er gewaltige Schätze erbeutet, Tribute erzwungen. Herden von Schafen und Ochsen strömen in sein Reich, Dromedare, Pferde, Maultiere, beladen mit Gold, Silber, Juwelen, bronzenen Pfannen, Schüsseln und Töpfen, mit seltenen und teuren Bauhölzern, Alabaster, Zinn, Eisen, Waffen und Ausrüstung aller Art, mit Gewürzen, feinem Öl, erlesenem Wein, Rohleinen, gefärbter Wolle und kostbaren Gewändern.

Assurnasirpals Karawanen führen goldbeschlagene Elfenbeinmöbel, elfen-

beinerne Throne, Geschirre oder Truhen ebenso fort wie die Palastfrauen, Schwestern und Töchter bezwungener Gegner. Viele der Unterworfenen verpflichtet er zur Zwangsarbeit, oft direkt in Assyrien.

Denn dort, 80 Kilometer den Tigris aufwärts, lässt Assurnasirpal die Provinzstadt Kalchu (heute Nimrud) zu einer glänzenden Residenz ausbauen; möglicherweise ordnet er dies an, weil ihm die Bevölkerung der alten Hauptstadt Assur allzu selbstbewusst geworden ist – oder auch nur, um seine grandios gesteigerte Macht zu demonstrieren.

360 Hektar wird die neue Kapitale schließlich groß sein, eingfasst von einer 7,5 Kilometer langen Mauer, überragt von einer gewaltigen Zitadelle. In dieser Festung liegt der Königspalast: ein 28 000 Quadratmeter großes Ensemble aus Innenhöfen, Prunksälen, Schreibstuben, Lagerräumen sowie den königlichen Privatgemächern, den Harems.

Der Luxus ist erlesen. Es gibt Bäder und Heizungen, fahrbare Kohlefeuer. Mit kunstvollen Bronzebändern beschlagene Tore aus Zeder, Tamariske oder Zypressenholz verströmen beim Öffnen und Schließen einen würzigen Hauch. Warme, farbenfrohe Vorleger mit Quasten in der Form von Lotosblüten bedecken die Böden. Viele Möbel und Zierrate sind aus Elfenbein oder Ebenholz, tragen Bronzeapplikationen, Einlegearbeiten, Vergoldungen.

Das Herzstück der Anlage aber, das Zentrum des ganzen Reiches, ist der Thronsaal.

In seinem Vorhof warten Boten aus der Provinz, Große des Hofes, auswärtige Gesandte darauf, vorgelassen zu werden. Meterhohe, in Stein gehauene Schmuckreliefs lassen sie wissen, was von ihnen erwartet wird: In langen Schlangen sind darauf Besucher zu sehen, die Assyriens König huldigen, ihren Tribut darbringen.

Die Szenen sind mit kräftigen, bunten Farben ausgemalt. Oberhalb prunken Friese aus glasierten Ziegeln und weiß glänzendem Alabaster.

Nicht minder farbsatt sind die kolossalen Statuen geflügelter Löwen- und Stierleiber mit menschlichen Köpfen ausgeführt, die neben den Toren und Durchlässen Wache stehen (siehe auch Seite 18). Etliche tragen Hauben aus Fischhaut – eine Anspielung auf die sieben Weisen, halb Fisch, halb Mensch, die der assyrischen Mythologie zufolge einst den Überlebenden der Sintflut Künste und Wissen gebracht haben. Assurnasirpal achtet Gelehrsamkeit und Bildung.

An den Kolossen vorbei betreten die Gäste den mehr als 45 Meter langen, 10,5 Meter breiten und vielleicht acht Meter hohen Thronsaal.

Auch hier bedecken mächtige Reliefs die Wände. Sie zeigen den König im Krieg, auf der Jagd. An der Stirnseite erscheint er gleich in doppelter Gestalt, begleitet von geflügelten Schutzgottheiten und gesegnet von einem ebenfalls geflügelten Assur im Strahlenkranz.

Mehr noch als die Größe der Anlage überragt diese 2,20 bis 2,70 Meter hohen Platten den Betrachter. Eine

derart lebendige Kunst ist in Vorderasien noch nie zu sehen gewesen. Versessen auf opulente Bilder seiner Macht, lässt Assurnasirpal die Steinmetze Werke erschaffen, die unverwechselbar sind und einen eigenen Stil begründen: bewegt und expressiv, zugleich streng, Ehrfurcht gebietend – und schön.

Vor dem grandiosen Herrscherporträt erhebt sich ein ebenfalls mit Reliefs geschmücktes Podest für den Thron. Darauf sitzend erwartet der Gewaltige seine Gäste. Vielleicht trägt er seine prächtigen, rot-schwarz gefärbten Sandalen und ein kunstvolles Gewand, in das Lebensbäume eingewebt sind, Jagdszenen oder ruhende Gazellen, umrandet von bunten Säumen und Quasten.

Auf VERRAT stehen die höchsten Qualen

Edelsteinbesetzte Geschmeide zieren seine Ohren, den Hals, die Stirn. Meisterwerke der Goldschmiedekunst. Vermutlich imitieren sie Blumen, Granatäpfel oder Trauben: Bilder aus dem Tier- und Pflanzenreich, die Fruchtbarkeit und Überfluss beschwören – eben jenen Überfluss, der als Tribut, Beute und Zwangsarbeit nach Kalchu strömt und die Stadt zu einem luxuriösen Paradies macht. In einem Nebenraum des Thronsaals findet sich denn auch eine Sammlung königlicher Standardmaße, um Gewicht und Umfang der Tribute sofort zu überprüfen.

Ist der König seinem Besuch gewogen, so lässt er ihn möglicherweise hinab zu den Auen des Tigris geleiten. Teils in Käfigen hält der Herrscher hier Löwen, Tiger, Panther und Bären, Herden von verschiedenen Hirscharten, von Wildbüffeln, Straußen, Elefanten. Manche der Tiere lässt er im eigenen Reich fangen. Andere, vor allem exotische Exemplare wie einige große Affen, erhält er als hochgeschätzten Tribut.

Denn der Tierpark ist mehr als ein bloßes Vergnügen, er ist zugleich ein Symbol: Sein Besitzer herrscht über die nahe und ferne Welt; das Reich ist die Zivilisation, die der wilden Natur gebietet, sie zähmt und sich untertan macht.

Mit der gleichen Botschaft und ähnlichem Stolz präsentiert der König seinen herrlichen, von einem eigens gegrabenen Kanal bewässerten botanischen Garten, in dem Weinreben, Granatäpfel und Oliven wachsen, Obstbäume aller Art, Lilien, Zedern, Zypressen und andere Gehölze aus den Ländern, zu denen Assurnasirpal vorgedrungen ist. Ihr Duft durchströmt die Fußwege und Pavillons, ein weiterer Kanal ergießt sich in einer funkelnden Kaskade und speist zahlreiche kleinere Wasserläufe.

Eines der prunkenden Reliefs mag in diesem Idyll angesiedelt sein und zeigt Assurnasirpal als Genießer, Wein trinkend, während Diener ihm kühlende Luft zufächeln. Doch auch in dieser friedlichen Umgebung vergisst der Herrscher nicht, die Betrachter daran zu erinnern, wie er zu seiner Macht gekommen ist: Einer der Lakaien ist schwer bewaffnet mit Schwert, Bogen und einem mit Pfeilen prall gefüllten Köcher.



Während die neue Residenz langsam heranwächst, setzt Assurnasirpal seine Feldzüge fort und trägt sie nun weit über Assyriens Grenzen hinaus. In einem triumphalen Marsch führt er um 870 v. Chr. sein Heer gar durch Syrien bis an die Küste des Mittelmeers, in dessen Wasser er seine Waffen rituell reinigt, bevor er den Göttern Dankopfer bringt – wie anderthalb Jahrtausende zuvor Sargon, der Begründer des ersten Großreichs der Weltgeschichte (siehe Seite 69).

Widerstand bricht er mit der üblichen Grausamkeit, jedoch entrichten viele Fürsten entlang des Weges freiwillig Tribut – allerdings haben die reichen und mächtigen phönizischen Kauffahrerstädte an der Küste des Libanon dabei nicht etwa Unterwerfung im Sinn, sondern sehen diese Abgabe als Geste des guten Willens und künftigen Handels.

Andere Territorien aber verleiht der König seinem Reich ein, manche als Provinzen mit einem assyrischen Gouverneur an der Spitze, andere als Vasallen unter ihren angestammten Herren. Dabei mag es eine bewusste Perfidie sein, dass die Unterworfenen für ihre hohen Steuern und Tribute die eigenen Regenten verantwortlich machen – sodass allmählich der Zusammenhalt in diesen Gemeinwesen zerfällt. Und sie umso leichter zu beherrschen sind.

Auf eine komplette Zerstörung jedes Widerstandswillens zielen die massenhaften Deportationen, denen Assurnasirpal immer größere Gruppen von Besiegten unterwirft.

Zu Tausenden müssen die Überlebenden ihre Sachen packen und in langen Trecks an ferne Orte ziehen, Adelige wie Handwerker, Soldaten wie Bauern, Männer, Frauen und Kinder.

Manche ersetzen die Gefallenen in der Armee der Sieger; andere werden als

Kolonisten angesiedelt, um brachliegendes Land urbar zu machen.

Wieder andere werden auf eine der Palast- und Tempelbaustellen verschleppt, die der ebenso prunkliebende wie fromme König unterhält: Neben Assur verehren er und seine Untertanen zahlreiche weitere Götter, etwa Ishtar, die für Liebe und Krieg zuständig ist, oder Schamasch, der als Sonnengott auch über die Gerechtigkeit wacht. Auch sie haben jeweils eine bestimmte Stadt als Hauptsitz, wo Assurnasirpal ihre Heiligtümer beschenkt und ausbaut.

Doch nichts übertrifft den Aufwand, den der König in Kalchu treibt.

Wahrscheinlich um 865 v. Chr. weiht er den dortigen Palast offiziell ein, indem er ein grandioses, ein maßloses Fest gibt. Auf einer Steinstele lässt der König festhalten: Alle 16 000 Siedler seiner jungen Stadt habe er bewirtet, 5000 ausländische Würdenträger und Gesandte, 47 000 Arbeiter aus allen Reichsteilen – insgesamt fast 70 000 Männer und Frauen, denen er zehn Tage lang Schwelgerei und Trank geboten habe, köstliche Salbungen und erfrischende Bäder.

Der Text lässt die goldenen, silbernen und bronzenen Aufsätze der Bankettische nur ahnen, die Liegen, das bunte Gewebe der Kissen, die umhereilenden, nachschenkenden Eunuchen.

Den aufreizenden Klang der Musik, Tänze und trunkenes Gelächter unter einem weiten Abendhimmel. Die Stimmen der Sängerinnen, die einst als Tribut in Assurnasirpals Besitz gekommen sind.

Die Kleider der Mächtigen, ihre funkelnden Fuß- und Armreife, Ketten, Ohrgehänge und Diademe. Den Rauch der Feuer, erfüllt von Aromen verbrennenden Fetts und feiner Gewürze.

Mehr als 16 000 Schafe und Lämmer habe er für sein Fest herbeigeschafft, erklärt Assurnasirpal. Zudem viele Hundert fette Ochsen, Enten und Gänse, 1000 Hirsche, mehr als 20 000 Tauben und andere Kleinvögel, gegart in feinem Öl und Butterschmalz, mit Senf und Honig, dazu jeweils 10 000 Fische und Eier, gewaltige Mengen Bier, Wein und Milch, riesige Gebinde süßer Trauben, Granatäpfel, Datteln, Pistazien und Nüs-



Geflügelte Tierstatuen mit Menschenköpfen wachen an den Eingängen zum Palast Assurnasirpals. Manche sind einem Stier nachempfunden, andere wie hier einem Löwen (Zeichnung eines Archäologen, um 1850)



Viele Reliefs im Palast Assurnasirpals verherrlichen die Taten der mesopotamischen Götter. Neben ihrem Reichsgott Assur verehren die Assyrer zahlreiche weitere Unsterbliche, etwa den Kriegsgott Ninurta, der hier ein Fabelwesen bekämpft

Kalksteinstele
Assunasirpals II.
Nach 24-jähriger
Herrschaft stirbt der
König im Jahr 859
v. Chr. Doch über
seinen Tod hinaus
erinnern Reliefs die
Einwohner des
assyrischen Reiches
an den grausamen
Herrscher



se, Brot ohnehin, Getreide, Gemüse jeglicher Art. An nichts sollte es seinen Gästen fehlen: „So ehrte ich sie und sandte sie heim nach ihren Ländern in Frieden und Wonne.“

Lösen die gigantische Anlage, der im Überfluss dargebotene Luxus bei Untertanen, Fremden und Vasallen Ehrfurcht und Dankbarkeit aus? Oder eher Neid und Hass, ja Verachtung für den verschwenderischen Räuber und brutalen Erpresser auf dem Thron?

Im Jahr 859 v. Chr. stirbt Assurnasirpal II. – woran und in welchem Alter, ist nicht überliefert. Wohl aber, wie er in Erinnerung bleiben will. Auf vielen Reliefs, Statuen, Obelisksen finden sich Inschriften, die er so signieren lässt: „Ich bin König, ich bin Gebieter, ich bin zu preisen, ich bin erhaben, ich bin groß, ich bin herrlich, ich bin der Erste, ich bin ein Held, ich bin ein Krieger, ich bin ein Löwe, und ich bin potent.“

Die Siege und Reformen Assurnasirpals II. bedeuten für das assyrische Reich einen Neuanfang. Es hat die politische Offensive zurückgewonnen und genug Stabilität erlangt, um auch schwächere Könige zu überstehen.

Im 8. Jahrhundert v. Chr. unterwirft Tiglatpileсар III. die reichen phönizischen Städte am Mittelmeer sowie in Palästina die Königtümer Israel und Juda und macht sich zum Herrn über Babylon. Etwas später lassen Revolten der Stadtbevölkerung den Hof von Kalchu erst ins nahe Durscharukin, dann nach Ninive übersiedeln, eine blühende Handelsstadt 35 Kilometer den Tigris aufwärts, etwa beim heutigen Mossul.

Längst nährt der Krieg den Krieg, ist die Expansion Selbstzweck. Jeder Ausbau von Verwaltung und Truppe erfordert neue Tribute und Steuern. Jede Unterwerfung schafft potenzielle Rebellen; jede Revolte fordert mehr Bewaff-

nete. Jeder Bewaffnete will bezahlt sein, am besten aus Beute.

Nicht zuletzt brauchen Assyriens baufreudige Könige immer mehr Arbeiter und Kolonisten, und so erreichen auch die Deportationen unter Assurnasirpals Nachfolgern neue Ausmaße. Wohl Hunderttausende werden verschleppt; im Lauf von drei Jahrhunderten sind es manchen Schätzungen zufolge mehr als vier Millionen Deportierte.

Zwar muss das Imperium immer wieder Rückschläge hinnehmen. Doch reagieren seine Machthaber nur umso entschlossener: Im Jahr 689 v. Chr. etwa unterdrückt die Armee einen Aufstand Babylons, indem sie fast alle Einwohner tötet, die ehrwürdige Stadt dem Erdboden gleichmacht, dann gar den Euphrat über das verwüstete Areal lenkt.

Ein Vierteljahrhundert später führt König Assurbanipal das assyrische Heer bis ins ferne Ägypten, dringt zu dem heiligen, 1800 Kilometer südwestlich von Ninive gelegenen Theben vor und plündert es. Im Osten erobert er Susa, die Hauptstadt des alten Rivalen Elam am Rand der persischen Hochebene, zerstört sie und lässt den besiegten Herrscher köpfen. Von jenseits Elams sendet der Herr des jungen Persien lieber gleich Tribut und Geiseln nach Ninive.

Auf dem Höhepunkt der Herrschaft Assurbanipals erstreckt sich das Imperium vom Mittelmeer bis zum Persischen Golf, von Afrika bis Anatolien (siehe Karte Seite 157). Assyrien ist längst eine Supermacht – und ihr Herrscher nun tatsächlich der „König der vier Weltgegenden“, wie sein stolzer Titel verkündet.

Allein: Das Riesenreich trägt bereits den Keim seines Zerfalls in sich.

Denn es ist hoffnungslos überdehnt. Viele Provinzen sind längst mehrfach ausgeraubt und verheert, Tribute und Steuereinnahmen gehen zurück. Über die

riesigen Distanzen hinweg lässt sich eine effiziente Verwaltung und Kontrolle kaum mehr aufrechterhalten. Umso heißer schwelt der Grimm der Unterworfenen. Und schließlich sammeln sich jenseits der Grenzen neue Feinde, so im persischen Bergland die wilden, geheimnisvollen Stämme der Meder.

Einige Jahre nach Assurbanipals Tod um 630 v. Chr. beginnt im wiederaufgebauten Babylon neuerlich eine Revolte. Diesmal gelingt es den wohl zerstrittenen Erben des assyrischen Königs nicht, die Rebellion rasch niederzuwerfen. Vielmehr machen die Babylonier gemeinsame Sache mit den nach Mesopotamien eindringenden Medern.

Im Jahr 614 v. Chr. können die Alliierten Assur erobern. 612 folgt Ninive, etwa zur gleichen Zeit wird Kalchu geplündert. Drei Jahre später fällt der letzte assyrische König – wohl im Kampf. Mit ihm erlischt der Widerstand.

Die Rache der Sieger an den einstigen Herren der Welt ist fürchterlich. Alle drei Hauptstädte werden vollständig zerstört, ihre Bewohner niedergemetzelt, die Provinzen zwischen Medern und Babylon aufgeteilt.

So gründlich ist die Verheerung Assyriens, dass selbst die Erinnerung an das vordem gewaltigste Imperium der Welt bis auf Anekdoten verloren geht: Der griechische Söldnerführer und Schriftsteller Xenophon, der 200 Jahre später an den Ruinen von Kalchu und Ninive vorbeizieht, weiß bereits nichts mehr von deren Erbauern.

Erst moderne Forscher werden Assurs Königen und ihren großen, grausigen Taten wieder auf die Spur kommen. Sie werden, etwa in Kalchu und Ninive, die Monumentalfiguren, grandiosen Reliefs und massiven Tafeln der assyrischen Könige in großer Menge ausgraben, ihre Bauten rekonstruieren und Inschriften entziffern.

Darunter auch jene über und über wiederholten Zeilen Assurnasirpals II.: „Ich schleifte, zerstörte, verbrannte, vernichtete die Stadt.“

Dr. Mathias Mesenhöller, Jg. 1969, ist Autor im Team von GEOEPOCHE.

LITERATURTIPPS

Joachim Marzahn u. a.
»Könige am Tigris. Assyrische Palastreliefs in Dresden«
Bilderreicher Band zu Kalchu/
Nimrud (Philipp von Zabern).

A. Kirk Grayson (Hg.)
»Assyrian Rulers of the Early First Millennium BC I (1114–859 BC)«
Mit 200 Seiten Assurnasirpal
im O-Ton – so abstoßend
wie faszinierend (University
of Toronto Press).



Im Land der

Sie stellen mathematische Berechnungen an und erkunden systematisch den Himmel, sie erforschen Krankheiten und legen die Grundlagen für die moderne Wissenschaft. So kann um 688 v. Chr. nahe der Stadt Ninive ein



Die Mesopotamier begründen die Mathematik und die Astronomie. Dieses Relief zeigt ein Gartenfest im Palast des Königs Assurbanipal in Ninive, in dessen Bibliotheken unzählige wissenschaftliche Werke lagern

Erkenntnis

heiten und die Wirkung heilender Substanzen. Über drei Jahrtausende schaffen Mesopotamier nach und Bauwerk entstehen, wie es die Welt noch nicht gesehen hat: ein Aquädukt — Text: MARION HOMBACH

E

Es ist das größte Bauvorhaben während der Regentschaft des assyrischen Königs Sanherib: Aus mehr als 200 000 behauenen Felsblöcken lässt der Herrscher um 688 v. Chr. einen Aquädukt errichten – eine Wasserbrücke mit fünf Bögen, 22 Meter breit und 280 Meter lang.

Das Bauwerk ist Teil eines in die neue Kapitale Ninive führenden Kanalsystems. Denn die liegt zwar am Tigris, aber dessen Fluten reichen nicht aus, um die wachsende Stadt mit ihren Gär-

ten, Feldern und Menschen verlässlich mit dem wichtigsten aller Güter zu versorgen, Wasser.

Deshalb soll der neue, 35 Kilometer lange Kanal frisches Nass aus dem Zagrosgebirge zum Fluss Hazur bringen, der Ninive durchströmt. Um dieses Vorhaben umzusetzen, müssen die Ingenieure etwa 30 Kilometer nordöstlich von Ninive ein Flussbett überbrücken: eine Senke, die etwa sieben Meter tief in die Ebene einschneidet.

Sanherib ist wahrscheinlich der erste Bauherr der Geschichte, der eine solch kühne Konstruktion in Auftrag gibt: Sein Aquädukt wird zu einem frühen Meisterwerk der Ingenieurskunst.

Schon der Transport jedes einzelnen Quaders ist ein Kraftakt. Gut 17 Kilometer weit müssen die Arbeiter die Felsblöcke, jeder 250 Kilogramm schwer, vom Steinbruch zur Baustelle bewegen; eine Aufgabe, die sie wohl dadurch bewältigen, dass sie die Blöcke auf Schlitten hieven und ziehen oder auf Rundhölzern rollen.

Zunächst lassen die Baumeister unten im Flussbett ein Fundament aus Felsbrocken ver-



Arbeiter laden Holz ab. Der Rohstoffbedarf für Bauten lässt sich durch mathematische Operationen nun genau kalkulieren



Ärzte dokumentieren die Wirkung pflanzlicher Arzneien – etwa des Mohns, den dieser Gott trägt

gen. Auf diesem Unterbau führen die Maurer nun die Pfeiler für die fünf Bögen des Aquädukts in die Höhe, fügen die Steinquader Lage für Lage mit einem Gemisch aus schlammigem Sand und gebranntem Magnesiumkalk zusammen.

Um die Bögen zu formen, verbreitern sie die Pfeiler dabei in jeder Lage ein Stück, bis sich schließlich die jeweils einander zugewandten Bogenhälften am Scheitelpunkt treffen.

Der wohl schwierigste Teil des Unternehmens ist die Konstruktion der Wasserleitung. Dafür legen die Bauleute ein akkurat behauenes Kalksteinpflaster in ein etwa 40 Zentimeter dickes Bett aus Mörtel. Diese Schicht ist an der einen Seite des Bauwerks etwas mächtiger als an der anderen und erlaubt es ihnen so, die Neigung der Trasse optimal an das erforderliche Gefälle anzupassen.

Am Ende fließt das Nass mit einem Gefälle von 90 Zentimetern pro Kilometer in Richtung Kapitale. Wie lange die Arbeiter für den Aquädukt selbst benötigt haben, ist nicht bekannt. Den gesamten Kanal aber haben die 70 Bauleute in nur

Die
Berechnungen
werden
immer
komplexer

15 Monaten fertiggestellt, wie es der König in einer Inschrift verkündet.

Der Herrscher ist so stolz auf sein Projekt, dass er die Inschrift in jeden Pfeiler des Bauwerks meißeln lässt: „Sanherib, König der Welt, König von Assyrien: Weit entfernt vom Fluss Hazur ließ ich einen Kanal hin zu den Auen von Ninive graben. Über tief eingeschnittene Schluchten spannte ich einen Aquädukt aus Steinblöcken; die Wasser ließ ich über ihn fließen.“

Insgesamt lässt der König vier Leitungssysteme anlegen, um Wasser in seine Kapitale zu führen. Am Ende haben alle Kanäle, kanalisierten Flussläufe, Tunnel und Wehre zusammen eine Länge von wohl gut 150 Kilometern.

Dass Sanheribs Ingenieure den Aquädukt so präzise planen und zudem die Neigung der Wassertrasse für eine derart lange Strecke so exakt bestimmen können, verdanken sie vor allem ihren Kenntnissen der Mathematik. Die ist wie auch die Schrift wohl



Um Ninive mit Wasser zu versorgen, lässt König Sanherib um 688 v. Chr. einen präzise berechneten Aquädukt errichten. Wie auf diesem Relief gezeigt, schaffen unzählige Arbeiter Material für das Meisterwerk der Ingenieurskunst herbei

eine Erfindung der Bürokraten Mesopotamiens. Bereits um 3300 v. Chr. halten sie die Menge etwa von Waren oder Vieh nicht mehr mittels Zählsteinen fest, sondern mit in Ton gedruckten Zeichen (siehe Seite 38).

Da in jener Zeit Menge und Vielfalt der Güter immer weiter zunehmen, erfordert dies auch ein immer komplexeres Zählsystem. So entsprechen auf einer bis heute erhaltenen Tafel bestimmte Markierungen jeweils einem Gegenstand, ein Kreis hingegen symbolisiert zehn Einheiten. Die Nummernzeichen unterscheiden sich auch je nachdem, was gezählt oder vermessen werden soll – Tage, Getreide oder ein Stück Land.

Mit der Zeit werden die Kalkulationen abstrakter, lösen sich von den Aufgaben des Alltags. Ein Gelehrter, der weiß, wie man anhand der Seitenlängen eines Grundstücks dessen Größe ermittelt, kann nun auch die Fläche eines beliebigen *erdachten* Rechtecks berechnen.

Auch wenn nicht bekannt ist, wann genau die Bewohner des Zweistromlandes beginnen, zu multiplizieren, geometrische Figuren zu entwickeln, Wurzeln zu ziehen oder das Raummaß der königlichen Bauvorhaben auszurechnen, so ist doch klar, dass sie ab spätestens 2500 v. Chr. die Mathematik nutzen, um ihren zunehmend komplexer werdenden Alltag in den Städten zu bewältigen. Das belegen Tontafeln mit Rechentabellen aus jener Zeit.

Die Mesopotamier kalkulieren Marktpreise und Zinsen, ermitteln, wie Rampen und Befestigungsanlagen konzipiert sein müssen oder wie viele Leute benötigt werden, um eine Arbeit in einer bestimmten Zeit zu erledigen.

Dabei verwenden sie ein eigens entwickeltes Zählsystem, das die genauen Maßeinheiten festlegt, basierend auf der Zahl 60. So teilen die Mathematiker des Zweistromlandes die Stunde



Ninives Bewässerungssystem speist auch die hier gezeigten prächtigen Gärten, die Sanheribs Palast umgeben



Im Arm einen Steinbock, in der Hand eine Lotosblume (links): Die Mesopotamier erforschen auch die Pflanzen- und Tierwelt



Ihre mathematischen Kenntnisse nutzen die Ingenieure des Zweistromlandes auch für Innovationen in der Kriegstechnik: Sie konzipieren Rampen und Befestigungsanlagen, verbessern Streitwagen sowie rollende Belagerungsmaschinen (Bildmitte)

in 60 Minuten und die Minute in 60 Sekunden, den Kreis in 360 Grad.

Sie wählen die 60 wohl deshalb als Ausgangszahl, weil sie sich durch besonders viele Zahlen teilen lässt. Damit lassen sich viele der alltäglichen Rechengeschäfte erledigen.

Und damit Kaufleute und Handwerker mit den gleichen Gewichtseinheiten arbeiten, legen die Mesopotamier auch dafür eine Maßeinheit fest, das *talent*, das sich aus 60 steinernen Datteln zusammensetzt. Eine solche Dattel wiegt in Babylon rund ein Pfund – das absolute Gewicht schwankt aber je nach Region und Zeit. Eine der gebräuchlichsten Einheiten ist der Schekel, der 60. Teil einer steinernen Dattel.

Glatt polierte, eiförmige Steine zeigen als Mustergewichte auf Märkten, in Werkstätten und in Läden an, ob Händler die richtige Menge ihrer Waren abgeben.

Mesopotamische Mathematiker entwickeln zudem etliche Kenntnisse, die lange Zeit jüngeren Kulturen zugeschrieben wurden. So wissen Gelehrte im Zweistromland schon 1000 Jahre vor dem griechischen Mathematiker Pythagoras, dass bei einem Dreieck, das einen rechten Winkel besitzt, die Quadrate, die man über den beiden Schenkeln des 90-Grad-Winkels bildet, in ihrer Fläche dem Quadrat über der gegenüberliegenden Seite entsprechen. Auf diese Weise lässt sich zum Beispiel berechnen, wie lang die Sturmleitern sein müssen,

Sie
berechnen
sogar das
Tempo
des
Mondes

die an der Mauer einer zu erobernden Stadt angelegt werden sollen, sofern man nur die Entfernung zur Mauer und deren Höhe kennt.

Mesopotamier bereits ersinnen eine Näherung an jene Zahl, die hilft, die Fläche, den Umfang oder den Radius eines Kreises zu berechnen – und die die Hellenen viel später als „Pi“ bezeichnen werden.

Und schließlich arbeiten sie bereits mit dem Wissen, das dereinst als Satz des griechischen Naturphilosophen Thales von Milet bekannt wird: Er besagt, dass ein Dreieck, dessen Grundseite dem Durchmesser eines Kreises entspricht und dessen Spitze ebenfalls auf dem Kreis liegt, stets rechtwinklig ist.

Mithilfe ihrer mathematischen Kenntnisse gelingt es den Mesopotamiern erstmals, den Lauf der Gestirne vorauszusagen. Sie erfassen schon im 2. Jahrtausend v. Chr. die Bewegungen der hell am Abendhimmel leuchtenden Venus.

In astronomischen Tagebüchern notieren sie die Dauer der Sichtbarkeit des Mondes, die Planetenaufgänge, den Vorbeizug von Kometen sowie alle regelmäßigen und unregelmäßigen Himmelserscheinungen. Ab 747 v. Chr. zeichnen Astronomen systematisch und bis 75 n. Chr. durchgehend das Geschehen am Himmel auf.

Sie berechnen, welche Strecke die Sonne pro Tag zurücklegt und mit welcher Geschwindigkeit sich der Mond bewegt. So können sie exakt für jeden Tag ermitteln, wie viel Zeit zwischen dem Auf- und dem Untergang der Sonne vergeht.



Geometrie: Forscher erkennen die Prinzipien von Kreis und Dreieck (mathematische Tafel, 1750 v. Chr.)



Geographie: Erstmals zeigen kartographische Werke die ganze bekannte Welt (babylonische Weltkarte, 6. Jh. v. Chr.)



Astronomie: Die Mesopotamier können den Lauf der Gestirne exakt voraussagen (Sternkarte, 650 v. Chr.)

Die Sternkundigen gliedern darüber hinaus das Jahr nach dem Lauf des Mondes in zwölf Monate und fügen nach exakter Berechnung zusätzliche Tage ein, um mit dem etwas längeren Sonnenjahr im Einklang zu bleiben – auch wenn bis heute ungeklärt ist, wie ihnen diese Beobachtungen ohne optische Hilfsmittel wie etwa Fernrohre oder Teleskope gelingen konnten.

Die Forscher des Zweistromlandes notieren, vergleichen, berechnen: immer mit dem Ziel, Zusammenhänge zu ermitteln, Geschehnisse vorherzusagen zu können. Mit dieser Empirie gehen sie die ersten Schritte hin zu einer modernen Wissenschaft – dem systematischen Versuch, aus Beobachtungen und Ereignissen Wissen abzuleiten.

Auch beim Heilen von Krankheiten verlassen sich die Gelehrten nicht auf einmalige Beobachtungen. Im 1. Jahrtausend v. Chr. schreiben mesopotamische Ärzte bereits Symptome auf, stellen anhand dieser Kennzeichen fest, woran der Patient leidet, womit er behandelt werden kann und ob Hoffnung für ihn besteht. Vermutlich basiert dieses Wissen auf den Erkenntnissen vieler vorangegangener Ärztegenerationen, die ihre Versuche und Irrtümer dokumentiert haben.

Geisteskrankheiten, Geschwüre, Lepra, Zahnweh, Lungenentzündung, Tuberkulose oder Blindheit: All diese Leiden versuchen die Ärzte in Babylon, Ninive und Assur systematisch zu ergründen und zu behandeln. Und die Erkenntnisse aus ihren Beobachtungen halten Schriftkundige in umfangreichen Handbüchern fest. Zwar glauben auch die Mesopotamier – wie viele ihrer

Zeitgenossen –, dass Götter und Dämonen den Menschen krank machen. Das hindert sie aber nicht daran, Kuren zu testen, etwa mit Tinkturen aus Süßholzwurzel oder dem Speichel eines Bullen.

Auch Salben, Einläufe und Tränke sind gängige Anwendungen. So heißt es in einer babylonischen Anleitung, dass ein Mann, der Nierenschmerzen habe und dessen Urin erst weiß sei wie der eines Esels, später dann blutig, folgendermaßen behandelt werden solle: Man koche zwei Schekel Myrrhe mit zwei Schekeln Harz der Baluhhu-Pflanze und zwei Sila-Maßen (je knapp ein Liter) Essig in einem Krug, lasse dies abkühlen und vermische es mit gepresstem Öl. Die eine Hälfte werde dem Patienten mit einem Kupferrohr in die Harnröhre eingeführt, die andere über Nacht, mit bestem Bier vermischt, stehen gelassen und dem Patienten am folgenden Morgen auf leeren Magen zu trinken gegeben.

Welche dieser Behandlungen tatsächlich Wirkung haben, lässt sich heute meist nicht mehr ermitteln. Sicher werden auch der Auftritt des Mediziners und Beschwörungsformeln bei einigen Krankheiten zur Heilung beigetragen haben.

Allerdings helfen Vorschriften, nach denen die Toten einer Epidemie möglichst schnell beerdigt und die Quartiere rituell gereinigt werden müssen, ebenso, die Ausbreitung von Krankheiten zu vermeiden, wie die Wundbehandlung mit einem Antiseptikum aus Alkohol, Honig und Myrrhe – oder die Sitte, dass sich Heilkundige vor der Behandlung die Hände säubern.

Das Handbuch rät auch, gewisse Patienten zu isolieren: etwa solche, die an Fieber leiden.

Trümmer bergen das Wissen

Zum vielleicht ersten Mal in der Geschichte erkennen Heilkundige, dass manche Krankheiten ansteckend sind. Ein Wissen, das später wieder verblasen wird.

Oft enthält das Fallbeispiel auch eine Prognose für den Patienten. Bei dem Nierenkranken etwa schließt die Behandlungsanweisung optimistisch: „Er wird gesund werden.“ Für manch anderen Patienten lautet die Voraussage allerdings lakonisch: „So wird er sterben.“

Zudem enthalten die Keilschrifttafeln genaue Anweisungen, wie ein Chirurg für den Tod eines Patienten haftet: Misslingt etwa ein Eingriff, für den ein größerer Schnitt in den Kopf notwendig war, soll dem Operateur die Hand abgeschlagen werden. Nicht überliefert ist, ob eine solche Strafe je zum Vollzug gekommen ist.

Wie die Mediziner setzen auch Mesopotamiens Bauexperten gewonnene Erkenntnisse systematisch in die Praxis um. So legen Ingenieure nicht nur das notwendige Gefälle von Wasserkanälen fest, sondern errechnen unter anderem auch das Gewicht von Ziegelmauern und die Lasten, die diese zu tragen vermögen.

Die Architekten von Ninive, der neuen Kapitale des Königs Sanherib, nutzen um 700 v. Chr. Lehmziegel in Standardformaten, die es ihnen ermöglichen, den Materialbedarf und die Baukosten zu kalkulieren. Die Baumeister umschließen die Hauptstadt mit einer zwölf Kilometer langen und 25 Meter hohen Doppelmauer, durch die 18 Tore führen.

Ebenfalls aus genormten Ziegeln bauen sie den Königspalast, mehr als 80 000 Quadratmeter groß, auf einer gewaltigen Plattform von 450 mal 220 Metern. Als Wächter an den Eingängen thronen geflügelte Statuen mit Tierkörper und Menschenkopf. Um diese monumentalen Figuren überhaupt aufstellen zu können, braucht es das gesamte Know-how der Ingenieure.

Sie lassen die bis zu 50 Tonnen schweren Blöcke im Steinbruch zunächst roh behauen. Dann hebeln Arbeiter die unfertige Statue mit langen Stangen auf einen Holzschlitten. Mehrere Seilschaften schleppen den Steinblock so in die Stadt. Bildhauer vollenden die Figuren wohl erst direkt vor dem Palast.

Rund um die Residenz werden weitläufige Gärten bewässert. Wahrscheinlich mithilfe von über Brunnen aufgestellten Seilwinden wird das Nass aus der Tiefe geschöpft und dann auf die höher gelegenen Ebenen der terrassenförmigen Anlage verteilt. In den Gärten spenden Zypressen, Maulbeerbäume und Palmen Schatten, blühen Blumen und Kräuter, heimische und exotische Pflanzen: Wein, Granatäpfel, Lotosblumen,

vielleicht auch Alpenveilchen und Rosen, Zimt, Kurkuma und Thymian.

Möglicherweise, so vermuten einige Forscher, liegt hier, in den Palastgärten von Ninive, der Ursprung der Legende von den „Hängenden Gärten der Semiramis“, die griechische Autoren Jahrhunderte später als eines der sieben Weltwunder der Antike beschreiben werden.

Das prächtige Ninive überdauert seinen königlichen Bauherrn aber nur für zwei Generationen. Sanherib selbst wird nur acht Jahre nach der Vollendung des Aquäduktes im Jahr 680 v. Chr. von einem seiner Söhne getötet. Und 612 v. Chr. belagert eine Koalition aus Babyloniern und Medern die Stadt. Die feindlichen Krieger erobern Haus um Haus, wüten in den königlichen Palästen, töten oder verschleppen die Einwohner, plündern und zerstören die assyrische Kapitale.

Einer der größten Schätze Ninives aber entgeht ihnen – und wird unter den Trümmern der Stadt die Jahrtausende überstehen: die königliche Bibliothek.

In den Ruinen der Paläste des Assurbanipal und seines Großvaters Sanherib werden britische Archäologen bei Ausgrabungen im 19. Jahrhundert mehr als 30 000 mit Keilschrift beschriebene Tontafeln entdecken. Darunter Texte zur Gesetzgebung, Korrespondenzen mit den Höfen der Nachbarreiche, Finanzangelegenheiten, Lobpreisungen der Götter.

Aber auch: Berichte über Himmelszeichen, Omen, Wahrsagungen, unzählige Listen, die beispielsweise Pflanzen aufzählen oder Vokabeln verschiedener Sprachen, dazu Werke zur Medizin und zur Astronomie – und die epische Erzählung über den mesopotamischen Helden Gilgamesch, eine der frühesten Schriften der Weltliteratur, die zurückreicht bis in die Zeiten der Sumerer.

Es ist eine unermessliche Sammlung, die Assurbanipal in den 42 Jahren seiner Herrschaft hat zusammentragen lassen; getrieben von der Vision, eine Bibliothek mit dem gesamten Wissen des Zweistromlandes zu erschaffen. Eine Sammlung, so reich, dass Forscher noch heute an ihrer Erschließung arbeiten.

Und somit sind es nicht in erster Linie die Ruinen der Wasserkunst des Sanherib und seines Palastes, sondern vor allem die Reste dieser Bibliothek, die davon künden, wie in Mesopotamien die Wissenschaft ihren Anfang nahm – und ein Fundament legte für die weitere Entwicklung der Zivilisation. ●

Dr. Marion Hombach, Jg. 1975, ist Autorin in Berlin.

LITERATURTIPPS

Markham Geller
»Ancient Babylonian
Medicine«

Unterhaltsame wissenschaftliche Darstellung der Heilverfahren in Mesopotamien (Wiley-Blackwell).

Eleanor Robson
»Mathematics
in Ancient Iraq«
Preisgekröntes Werk über die Ursprünge der Mathematik (Princeton University Press).

Auf den Spuren der Vergangenheit.

Spannende Reisen durch die Geschichte: Jetzt GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

”

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

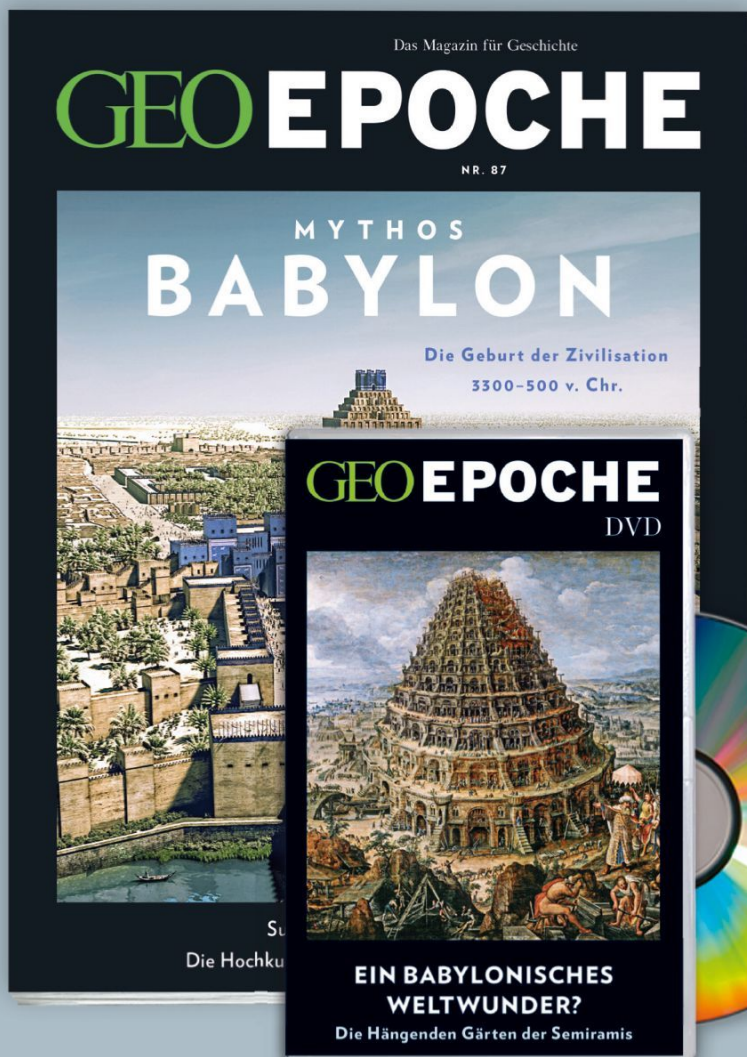
Herzlichst
Ihr

Michael Schaper

“



Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE



+

WUNSCH-PRÄMIE ZUR WAHL

Zur Begrüßung als Dankeschön.

+

JEDERZEIT KÜNDBAR

Nach Ablauf des 1. Jahres.

+

BEQUEM

Kostenlose Lieferung nach Hause.

+

WAHLWEISE MIT DVD

Auf Wunsch mit passender
DVD zum Heftthema.

+

GÜNSTIGES eUPGRADE

Unterwegs digital lesen – für nur
2,- € pro Ausgabe zusätzlich. Mehr
unter www.geo-epoche.de/eUpgrade



2. Bluetooth-Lautsprecher „Cuboid“

Genießen Sie kabellos Ihre Lieblingsmusik.

- Für Smartphones, Tablets etc. mit Bluetooth
- USB-Anschluss und Slot für microSD-Karten
- Maße: ca. 10,8x5,4x3,6 cm; Farbe: Schwarz

Zuzahlung: nur 1,- €



3. GEO EPOCHE-Bestseller

Geschichtsträchtiges Wissen erleben.

- „Die DDR“ – Alltag im Arbeiter-und-Bauern-Staat
- „1914“ – Das Schicksalsjahr des 20. Jahrhunderts

Ohne Zuzahlung



**PRÄMIE
zur Wahl**



4. BRESSER Taschenfernglas

Im handlichen Taschenformat.

- 10-fache Vergrößerung, Dachkant-Optik und Oberfläche mit Gummiarmierung
- Maße: ca. 10,5x11x3 cm; Gewicht: ca. 25 g

Zuzahlung: nur 1,- €

5. BERGMANN Uhr „Cor Copper“, schwarz

Edles, zeitloses Design für jeden Anlass.

- Kupferfarbene Zeiger und Ziffern
- Qualitätsquarzwerk und Wildleder-Armband
- Gehäusedurchmesser: ca. 36 mm

Zuzahlung: nur 1,- €

1 Jahr GEO EPOCHE für zzt. nur 60,- € (inkl. MwSt. und Versand) bestellen unter:

kundenservice@dpv.de

Einfach ausgefüllte Karte einsenden oder mit Smartphone fotografieren und per E-Mail verschicken.

+49(0)40/55 55 89 90

Bitte die gewünschte Bestell-Nr. von der Kartenrückseite angeben.

www.geo-epoche.de/abo

Online noch weitere tolle Angebote entdecken.

Immer im Frühling
begehen die Babylonier
ein prächtiges Neu-
jahrsfest. Für eine
Prozession am achten
Tag der Feierlichkeiten
holen Tempeldiener
die bunt bemalte
Holzstatue ihres Stadt-
gottes Marduk aus
dem Allerheiligsten
des Esangil-Tempels





Eine Stadt trifft ihren GOTT

Nie ist Babylon so wohlhabend und mächtig wie in den Jahren um 570 v. Chr. Die Metropole am Euphrat ist Mittelpunkt eines gewaltigen Reiches und die größte Stadt der Welt; 200 000 Menschen leben und arbeiten hier. Einmal im Jahr vergessen die Untertanen des Königs Nebukadnezar II. ihren Alltag – und feiern am Neujahrsfest den Gott, dem sie alles verdanken

Text: OLIVER FISCHER; Illustrationen exklusiv für GEOEPOCHÉ: TIM WEHRMANN





Vor dem Tor des Esangil-Tempels (links) bejubeln Tausende Menschen die Statue Marduks, die auf einem Streitwagen dem allein voranschreitenden Nebukadnezar II. folgt. Hinter den Gläubigen erhebt sich der siebenstufige Turm Etemenanki; mit wohl 90 Metern ist er eines der höchsten Bauwerke der damaligen Welt. Eine steile Treppe führt hinauf zu einem dem Stadtgott gewidmeten Heiligtum, das mit blauen Ziegeln verkleidet ist

Über eine 20 Meter breite Straße bewegt sich die Neujahrprozession auf ein monumentales Stadttor (im Vordergrund) zu, das der Kriegs- und Liebesgöttin Ishtar gewidmet ist. Von dessen Zinnen aus betrachtet, wirken die Streitwagen, auf denen sich Marduk und andere Gottheiten durch Babylon bewegen, winzig klein. Deutlich zeichnen sich hingegen der Tempelturm Etemenanki (hinten rechts) und der Palast des Königs Nebukadnezar (vorn rechts) im Stadtbild der Metropole ab





Babylon



Der Schöpfer des Universums wohnt in einer dunklen Kammer mitten in der größten Stadt. Marduk ist sein Name, und kein Einwohner Babylons wird so gut versorgt wie er: Viermal täglich servieren Tempelbedienstete ihm Köstlichkeiten wie Gazelleneintöpfe oder mit Honig gesüßtes Bier.

Nicht nur Berge, Flüsse, den Himmel und die Menschen hat dieser Allmächtige geschaffen, sondern auch Babylon – jene Stadt, die er sich einst am Ufer des Euphrat als Wohnsitz erbauen ließ. Die meiste Zeit lebt er hier abgeschirmt im Allerheiligsten des Esangil-Tempels. Doch immer im Frühling, wenn die Babylonier das Neujahrsfest feiern, verlässt er seine Kammer, zieht durch die Straßen und zeigt sich den Menschen.

Eine Stadt trifft ihren Gott.

Es ist der achte Tag des Festes, irgendwann um 570 v. Chr.; Tausende drängen sich vor dem Tor des Esangil-Tempels im Stadtzentrum. Frauen und Männer haben ihre Wangen mit Ockerpulver gerötet und sich in ihre kostbarsten Gewänder gehüllt. Die Reichen tragen Ketten und Armreife, verziert mit Perlen aus Silber und Onyx. Weniger Begüterte haben sich von Bekannten Schmuck geliehen und an die Kleider geheftet, alles zu Ehren Marduks.

Und da erscheint der Gott auch schon in der Tordurchfahrt des Esangil-Tempels – eine bunt bemalte Holzfigur, die Marduk vermutlich so zeigt, wie er auch auf Siegelbildern zu sehen ist: in Menschengestalt, mit hohem Hut und brustlangem Bart, in den Händen Stab und Ring als Zeichen seiner Würde.

Groß wie ein Mann sitzt er auf einem mit Edelsteinen besetzten Streitwagen, gezogen von Pferden.

Jubelt die Menge schon? Einzelne tun dies vielleicht. Doch die meisten blicken ängstlich auf die Skulptur: Schaut Marduk ernst? Öffnet er den Mund? Schließt er die Augen?

Die Einwohner Babylons sind davon überzeugt, dass diese Statue *der Gott selbst* ist: ein lebendiges Wesen, das ohne Zweifel seine Gesichtszüge verändern kann. Hat es nicht jeder schon einmal selbst gesehen? Oder kennt zumindest jemanden, der es gesehen hat?

Aus Marduks Miene, so glauben die Menschen, lassen sich Vorzeichen für das neue Jahr ablesen. „Wenn Marduk seine Augen geschlossen hat“ – so heißt es in einem babylonischen Verzeichnis guter und schlechter Omen –, „werden die Menschen im Land unglücklich sein.“

Ein ernster Blick des Gottes kündigt eine Hungersnot an. Wenn Marduks Gesicht aber glänzt, stehen der Stadt und dem Land herrliche Zeiten bevor.

Wie gut, dass zur Zeit des Neujahrsfestes meist die Sonne scheint in Babylon! Marduks Antlitz strahlt im Licht, als die Pferde seinen Wagen auf die Straße ziehen. Freudenrufe brausen auf, Menschen fallen bewegt auf die Knie.

Neben Marduk – dem Schutzherrn der Stadt und König der zahllosen babylonischen Götter – rollen noch weitere Himmelswesen auf Wagen aus dem Tempeltor. Unter ihnen Ishtar, die Göttin der Liebe und des Krieges. Und Zarpaitu, die Frau Marduks. Nabu, sein Sohn, ist sogar (wie andere Götter auch)

eigens zum Fest aus einer der Nachbarstädte angereist und hat die Nacht im Esangil-Tempel verbracht. Nabus Gemahlin Taschmetu ist ebenfalls erschienen.

Ein Prozessionszug reiht sich auf, mit Musikern, die auf Rohrflöten und Trommeln spielen, und Sängern, die Lobeshymnen auf die Stadt Babylon anstimmen. Auch Tänzer sind zu sehen, dazu Scharen von Priestern und Statthaltern aus den umliegenden Städten.

Ganz vorn im Zug erkennen die Babylonier ihren König: Nebukadnezar II. Seit mehr als 30 Jahren herrscht er von Babylon aus über ein Reich, das sich vom Euphrat bis zum Mittelmeer erstreckt. Mit den Steuereinnahmen und Tributen aus seinem Imperium hat er die Hauptstadt in den vergangenen Jahrzehnten prachtvoll ausbauen lassen.

Langsam ziehen die Prozessions Teilnehmer an den Zuschauern vorbei auf die Hauptstraße Richtung Norden. Vor ihnen ragt der imposanteste von Nebukadnezar errichtete Bau auf: der Tempelturm Etemenanki („Haus der Fundamente von Himmel und Erde“). Vielleicht 90 Meter hoch reckt er sich in den Himmel.

Der Turm ist aus sieben mächtigen, aus Ziegeln gemauerten Quadern zusammengesetzt, die sich wie bei einer Pyramide nach oben hin verjüngen.

An der Spitze ist ein weiteres Heiligtum für Marduk untergebracht. Gläubige erreichen es über eine lange, steile Treppenrampe an der Südseite. Der Aufstieg ist so erschöpfend, dass auf halber Höhe Ruhebänke aufgestellt sind.

Vor der Mauer, die den Tempelturm umfasst, führt die Hauptstraße einmal nach rechts, dann nach links, anschließend geradeaus nach Norden. Speziell für das Neujahrsfest hat Nebukadnezar sie zu einem 20 Meter breiten Triumphweg für Marduk erweitern lassen. In knapp 1000 Meter Entfernung erkennen die Gläubigen ein monumentales Stadttor, das in der Sonne leuchtet wie ein Ozean – denn es ist über und über bedeckt mit tiefblau glasierten Ziegeln.

Die besten Kunsthandwerker hat Nebukadnezar beauftragt, um diese Anlage zu schaffen, die nach der Göttin Ishtar benannt ist.

Hunderte fein gearbeitete, in Reihen untereinander angebrachte Reliefs schmücken den Bau (siehe Seite 10). Manche von ihnen zeigen Wildstiere, die elegant einherschreiten – Symbole des Wettergottes Adad. Auf anderen ist das heilige Tier Marduks zu erkennen: der Drache Muschuschu, dessen Vorderläufe Löwenpranken gleichen, während die Hinterbeine die eines Adlers sind und sein Schwanz die Gestalt eines Skorpionstachels hat.

Staunenswert ist die Leuchtkraft dieser Bilder; sie ist der komplizierten Glasurtechnik zu verdanken, bei der die Handwerker Reliefs und Ziegel mit einer Schicht aus geschmolzenem Glas überziehen.

Die Prozession passiert die 48 Meter zwischen dem Haupt- und dem Vorbau des Ishtar-Tors, schreitet über Schwellen aus Erz, vorbei an mit Bronze beschlagenen Toren aus Zedernholz, bewegt sich dann zu einem Kanal unweit des Euphrat. Dort warten schon Bootsbesatzungen. Behutsam bringen Tempelbedienstete die Götterstatuen an Bord.

Auch der König und sein Gefolge besteigen ein Schiff, das mit Goldplatten und Edelsteinen verziert ist, und fahren den Fluss entlang zum Neujahrsfesthaus – einem Tempel im Norden der Stadt, in dessen Innenhof Gärten blühen und Bäume Schatten spenden.

Drei Tage lang werden Würdenträger und einfache Gläubige dort nun Marduk feiern. Sie werden ihn auf einen Thronstuhl setzen und dann in einem

Chor aus Tausenden Stimmen jubeln: „Babylon ist in Freude.“ Anschließend verwöhnen sie ihn und die anderen Götter bei Festbanketten, servieren ihnen große Mengen feinsten Speisen. Und der König legt an Marduks Thron Geschenke von unermesslichem Wert nieder.

Auch in der Stadt feiern die Menschen. In den Tempeln verteilen Diener Fleisch an das Volk – für viele Babylonier ist es wohl das einzige Mal im Jahr, dass sie so etwas genießen. An der Hauptstraße unterhalten Akrobaten das Publikum mit Kunststücken, Ringer umklammern einander keuchend bei Schaukämpfen.

Ausgelassen lassen die Menschen ihren Gott und jene Stadt hochleben, die er so sichtbar gesegnet hat: Noch nie in

Nebukadnezar macht Babylon zu seiner HAUPT- STADT

seiner Geschichte war Babylon so mächtig und wohlhabend wie heute. Noch nie standen Handel, Kunst und Medizin in solcher Blüte. Nur noch verblasste Erinnerung sind die Zeiten, in denen Mesopotamien ein kriegszerrissenes Land war. Und Babylon eine Stadt unter dem Joch fremder Herrscher.

Denn es ist noch keine zwei Generationen her, dass sich die Stadt am Euphrat von diesem Joch befreit hat. Mehr als 100 Jahre lang wurde Babylon von assy-

rischen Königen kontrolliert. Sie residierten 400 Kilometer nördlich von Babylon in Ninive, herrschten von dort über das gesamte Zweistromland sowie über Syrien und Palästina bis an die Grenzen Ägyptens. Aufstände schlugen ihre starken Armeen mühelos nieder. Es war das bis dahin größte Reich in der Geschichte der Menschheit.

Und doch wagte im Jahr 626 v. Chr. ein Mann namens Nabopolassar eine weitere Revolte. Er stammte aus Uruk im südlichen Zweistromland und nannte sich „Sohn eines Niemand“. Damit wollte er wohl kaschieren, dass sein Vater ein hoher Beamter im Dienst der verhassten Assyrer war. Mit den Machtverhältnissen in Ninive war Nabopolassar jedenfalls gut vertraut: Als er seinen Aufstand anzettelte, waren die Assyrer nach einem internen Kampf um die Nachfolge eines verstorbenen Königs noch geschwächt.

Und so hatte Nabopolassar rasch Erfolg: Seine Krieger, die er vermutlich unter den Unzufriedenen in Uruk rekrutiert hatte, drangen nachts in Babylon ein und vertrieben nach kurzem Straßenkampf die wohl eher kleine assyrische Garnison. Anschließend unterschätzte der Feldherr, den der neue Herrscher in Ninive zu den Abtrünnigen schickte, die Gefahr: Er ließ ein viel zu schwaches Heer an den Euphrat marschieren, und so misslang die Rückeroberung Babylons. Dessen Einwohner, die anfangs zum großen Teil gezögert hatten, die Revolte zu unterstützen, schlossen sich nun Nabopolassar an und machten ihn zum König ihrer Stadt.

Doch noch war die assyrische Kriegsmaschinerie nicht besiegt. Jahrelang dauerten die Kämpfe an und verwüsteten große Teile Mesopotamiens. Erst als im Jahr 615 v. Chr. die im persischen Bergland lebenden Meder ebenfalls die Assyrer attackierten, wankte deren Macht. Nabopolassar verbündete sich mit den Medern, eroberte gemeinsam mit ihnen die feindliche Hauptstadt Ninive und zerstörte sie.

Bald danach begann ein weiterer Krieg, diesmal mit Ägypten. Nabopolassar kämpfte gegen Pharao Necho II. um



Bald nachdem die Neujahrsprozession das blau glänzende Ishtar-Tor (hinten links) durchquert hat, erreicht sie nördlich der Stadtmauer einen Seitenkanal des Euphrat. Hier werden die Statuen Marduks und der übrigen Götter behutsam auf Boote verladen. Auch König Nebukadnezar und sein Gefolge besteigen ein Schiff



die zuvor assyrischen Gebiete in Syrien und Palästina. 605 v. Chr. trafen die Armeen aufeinander, und die Babylonier schlugen die Ägypter vernichtend.

Was für ein Triumph! Abgesehen von einigen Gebieten im Norden Mesopotamiens, die die Meder kontrollierten, waren die Babylonier nun die Herren im Reich ihrer einstigen Unterdrücker.

An der Spitze jener Armee, die diesen Triumph errungen hat, stand Nabopolassar Sohn Nebukadnezar – ein ehrgeiziger junger Mann, versessen darauf, weitere große Taten zu vollbringen. Die Gelegenheit dazu bekam er noch im selben Jahr: Sein Vater starb, und er wurde neuer König von Babylon.

Zum ersten Mal seit Jahrhunderten war die Stadt nun wieder Mittelpunkt eines großen Reiches. Doch nach den langen Kriegsjahren waren viele Gebäude vernachlässigt oder verfallen. Zwar hatte schon Nabopolassar begonnen, einige Tempel instand setzen zu lassen, das Bauprogramm seines Sohnes aber war nun weitaus radikaler: Babylon sollte sich in eine Metropole verwandeln, welche die ganze Welt staunen lässt.

Nebukadnezar II. ließ die Hauptstraße und das Ishtar-Tor zu einer monumentalen Kulisse für Marduks Festzug umbauen, erneuerte den Esangil-Tempel und kleidete die Innenräume mit Gold aus. Zudem errichtete er in der Nähe des Euphrat einen Palast mit 600 Räumen, dessen Dächer mit Zedernholz aus dem Libanon gedeckt wurden und in den ein Heer von Lakaien, Boten, Köchen, Frisuren und Harfenspielern einzog.

Und wohl westlich des Palastes, direkt am Fluss, ließ Nebukadnezar jene spektakuläre Parkanlage konstruieren, die als Hängende Gärten von Babylon zu den sieben Weltwundern gezählt wurde. Mehrere Terrassen steigen hier direkt über dem Ufer stufenförmig auf, bepflanzt mit Bäumen, sodass sie aus der Ferne aussehen wie ein bewaldeter Berghang. (Allerdings gibt es außer Berichten antiker Autoren keine Belege für den Standort der Gärten; sie könnten sich auch im 612 v. Chr. zerstörten Ninive befunden haben – davon gehen zumindest einige moderne Forscher aus, unter

anderem aufgrund von Angaben in Keilschrift-Texten.)

Das neue Babylon sollte glanzvoll sein, aber auch wehrhaft. Daher ordnete der König den Bau einer mächtigen Mauer im Osten der Stadt an. Arbeiter und Kriegsgefangene setzten sie vor die schon existierenden Wälle.

Neun Kilometer misst die neue Anlage, konstruiert aus zwei Ziegelmauern, die 25 Meter voneinander entfernt stehen. Den Zwischenraum ließ der König mit Erde auffüllen. Dieses Bollwerk ist dadurch so breit, dass auf der Krone Pferdegespanne wenden können.

Der Abstand zwischen alter und neuer Mauer beträgt teils mehr als einen Kilometer. Durch diese Freifläche zieht sich ein 80 Meter breiter Kanal, gespeist vom Euphrat. Zudem finden sich hier Haine mit Dattelpalmen.

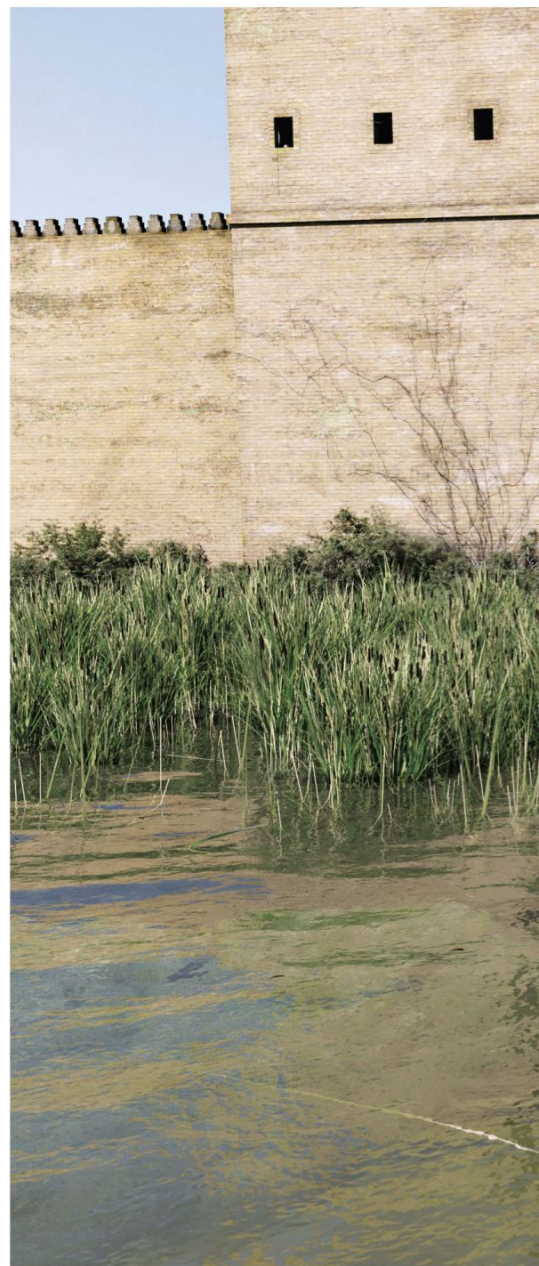
Die Mauern schützen Viertel auf beiden Seiten des Euphrat. Der größere Teil der Stadt liegt am Ostufer. Hier verläuft – parallel zum Fluss – die Hauptstraße, an der der Königspalast und die großen Tempel zu finden sind. Den kleineren Westteil erreichen die Babylonier über eine gut 120 Meter lange Brücke aus Holzbalken, die auf Pfeilern aus Stein und Ziegeln ruhen. Neben zahlreichen Straßen durchziehen die Stadt auch Kanäle, auf denen die Einwohner Waren transportieren.

Der neue Rang als Hauptstadt sowie die Bauprojekte des Königs locken Menschen aus allen Teilen des Reiches an. Und so ist Babylon um 570 v. Chr., 35 Jahre nach Nebukadnezars Regierungsantritt, auf rund 200 000 Einwohner angewachsen: die größte Stadt der Welt.

Eine vibrierende Metropole, in der Kaufleute, Ärzte und Schreiber, Handwerker und Krämer ihren Alltag leben.

Wie dieses Leben aussieht, lässt sich aus jenem Teil der Stadt rekonstruieren, den Archäologen bisher ausgegraben haben, sowie aus den Überlieferungen der Babylonier, die auf Tontafeln festgehalten wurden, und aus Vergleichen mit anderen Orten Mesopotamiens.

Die Tage in der Stadt Marduks begannen stets sehr früh. Schon zu Sonnenaufgang erheben sich die Menschen von

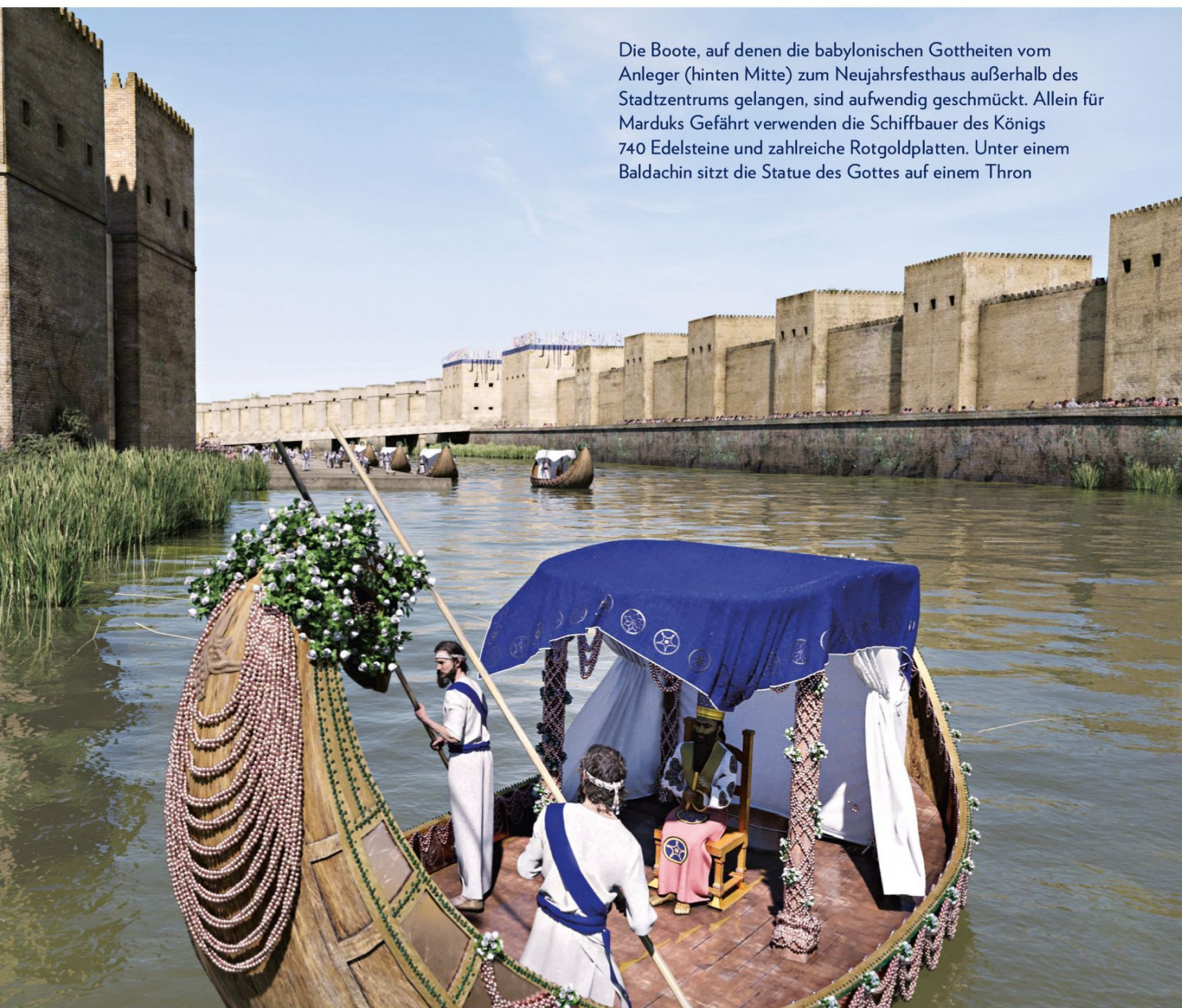


ihren Lagern. Ihre Häuser sind fast alle dunkel und karg. Fenster gibt es so gut wie keine, um zu verhindern, dass Staub und Hitze eindringen.

Die meisten Bewohner Babylons schlafen auf den Fußböden, die sie mit Matten aus Schilf oder Wolle auslegen. Betten und weiteres Mobiliar besitzen nur die Reichen, etwa Kaufleute und Hofbeamte.

Die Wohlhabenden nutzen morgens eigene Toiletten und Bäder. Zum

Die Boote, auf denen die babylonischen Gottheiten vom Anleger (hinten Mitte) zum Neujahrsfesthaus außerhalb des Stadtzentrums gelangen, sind aufwendig geschmückt. Allein für Marduks Gefährt verwenden die Schiffbauer des Königs 740 Edelsteine und zahlreiche Rotgoldplatten. Unter einem Baldachin sitzt die Statue des Gottes auf einem Thron



Waschen verwenden sie Seife aus Pottasche oder Natron, reiben ihre Körper dann mit Zypressen- und Zedernöl aus der Levante ein. In ihren Residenzen fließt das Abwasser durch Rohrleitungen zu zehn Meter tiefen Sickerschächten, Frischwasser schleppen Diener vom Fluss oder aus Brunnen herbei.

Weniger gut Gestellte waschen sich am Fluss, tragen anschließend das billigere Sesamöl auf die Haut auf; viele verzichten wohl auch ganz auf Hygiene.

Ihr Frühstück nehmen die Babylonier, die oft in Großfamilien zusammenleben, vermutlich in den Innenhöfen ihrer Häuser ein. Außen liegen Wohnräume und Küche, in der meist ein aus Ziegeln gemauerter Herd steht. Dort reihen sich Tongefäße, gefüllt mit Wasser, Öl und Korn. Zudem stehen in der Küche und anderen Räumen kleine Götterfiguren aus Ton, die vor Unheil schützen sollen.

Zur ersten Mahlzeit des Tages nehmen die Familien Brot und kuchenarti-

ges Gebäck zu sich, das sie mit Äpfeln, Trauben und Datteln füllen. Die Frauen des Hauses bereiten außerdem feines Püree aus Kichererbsen zu oder geröstete und gesalzene Linsen. Dazu trinken die Menschen Granatapfelsaft oder mit Wasser verdünnten Joghurt.

Nach dem Frühstück brechen die Männer zur Arbeit auf, einige Frauen ebenso. Die leben recht eigenständig, können Besitz erwerben und verkaufen und vor Gericht als Klägerinnen auftreten

(auch gegen den Ehemann). Zur Schule aber gehen wohl nur Jungen – und zwar die reicher Eltern. Die meisten anderen beginnen früh, ein Handwerk zu lernen.

Gleichgültig, in welchem Stadtteil ein Babylonier am Morgen sein Haus verlässt: Fast immer tritt er hinaus auf eine Straße, in der sich ein- und zweistöckige Häuser aneinanderreihen – erbaut mit Ziegeln aus Lehm, jenem Stoff, der im Schwemmland vor der Stadt reichlich zu finden ist. Damit die Straßenfluchten nicht eintönig wirken, stehen die Häuser oftmals ein wenig versetzt zueinander. Manche Fassade zieren zudem zur Auflockerung Rillen, Nischen oder vorstehende Pfeiler.

Tausende Menschen laufen morgens an solchen Häusern vorbei durch die Stadt: über Straßen, die – abseits des Zentrums – häufig ungepflastert sind, staubig im Sommer, verschlammt im Winter. Zudem liegen auf den Wegen oft große Mengen Tonscherben und Abfall.

Weberinnen und Spinnerinnen begeben sich zu Textilwerkstätten. Mit Spindeln und an Webstühlen stellen sie aus Flachs und Schafwolle Stoffe her und verzieren sie zuweilen mit Stickereien und Bordüren. Kaufleute bringen die Textilien mit Karawanen und Booten in Nachbarländer und verkaufen sie mit Gewinn.

Jeden Morgen machen sich auch die Schreiber auf den Weg zu ihren Arbeitsplätzen, die im Königspalast liegen. Es sind hochgebildete Männer, jahrelang haben sie in Schulen die Keilschrift studiert, zudem Kenntnisse in Jura, Buchhaltung und Literatur erworben. In den Büros der königlichen Verwaltung drücken sie nun mit Griffeln aus Schilfrohr Vertragstexte in feuchte Tontafeln, führen Steuerlisten.

Besonders tüchtige Schreiber macht der König zu seinen Beratern, und während der Neujahrsprozession dürfen sie in seinem Gefolge mitlaufen.

Während die Sonne höher steigt, klopfen Krämer an die Türen der Häuser der Reichen, bieten Spezialitäten an wie

Wein aus Kilikien. An einem Kanal laden Töpfer Krüge und Schalen in Boote, bringen sie über die Wasserwege zu Kunden in anderen Stadtteilen.

Zuweilen sind auf den Straßen Babylons auch Männer zu sehen, die angespannt auf den Boden blicken: Es sind Ärzte, unterwegs zu einem Patienten.

Die Heilkunst der Mesopotamier ist eng mit der Magie verwoben. Daher achten Mediziner schon beim Gang zum Kranken auf Vorzeichen, die eine Prognose über seinen Zustand geben könnten. Eine aufrecht stehende Tonscherbe am Straßenrand etwa bedeutet, dass die Lage des Patienten so verzweifelt ist, dass man sich ihm gar nicht erst nähern sollte.

Doch beherrschen die Ärzte auch anspruchsvolle chirurgische Techniken: Mit Skalpellen und Spateln aus Tierkno-

Es soll
den
GÖTTERN
an nichts
mangeln

chen können sie Schädel und Brustkörbe öffnen, etwa um Blut und Eiter abfließen zu lassen. Vor solchen Eingriffen reichen sie den Kranken vermutlich Alkohol zur Betäubung.

Bis zum frühen Nachmittag, wenn die Hitze unerträglich wird, schieben sich Menschen durch die Stadt, ist an den Kais, am Ishtar-Tor und vor den Tempeln ein Gewirr von Sprachen zu hören – neben dem Akkadisch der Ein-

heimischen auch Aramäisch, Ägyptisch, Griechisch, Persisch und Elamisch.

Von überallher ziehen Menschen in diese Metropole, um als Söldner, Schreiber oder Schiffszimmerer zu arbeiten. Einwanderer aus Ägypten betätigen sich oft als Sänger und Traumdeuter.

Gelegentlich mischen sich hebräische Ausdrücke in die Wortwechsel. Tausende Juden leben in Babylon, wenn auch nicht freiwillig: Der König hat sie hierher verschleppen lassen.

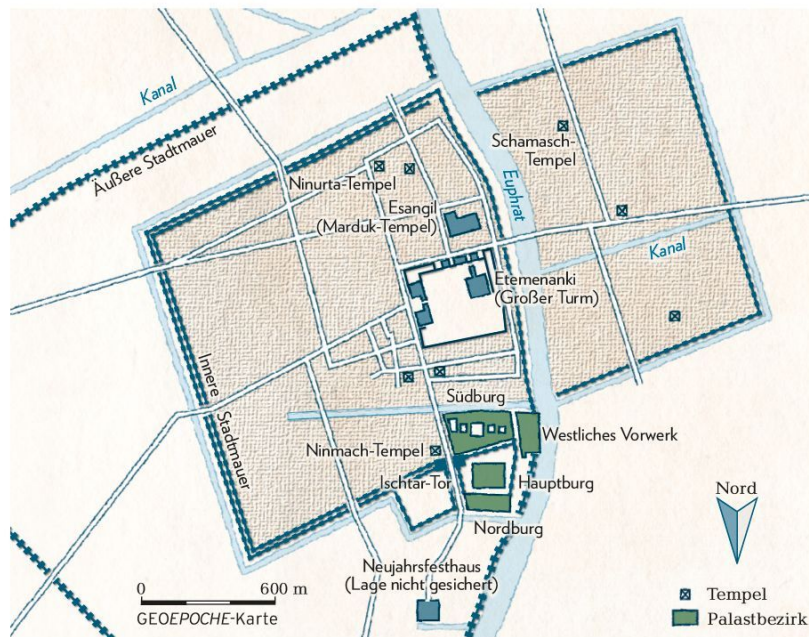
Nach Nebukadnezars Sieg über die Ägypter im Jahr 605 v. Chr. hatte sich der König von Juda ihm zunächst als Vasall unterworfen, doch in den folgenden Jahren versuchten die Judäer zweimal, sich von den Fremdherrschern zu befreien. Beide Male rückte Nebukadnezar mit seiner Armee nach Jerusalem aus und eroberte die Stadt. Er ließ rund 10 000 Mitglieder der Oberschicht – Großgrundbesitzer, Offiziere, Priester – nach Babylon abführen. Zudem zerstörte er 587 v. Chr. ganz Jerusalem und den Tempel Salomons, das höchste Heiligtum der Juden.

Schon häufig haben die Herrscher des Zweistromlandes Menschen aus eroberten Ländern deportiert, um die Unterworfenen von Rebellionen abzuschrecken oder die Führungsschicht vom Volk abzusondern. Einen Großteil der Juden haben die babylonischen Beamten in verlassenen Dörfern angesiedelt, wo sie als Pächter des Königs nun kleine Stücke Land bestellen. Andere arbeiten auf Großbaustellen in Babylon.

Die Juden sind aber keine Gefangenen oder Sklaven, sondern werden meist so behandelt wie die Einheimischen. Sie dürfen weiter zu ihrem Gott Jahwe beten und leben in ihren Siedlungen unter Leitung von Ältesten zusammen.

Doch während sich andere Fremde im Laufe der Jahre mit den Babyloniern vermischen, in deren Familien einheiraten und anfangen, Marduk und weitere Götter zu verehren, bewahren die Juden ihre Identität – dank einer Reihe von Ritualen, die sie überhaupt erst im Zweistromland entwickeln: Erst hier, im „Babylonischen Exil“, kommt der Brauch

DIE METROPOLE AM EUPHRAT



Babylons Zentrum mit den wichtigsten Heiligtümern wird durch eine eigene Mauer geschützt. Im Norden der Stadt liegt das Ischtar-Tor, durch das die alljährliche Prozession mit der Statue Marduks zum Neujahrsfesthaus gelangt

auf, neugeborenen Jungen die Vorhaut zu entfernen, als Zeichen der Treue zu Jahwe. Und erst hier fangen die Juden an, am siebten Tag der Woche in ihren Familien einen Gottesdienst zu feiern und sich so von den Babyloniern abzugrenzen, die wöchentliche Feiertage nicht kennen.

Die meisten Juden halten am Glauben ihrer Vorfahren fest. Dennoch muss es ihnen oft vorkommen, als sei Jahwe schwach und machtlos, etwa wenn sie an Neujahr den Zug der Götterstatuen sehen, die laut dem Propheten Jeremia nur „Vogelscheuchen im Gurkenfeld“ sind – und doch von den Massen tosend gefeiert werden. Oder wenn sie an den prächtigen Kultstätten vorbeikommen, in denen die Einheimischen beten.

Im gewaltigsten dieser Bauwerke, dem Etemenanki-Turm, sehen die Juden offenbar ein Symbol der Gotteslästerung. Davon zeugt jene Geschichte, welche das biblische Buch Genesis um die Entstehung des Monuments webt.

„Lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche“, sagten laut Altem Testament einstmals die Nachkommen

Noahs – und forderten so Jahwe heraus. Der erkannte, was sie vereint zustande bringen könnten: „Ein Volk sind sie und haben alle die gleiche Sprache“, meinte er. „Fortan wird ihnen nichts mehr unerreichbar sein, was sie sich vornehmen.“

Also stiftete Jahwe Verwirrung unter den Menschen, ließ sie statt in einer nun in vielen Sprachen reden, dass keiner mehr den anderen verstand. Daher blieb laut der Bibel der Turm zu Babel unvollendet – anders als der reale Etemenanki.

In Babylon lässt sich der Turm nicht übersehen, genauso wenig wie die anderen Monumente der Stadt: etwa die Tempel für Ninurta, den Gott des Ackerbaus, für den Sonnengott Schamasch und für die Muttergöttin Ninmach. Mindestens 35 dieser Kultbauten gibt es in der Metropole.

Bitu, Haus, heißen die Tempel auf Akkadisch. Und tatsächlich sind sie aufgebaut wie Wohnhäuser, nur viel größer.

Durch Tore gelangen die Gläubigen in einen oder mehrere weite Innenhöfe. Am Eingang stehen oft Kästen, in die Wohlhabende Silberstücke als Spende

werfen. Wer durch die Höfe läuft, bemerkt Altäre, auf denen silberne Gefäße mit brennendem Weihrauch stehen. Sieht zwischen den aufsteigenden Schwaden Schafsbeine oder tote Tauben, außerdem Gefäße voller Gerste, Wein und Bier – alles Opfergaben, welche die Gläubigen hier Tag für Tag abgeben.

Um die Höfe reihen sich Wirtschaftsräume, in denen Tempelangestellte und Sklaven die Gaben weiterverarbeiten: Sie machen in Brauereien aus Gerste Bier, lösen in Metzgereien Fleisch von Knochen, bereiten daraus in Küchen die beliebten Eintöpfe zu. Auch Backstuben, Magazine und Büros liegen hier.

Und schließlich die Wohnstatt des Gottes, das Allerheiligste: ein fensterloser Raum. Vom Eingang blickt man direkt auf eine Nische in der Rückwand. Darin ein Podest, auf dem die Götterfigur steht – und damit nach babylonischem Glauben der Gott selbst.

Nur Priestern und ausgewählten Personen ist es erlaubt, dieses Gemach zu betreten. Viermal am Tag kommen sie singend und betend hierher, servieren der Statue auf Tablett die Köstlichkeiten, die die Tempelköche bereitet haben.

Die Priester und ihre Helfer versehen diesen Dienst mit größter Gewissenhaftigkeit. Denn die Versorgung der Götter mit Essen ist die vornehmste Pflicht des Menschen. Allein aus diesem Grund hat Marduk ihn einst erschaffen, so erzählt es ein Mythos: Die Götter, die bis dahin selbst in harter Arbeit Äcker fruchtbar gemacht hatten, wollten sich auf diese Weise von solcher Mühsal befreien.

Damit es den Göttern nie an Speisen mangelt, hat der König den Tempeln gewaltige Ländereien übertragen, die meist Pächter bewirtschaften.

Zudem müssen alle Babylonier ein Zehntel ihrer Einkünfte an einen Tempel in ihrer Nähe abtreten. Die meisten zahlen in Naturalien wie Datteln oder Gerste. Vermögende Kaufleute begleichen ihren Anteil oft mit Silberstangen, die sie als Zahlungsmittel nutzen (da Münzgeld noch nicht verbreitet ist, rechnen die Menschen Käufe und Verkäufe oft mit standardisierten Mengen Silber ab; ein Schekel etwa sind 8,4 Gramm des Edelmetalls, eine Mine ein Pfund). Die Tempel haben auf diese Weise große





Nach einer kurzen Fahrt auf dem Euphrat kommen die Boote mit den Götterstatuen am Neujahrsfesthaus an, einem gewaltigen Tempel, dessen Lage nicht genau bekannt ist. Drei Tage lang huldigen hier Priester und einfache Gläubige Marduk. Währenddessen gehen die Festlichkeiten auch in der Stadt weiter

Reichtümer angesammelt. Um nicht die Übersicht zu verlieren, beschäftigen manche Kultstätten eigene Grundstücksverwalter und gut 20 Schreiber.

Die Gotteshäuser sind neben dem Königshof die wichtigste Wirtschaftsmacht im Reich – und mehren ihr Vermögen, indem sie an die Babylonier Silber verleihen. Die Zinsen sind enorm: 20 Prozent zahlt ein Beamter, der ein Haus kaufen will, oder ein Bauer, der einen Pflugochsen braucht.

Es sind sehr weltliche Geschäfte, die die Verwalter der Tempel hier treiben – und doch geht die Verbindung zur Religion nicht ganz verloren: Zurückzahlen müssen die Schuldner ihre Darlehen immer im Frühjahr, wenn auf den Feldern die Ernte eingebracht wird und die Babylonier ihr höchstes Fest begehen: die Neujahrsfeier zu Ehren Marduks.

Die Zeremonie beginnt stets zur Zeit der Tag-und-Nacht-Gleiche im Frühling. Doch man muss kein Astronom sein, um das Herannahen des Festes zu bemerken: Schon Tage zuvor sind in Babylon Hirten zu sehen, die Herden von Opfertieren in die Tempel treiben. An der Hauptstraße beginnen Arbeiter, die Pflasterplatten aus Kalkstein und fein geädertem Breccia zu putzen. Und im Tempel des Esangil polieren Bedienstete die bunte Statue Marduks, machen sie bereit für die Prozession.

Überwältigend ist die Vielzahl der Zeremonien, die in den elf Festtagen begangen werden: Bußrituale und zeremonielle Waschungen, Gebete, Umzüge und Festmahlzeiten. Bei einigen dieser Feiern ist das Volk anwesend, viele andere werden im Verborgenen begangen.

Und ein Ritus ist so unerhört, dass sich die Babylonier vermutlich nur mit gesenkter Stimme davon erzählen: Ihr König, jener Mann, der Babylon groß und prächtig gemacht hat, muss sich dabei vom Oberpriester wie ein ungehorsamer Schuljunge behandeln lassen.

Stets am Nachmittag des fünften Festtages begibt sich Nebukadnezar II. zum Esangil-Tempel. Gewiss ist das

Heiligtum in diesen Stunden für die Gläubigen gesperrt, und vermutlich tritt der König allein in einen der Innenhöfe.

Mitarbeiter des Tempels reichen ihm eine Wasserschale, in der er sich die Hände wäscht. Dann erscheint der Oberpriester und führt ihn in einen Raum, der Marduks Sohn Nabu geweiht ist. Hier nimmt er dem Monarchen seine

Elf Tage lang FEIERN die Babylonier

Würdezeichen ab – Krone, Zepter, Keule und Seil –, trägt sie ins Allerheiligste.

Als er zurückkehrt, wagt er etwas, wofür wohl jeder Untertan augenblicklich mit dem Tode bestraft würde: Er hebt die Hand und schlägt dem Herrscher ins Gesicht. Dann zieht er ihn an den Ohren, zerzt ihn hinüber ins Allerheiligste und zwingt ihn, sich vor Marduks Statue auf den Boden zu kauern.

„Ich habe nicht gesündigt, oh Herr aller Länder“, muss Nebukadnezar nun beteuern – so legen es die auf Tontafeln überlieferten Vorschriften des Neujahrsrituals fest. „Ich war nicht nachlässig deiner Göttlichkeit gegenüber. Ich habe Babylon nicht zugrunde gerichtet. Ich habe die Bürger nicht ins Gesicht geschlagen, sie nicht gedemütigt.“

Nach kurzer Pause spricht der Oberpriester: „Fürchte dich nicht. Bel“ – das ist einer der Titel Marduks und bedeutet „Herr“ – „erhört dein Gebet. Er

hat deine Herrschaft groß gemacht.“ Nun gibt er dem König die Insignien zurück.

Als der Herrscher wieder mit Krone und Zepter angetan dasteht, ohrfeigt der Priester ihn ein weiteres Mal. Weint Nebukadnezar jetzt, bedeutet das, dass Marduk ihm sehr zugewandt ist. Wenn nicht, zürnt ihm der Gott. (Freilich wird der Priester seine Schläge stets so dosieren, dass sicher Tränen fließen.)

Dieses Ritual ist beispiellos.

Wohl nirgendwo sonst muss ein Herrscher eine derart herabwürdigende Behandlung über sich ergehen lassen. Über den Sinn haben Forscher lange gestritten. Am wahrscheinlichsten ist, dass es dem König verdeutlichen soll: Er verdankt sein Amt allein Marduk.

Daher muss er seine Insignien abgeben und sein Amt symbolisch niederlegen. Daher muss er dann vor Marduk treten, ihm Rechenschaft abliefern und versichern, dass er im vorangegangenen Jahr nichts Unrechtes getan hat. Erst jetzt gibt der Priester ihm Krone und Zepter zurück, setzt ihn damit erneut als König von Babylon ein.

Zudem ist diese Zeremonie – wie viele andere Elemente des Festes – verknüpft mit einem um 1000 v. Chr. aufgeschriebenen Mythos. Er berichtet, wie Marduk einst das Universum erschaffen hat.

Keine Geschichte ist für die Babylonier wichtiger. Denn sie deutet ihnen ihre eigene Existenz, die ihrer Stadt und der Welt. Der Mythos erzählt von einem Kampf zwischen den Göttern – ausgelöst von der Urgöttin Tiamtu, die die Gestalt des Meeres hat, und ihrem Gemahl Apsu. Die beiden fühlen sich vom Lärm ihrer zahlreichen Nachkommen so gestört, dass Apsu beschließt, sie zu töten.

Doch einer der jungen Götter kommt Apsu zuvor, ermordet ihn. Tiamtu will den Tod ihres Mannes rächen, schafft elf Ungeheuer für den Kampf.

Die jüngeren Götter versuchen daraufhin, sie mit Beschwörungen von ihrem Plan abzubringen, scheitern aber. Schließlich erklärt sich Marduk bereit, gegen die Urmutter zu kämpfen – unter der Bedingung, dass die anderen Götter ihn zu ihrem König machen. Er zieht

aus, und tatsächlich gelingt es ihm, Tiamtu zu vernichten. Ihren toten Leib bricht er „wie einen Dörrfisch entzwei“, formt daraus Himmel und Erde.

Bald darauf erschafft er den Menschen als Diener der Götter – wofür die anderen so dankbar sind, dass sie ihm Babylon als Wohnsitz erbauen. Dort feiern sie dann ein großes Fest, bei dem sie Marduk als ihrem König huldigen.

Viele Riten der Neujahrsfeier spielen auf diesen Mythos an – etwa wenn der Oberpriester am fünften Tag Nebukadnezar Krone und Zepter zurückgibt und so Marduks Erhebung zum König der Götter nachvollzieht.

Und Marduks Auszug in den Kampf gegen Tiamtu versinnbildlicht die große Prozession am achten Tag, wenn die Statue des Gottes an der Spitze eines langen Zuges die Stadt durch das Ishtar-Tor verlässt, auf einem Boot den Euphrat hinauffährt und schließlich das Neujahrsfesthaus erreicht.

Als das Boot an der Anlegestelle festmacht, wartet dort schon eine große Menge. Einige Menschen sind von Babylon herübergelaufen, andere kommen aus den Dörfern des Umlands. Die Gläubigen jubeln, als die Statuen Marduks und der anderen Götter an Land gebracht worden. Manche heben ihre Kinder hoch, halten sie in Richtung der Figuren – damit göttlicher Segen auf sie überspringe.

Götter und Priester, König und Hofstaat ziehen über eine Zedernallee in den Innenhof des Festhauses. Helfer tragen erst Marduk, dann die anderen Götter ins Allerheiligste.

Es ist ein ungewöhnlich großer Raum, denn er muss Platz bieten für mindestens ein halbes Dutzend Statuen – und für das wohl üppigste Bankett im ganzen Reich. Es soll an das Festessen erinnern, mit dem die Götter Marduk einst nach dem Sieg über Tiamtu feier-

ten. Wohl deshalb ist ein Sitzplatz mit roter Wolle bedeckt – als Symbol für das Blut der getöteten Göttin.

Marduks Statue sitzt auf einem Thron, umgeben von den anderen Göttern, als am Abend Tempelbedienstete hereinkommen und das Essen servieren. Hunderte Stücke Fleisch stellen sie vor den Standbildern ab: Hammel, Hirsch und Zicklein. Dazu Fische, Vögel und Mehlspeisen, außerdem Wein und Bier in großen Mengen. Da die Skulpturen die Speisen nicht wirklich zu sich nehmen, werden diese Köstlichkeiten an den König und seine Begleiter weitergegeben, die in einem der angrenzenden Räume feiern. Daneben verteilen Diener die Speisen an Gläubige, die sich im Innenhof und vor der Tempelmauer versammelt haben.

Mehrere Abende lang dauern diese Festbankette für Götter und Menschen an. Am zehnten Tag bringt Nebukadnezar erlesene Geschenke vor Marduks Thron: Gold, Silber, Salböl und Wein.

Tags darauf fährt die Festgemeinde mit Marduk wieder zurück nach Babylon. Die Passagiere auf den Booten sehen noch einmal die ganze Pracht dieser Stadt, die Marduk erbauen und Nebukadnezar so glanzvoll erneuern ließ: die gewaltigen Mauern, den himmelstürmenden Etemenanki-Turm und die üppigen Gärten und Plantagen, die sich am Ufer ausbreiten.

Durch das blau glänzende Ishtar-Tor zieht die Prozession wieder in Babylon ein. Die Götterwagen rollen die Hauptstraße hinab, biegen in den Hof des Esangil-Tempels ein. Tempeldiener bringen Marduk zurück in die Nische im Allerheiligsten und setzen ihn vorsichtig auf dem Podest ab. Nach den langen, turbulenten Festtagen muss er nun, so heißt es in einem Hymnus, erst einmal ausruhen.

Noch einige Jahre lang richtet der König diese prächtigen Neujahrsfeste aus, dauert die Blüte von Stadt und Reich an. Doch als Nebukad-

nezar II. im Jahr 562 v. Chr. nach mehr als 40 Jahren Regentschaft stirbt, beginnt der Niedergang. Rasch wechseln sich in den folgenden Jahren die Herrscher ab.

Sechs Jahre nach Nebukadnezars Tod gelangt in Babylon ein Mann namens Nabonid aus dem Norden des Reiches an die Macht. Er vernachlässigt Marduk, fördert lieber die Verehrung eines Mondgottes aus seiner Heimatstadt.

Bald fallen auch die Neujahrsfeste aus, denn Nabonid residiert (aus heute nicht mehr bekannten Gründen) zehn Jahre lang in einer arabischen Oase, 1000 Kilometer von Babylon entfernt – die Feiern aber können nur stattfinden, wenn der König in der Stadt ist.

Priester und Volk sind darüber höchst aufgebracht, wenden sich von ihrem Herrscher ab. Als der Perserkönig Kyros II. im Jahr 539 v. Chr. beginnt, Mesopotamien zu erobern, überlassen die Babylonier ihm kampflos ihre Stadt – auch weil Kyros sich vermutlich geschickt als Verehrer Marduks präsentiert hat. (Nach seinem Machtantritt wird er den Babyloniern ihr Neujahrsfest lassen.)

Damit ist das Reich, das Nebukadnezar und sein Vater geschaffen haben, nach kurzer Blüte wieder untergegangen.

Zugleich endet die Epoche der Eigenständigkeit des Zweistromlandes, das zwei Jahrtausende lang große Reiche hervorgebracht hat: das von Akkad und von König Hammurabi, das der Babylonier und Assyrier. In diesen Reichen haben Menschen erstmals begonnen, Schriftzeichen in Ton zu setzen. Hier ordneten königliche Beamte die ersten Gesetzessammlungen, kamen Medizin, Mathematik und Astronomie zu einer frühen Blüte. Mehr als 1000 Jahre werden vergehen, bis das Zweistromland unter der Herrschaft der Abbasiden-Kalifen von Bagdad wieder Mittelpunkt eines Imperiums sein wird.

Jetzt aber herrschen erst einmal die Perser in Mesopotamien. Und Kyros, der Eroberer, deutet die Veränderungen so: Marduk hat sich für Babylon, seine Stadt, einen anderen König erwählt. ■

Oliver Fischer, Jg. 1970, ist Autor in Hamburg.

LITERATURTIPPS

Joachim Marzahn,
Günther Schauerte (Hg.)
»**Babylon – Wahrheit**«
Großartiger Katalogband mit Aufsätzen über Alltag, Religion, Wirtschaft und Wissenschaft in Babylon (Hirmer).

Julye Bidmead
»**The Akītu Festival**«
Sehr lesenswerte Monografie über das babylonische Neujahrsfest (Gorgias Press).

GESPRENGT, GERAUBT, VERKAUFT

Im Zweistromland herrschen heute weithin Krieg und Chaos, mit dramatischen Folgen für die archäologischen Stätten. Der Altorientalist Walter Sommerfeld über die systematische Zerstörung von Monumenten und den Handel mit mesopotamischen Artefakten, die auch in Europa Abnehmer finden

GEOEPOCHE: Herr Professor Sommerfeld, wie steht es um die jahrtausendealten Altertümer im Zweistromland?

WALTER SOMMERFELD: Sehr schlecht – zum Beispiel in Nimrud, dem alten Kalchu. Die jahrtausendealte Stadt war eines der archäologischen Glanzstücke aus dem Alten Orient: eine der prachtvollsten assyrischen Metropolen, mit einem völlig unberührten Königinnengrab. 2015 haben die Kämpfer des sogenannten „Islamischen Staats“ die Monumente systematisch zerstört – mit Fassbomben gesprengt, mit Bulldozern auseinandergerissen.

Warum dieser Hass?

Der IS sagt: „Die Mesopotamier waren Anhänger heidnischer Götter, und wir rotten jede Art von Polytheismus aus – egal ob in der Gegenwart oder in der Vergangenheit.“ Niemand sonst in der islamischen Welt sieht das so. Der Koran weist immer wieder auf die Überreste untergegangener Reiche und Städte hin: als Warnung für Menschen, die kein gottgefälliges Leben führen. Nirgendwo steht, dass man sie zerstören soll.

Welche Schäden hat der IS noch angerichtet?

Die Öffentlichkeit hat viele Zerstörungen kaum registriert – nämlich die Raubgrabungen für den illegalen



**PROFESSOR
WALTER
SOMMERFELD**

war mehr als 50-mal im Irak und hat viele der heute zerstörten Stätten besucht

Terroristen des »Islamischen Staates« haben zahlreiche Monumente vernichtet, hier ein Relief in der Ruinenstadt Nimrud

Antikenhandel. Die hat der IS systematisch in seinem gesamten Herrschaftsgebiet durchgeführt. Aber auch die anderen Bürgerkriegsparteien in Syrien und die Regierungstruppen bedienen sich an dem kulturellen Erbe.

Wie läuft der Handel ab?

Statuetten, Tontafeln, Rollsiegel werden außer Landes geschmuggelt, nach Kurdistan, in die Türkei und die Arabischen Emirate. Dort übernehmen Händler, die ihre weltweiten Vertriebsnetze über Jahrzehnte aufgebaut haben.

Wer sind die Käufer?

Sammler in Europa, den USA, Israel. Und inzwischen zunehmend auch reiche Araber aus Golfstaaten. Sie legen die Fundstücke in ihre Tresore – als Kapitalanlage – und warten ab, bis der Nachschub an mesopotamischen Antiquitäten versiegt und sich der Wert enorm steigert. Aber auch Museen haben sich früher an dem Handel beteiligt, besonders in den USA.

Ist der Verkauf nicht verboten?

Mittlerweile ja. Aber im Westen waren die Märkte für gestohlene Antiquitäten jahrelang legal. Inzwischen gibt es dagegen internationale Konventionen der UNESCO sowie Schutzgesetze. Der Handel wird so in den Untergrund abgedrängt, der Ablauf dadurch immer unüberschaubarer. Aber



es geht eben um riesige Summen: Für eine Löwenstatue, die 1930 im Zweistromland ausgegraben wurde, hat ein anonym Privatkäufer vor ein paar Jahren 57 Millionen Dollar gezahlt.



Einer der zu jener Zeit im Zweistromland wirkenden Archäologen war der Deutsche Robert Koldewey. Seinetwegen steht das Ishtar-Tor von Babylon heute im Berliner Pergamonmuseum.

Welche Rolle spielt Deutschland?

Unser Land war leider immer ein Eldorado für den Handel mit gestohlenen Antiquitäten. Erst 2016 wurden hier ernsthafte Anstrengungen unternommen, ihn zu unterbinden. Bis dahin konnten solche Objekte ganz legal oder zumindest weitgehend unbehindert verkauft werden.

Das Erbe des Zweistromlandes leidet aber nicht erst seit dem Aufstieg des „Islamischen Staats“.

Nein. Schon die von den USA angeführte Invasion im Irak 2003 hat durch die Untätigkeit der Amerikaner das Land den Raubgräbern preisgegeben. Die dadurch entstandenen Schäden gehören zu den schlimmsten in der Weltgeschichte. Sie sind viel schlimmer als alles, was der IS angerichtet hat – weil sie den ganzen Irak betreffen, ein weitaus größeres Gebiet. Die US-Truppen haben außerdem auf den Ruinen Babylons ein Militärlager aufgebaut und dort einen Hubschrauberlandeplatz angelegt. Das sollte zwar auch dem Schutz der Anlagen dienen, hat aber die archäologische Substanz des Ortes stark beschädigt.

Angeblieh gab es bereits vor dem Einmarsch der westlichen Truppen konkrete Bestellungen von Sammlern antiker Objekte.

Das haben mir irakische Kollegen nachdrücklich so versichert. Im Nationalmuseum in Bagdad kam es nach der Invasion 2003 nicht nur zu planlosen Plünderungen, sondern es wurden auch bestimmte Objekte ganz gezielt mitgenommen – wahrscheinlich als Beute gut vorbereiteter Auftragsdiebe.

Wo aber liegt für Sie der Unterschied zwischen den heutigen Raubgräbern und jenen europäischen Forschern des 19. Jahrhunderts, die viele Schätze, die sie bei Grabungen fanden, außer Landes brachten?

Diese Forscher besorgten sich seinerzeit meist offizielle Lizenzen von der damaligen osmanischen Regierung in Istanbul: Sie beachteten also internationales Recht, die Funde wurden dann geteilt. Heute würde man so ein Vorgehen natürlich ganz anders bewerten.

Der IS zerstörte nicht nur jahrtausendealte Städte wie Nimrud (o.), sondern organisierte auch systematische Raubgrabungen

»Auch Museen haben sich in der Vergangenheit am Handel mit gestohlenen Antiquitäten beteiligt«

Walter Sommerfeld

Wer das Tor sieht, denkt: Koldewey hat es so in Babylon abtransportiert und in Berlin wiederaufgebaut. Die wenigsten Besucher wissen, dass er 500 000 Einzelteile in Hunderten Kisten mitbrachte. Und dass 30 Arbeiter mehrere Jahre lang aus diesen Bruchstücken das Tor wieder zusammengesetzt haben. Das war ein gigantisches Puzzlespiel. Ohne diesen enormen Aufwand gäbe es das Ishtar-Tor heute überhaupt nicht.

Aber gehört das Tor nicht ins Nationalmuseum von Bagdad?

Die Funde aus dem Zweistromland sind Eigentum der dortigen Staaten – aber eben auch Weltkulturerbe. Ich könnte gut damit leben, dass westliche Museen alle Objekte an die Ursprungsländer zurückgeben: wenn die in Bagdad dann genauso zugänglich für internationale Wissenschaftler wären wie jetzt in Berlin, Paris oder London. Das ist aber nicht in Sicht.

Wie groß ist der Verlust für die Forschung durch die Plünderungen?

Er ist unermesslich und unersetzlich. Wenn jahrtausendealte Städte dem Erdboden gleichgemacht werden, ist eine unendliche Fülle von Informationen, Dokumenten, Architektur einfach weg. Und wir wissen nicht, ob es Tausende oder Hunderttausende Objekte sind, die aus dem Boden geholt wurden und in privaten Sammlungen verschwunden sind. Allein in Syrien sind etwa 1500 antike Stätten durch illegale Grabungen beschädigt oder auch ganz zerstört worden. Und Satellitenaufnahmen zeigen, dass viele Quadratkilometer Fläche im Irak jetzt von Raublöchern durchzogene Mondlandschaften sind.

Was sagen Sie Leuten, die meinen: Im Angesicht von Krieg und Terror gibt es Wichtiges, als ein paar uralte Statuen und Tontafeln zu bewahren?

Dieser Gegensatz gefällt mir nicht. Natürlich ist der Schutz von Menschen entscheidend. Aber zum Menschsein gehört eben auch die Kultur, das Interesse an der Vergangenheit. ●

Das Interview führten der Textredakteur Samuel Rieth und die Fachberaterin Annika Cöster-Gilbert.

Die Geschichte Mesopotamiens

Über Jahrtausende prägen die Hochkulturen zwischen Euphrat und Tigris die Menschheitsgeschichte. Die Mesopotamier errichten die ersten Metropolen und Großreiche der Welt, sie fördern Kultur, Handel und Wissenschaften. Bis 539 v. Chr. eine fremde Macht die Region erobert — Text: ANDREAS SEDLMAIR, Karten: STEFANIE PETERS

AKKAD: DAS ERSTE IMPERIUM DER GESCHICHTE

2290 v. Chr.



Nach dem Aufstieg von Siedlungen wie Uruk, Nippur und Ur dominieren um 2500 v. Chr. Stadtstaaten das Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris. Doch um 2300 v. Chr. unterwirft der über Akkad herrschende Monarch die gesamte Region: König Sargon errichtet das älteste Großreich der Weltgeschichte. Dessen Grenzen reichen möglicherweise bis ans Mittelmeer und in den Iran

Die Anfänge der Zivilisation
VON DER NEO-LITHISCHEN REVOLUTION BIS ZUR ENTSTEHUNG ERSTER STÄDTE
(um 9000 v. Chr. bis 3900 v. Chr.)

Mesopotamien (griechisch für „Land zwischen den Strömen“) ist das überwiegend auf dem Territorium des heutigen Irak liegende Gebiet um die zum Teil fast parallel verlaufenden Flüsse Euphrat und Tigris, die vom Taurusgebirge zum Persischen Golf fließen.

Um das Jahr 9000 v. Chr. ändert sich im Norden dieser Region – wie kurz zuvor auch in Anatolien – die Lebensweise der Bewohner: Statt wie zuvor als Nomaden umherzuziehen, betreiben viele Menschen nun Ackerbau und werden sesshaft. Diese „Neolithische Revolution“ (von Neolithikum, Jungsteinzeit) schafft die Voraussetzungen für Arbeitsteilung und handwerkliches Spezialistentum und ermöglicht so zahlreiche Erfindungen, die allmählich eine frühe Zivilisation entstehen lassen. Die Bewohner Nordmeso-

potamiens erbauen nun beispielsweise Häuser aus Lehmziegeln, und sie formen Gefäße aus Keramik.

Im 5. Jahrtausend lassen sich auch im Süden Mesopotamiens immer mehr Menschen nieder. Durch

die Ablagerungen der zwei großen Ströme sind die Böden hier besonders fruchtbar, doch durch klimatische Veränderungen fällt, anders als in den nördlichen Regionen, immer weniger Regen; daher ist

ertragreicher Ackerbau nur mit künstlicher Bewässerung möglich. So beginnen die Menschen in dieser Region (für die später der Name „Babylonien“ aufgenommen wird) damit, das Wasser von Euphrat und

Tigris durch zunehmend komplexe Kanalsysteme auf ihre Felder zu leiten. Um das zu erreichen, müssen sie sich aber in größeren, straffer strukturierten Gemeinschaften zusammenschließen als zuvor.

Erste Blüte der sumerischen Hochkultur **URUK**

(um 3900 v. Chr. bis
2900 v. Chr.)

Wohl durch die gemeinschaftliche Organisation der Bewässerung entsteht in Südmesopotamien allmählich eine differenzierte Gesellschaft, in der es Herrschende und Untergebene gibt. Dabei konzentriert sich die Besiedlung immer mehr an besonders günstigen Stellen – bald bilden sich erste Städte heraus, in denen mehrere Tausend Menschen leben.

Religiöse und weltliche Macht sind in den neuen Siedlungen nicht getrennt: Die Regierung liegt meist in der Hand von Fürsten, die über die Kontrolle der Tempel auch ökonomische Macht ausüben.

Zum weitaus bedeutendsten dieser neuen Zentren wird Uruk – die erste Metropole der Weltgeschichte. In der Stadt am Euphrat leben um 3300 bereits 25 000 Menschen, 200 Jahre später sind es doppelt so viele. Um den immer komplexer werden den Anforderungen in Wirtschaft und Verwaltung gerecht zu werden, entwickeln Beamte ein System von Zeichen, die sie mit Schilfgriffeln in Tontafeln drücken. Daraus entsteht in den folgenden Jahrhunderten – parallel zur Entwicklung der Hieroglyphen in Ägypten – das System der Keilschrift, durch das die Menschen nun Worte dauerhaft festhalten und weitergeben können.

Die Entwicklung solcher zivilisatorischen Techniken in Uruk – und damit die

Herausbildung einer der ersten Hochkulturen der Geschichte – treiben vor allem die Sumerer voran, ein Volk unbekannter Herkunft, das möglicherweise um 5000 v. Chr. nach Südmesopotamien eingewandert ist. Der Norden des Zweistromlandes, während der Neolithischen Revolution noch führend, fällt in seiner Entwicklung zurück und verliert für rund 1500 Jahre an Bedeutung.

Könige und Dynastien **DIE SUMERISCHEN STADTSTAATEN**

(um 2900 v. Chr. bis
2300 v. Chr.)

Zu Beginn des 3. Jahrtausends entwickelt sich in Südmesopotamien ein System von Stadtstaaten, deren Territorium sich meist

nur auf ihr unmittelbares Umland erstreckt. Uruk ist nun nur noch ein Machtzentrum unter vielen. Die Städte, darunter Ur, Lagasch und Kisch, führen häufig untereinander Krieg, schließen sich dazu in wechselnden Koalitionen zusammen. Da manche ihrer Herrscher zeitweilig eine Erbfolge innerhalb der eigenen Familie etablieren können, bezeichnen Historiker die Epoche zwischen 2900 und 2300 heute als Frühdynastische Zeit.

Neben die Sumerer tritt eine neue Bevölkerungsgruppe: Semitische Stämme wandern von Norden aus in Babylonien ein. Sie adoptieren schnell die höher stehende sumerische Kultur, schreiben etwa in Keilschrift, verbreiten aber ihre dem Sumerischen

nicht verwandte Sprache: das Akkadische.

um 2900 v. Chr.

In Uruk errichten Arbeiter die wohl erste große Stadtmauer der Geschichte. Einer sagenhaften Überlieferung zufolge ist ihr Schöpfer Gilgamesch, der mythische Protagonist eines später niedergeschriebenen Heldenepos.

um 2600 v. Chr.

In Ur wird die verstorbene Königin Puabi beigesetzt. In ihr Grab nimmt die Herrscherin nicht nur zahlreiche Schmuckgegenstände und Lebensmittel mit, sondern auch mehr als 20 Angehörige ihres Hofstaates. Die Männer und Frauen töten sich anscheinend durch Gift, um ihrer Königin auch nach deren

ASSUR: HANDELSSTADT AM TIGRIS



Die Stadt Assur erblüht ab etwa 2000 v. Chr. zu einer wohlhabenden Handelsmetropole. Doch rund 200 Jahre später wird sie vom König der Nachbarstadt Ekallatum erobert. Lange gilt dessen Herrschaftsgebiet in der Wissenschaft als »altassyrisches Reich« – tatsächlich ist Assur zwar Teil des Imperiums, aber nie dessen Machtzentrum

Ableben nahe zu sein. Wie oft es in Mesopotamien zu solchen „Gefolgschaftsbestattungen“ kommt, ist jedoch nicht bekannt.

um 2475 v. Chr.

König Urnansche vereinigt die südmesopotamischen Städte Lagasch, Girsu und Nimin unter seiner Herrschaft und begründet in dem so entstandenen Staat eine neue, über Generationen regierende Dynastie. Mit zahlreichen erhaltenen Inschriften lässt sich Urnansche für seine Tempelbauten würdigen.

um 2450 v. Chr.

Auf einer Stele lässt König Eanatum von Lagasch einen Sieg über den Nachbarstaat Umma verherrlichen. Da die Inschrift des Monuments die Bedingungen für einen Frieden zwischen den zwei Rivalen auflistet, bezeugt die Stele den ersten Friedensvertrag der Geschichte.

um 2324 v. Chr.

König Urukagina von Lagasch verfasst zu Beginn seiner zehnjährigen Regierungszeit eine Reihe von Dekreten, mit denen er die Wirtschaft seines Staates reformieren will. Sie sollen etwa den Schutz sozial Schwacher garantieren und die ökonomischen Beziehungen zwischen dem Königspalast und dem Tempel der Stadt neu regeln.

um 2315 v. Chr.

Lugalzagesi, König des Stadtstaates Umma, besiegt nacheinander den Herrscher von Uruk und Urukagina von Lagasch

und erschafft so für kurze Zeit ein einheitliches südmesopotamisches Reich.

Das erste Großreich der Geschichte

AKKAD

(um 2300 v. Chr. bis 2150 v. Chr.)

Das Zeitalter der südmesopotamischen Kleinstaaten endet, als Sargon, ein Monarch aus dem Norden Babylonien, um 2300 eine Koalition sumerischer Städte unter König Lugalzagesi vernichtend schlägt. Die so eroberten Territorien verbindet er mit seinen Besitzungen im Norden zu einem einheitlichen Reich. Die Sprache der Sieger, das Akkadische, setzt sich nun in ganz Babylonien durch, zudem gelten überall im Reich Sargons Gesetze. Zur Hauptstadt seines Imperiums bestimmt der Herrscher den Ort Akkad (wahrscheinlich beim heutigen Bagdad gelegen), den er zu einer prächtigen Residenzstadt ausbaut.

In den folgenden Jahrzehnten kann Sargon, der rund 40 Jahre lang regiert, seinen Herrschaftsbereich auch auf den Norden Mesopotamiens, Teile Syriens und Irans ausweiten und so das erste Großreich der Geschichte begründen. Doch bleibt dieses Machtgebilde stets instabil, sehen Sargon und seine Nachfolger sich Unabhängigkeitsbestrebungen und Aufständen der unterworfenen Regionen ausgesetzt.

um 2250 v. Chr.

Unter der Führung von Kisch und Uruk erheben sich einige Städte Süd-

mesopotamiens gegen Akkad. Nur mit Mühe kann Sargons Enkel und Nachfolger Naramsin den Aufstand niederschlagen. Nach seinem Sieg erklären Naramsins Untertanen den König zum Gott und errichten ihm zu Ehren in Akkad einen Tempel.

Sargons Tochter Enheduana, von ihrem Vater als Hohepriesterin des Mondgottes am Tempel von Ur eingesetzt, dichtet ein 153 Zeilen langes Lied, in dem sie sich an die Göttin Innana wendet. Das Klagegedicht ist das erste literarische Werk der Geschichte, dessen Autorin bekannt ist.

um 2181 v. Chr.

Nach dem Tod von Sargons Urenkel Scharka-

lischarri fällt das Reich von Akkad unter einer Vielzahl schnell wechselnder Herrscher in Anarchie. Nach einem Ansturm der Gutäer, eines Volkes aus dem östlich von Mesopotamien gelegenen Bergland, zerfällt das erste Großreich der Geschichte und verschwindet schließlich um 2142 v. Chr.

Etwa 30 Jahre lang beherrschen die Gutäer nach dem Ende des Reiches von Akkad Babylonien. Über dieses Interregnum ist jedoch nur wenig bekannt. Im Süden erringen die alten Stadtstaaten wie Lagasch und Ur ein gewisses Maß an Unabhängigkeit, und um 2111 v. Chr. kann der Fürst von Uruk die Gutäer aus Mesopotamien verjagen.

Die Meister der Bürokratie

DAS REICH VON UR

(2110 v. Chr. bis 2003 v. Chr.)

Der im Jahr 2110 v. Chr. an die Macht gelangte König Urnamma von Ur kann sich bald gegen die übrigen Stadtstaaten Mittel- und Südmesopotamiens durchsetzen und begründet ein Reich, das in kleinerem Maßstab die Herrschaft der Akkader fortsetzt. Die vormals eigenständigen Fürsten sind nun Statthalter Urnammes. Doch anders als im Reich von Akkad dürfen sie ihre inneren Angelegenheiten weitgehend autonom regeln.

Urnamma und seine Nachfolger reformieren Verwaltung und Wirtschaft ihres Reiches grundsätzlich.

So führen sie einen einheitlichen Kalender und neue Maß- und Gewichtseinheiten ein, sorgen für die Ausbildung spezialisierter Beamter und den Einsatz standardisierter Formulare, erschaffen ein leistungsfähiges Wege- und Kanalsystem. Doch angesichts immer stärkerer auswärtiger Feinde hält sich ihre Dynastie nur rund 100 Jahre lang an der Macht.

um 2110 v. Chr.

In seiner Hauptstadt Ur errichtet Urnamma einen monumentalen Tempel für den Gott Nanna. Der dreistufige Bau, auf dessen oberster Terrasse das Heiligtum für die Gottheit steht, wird wegweisend für zahlreiche ähnliche Bauten in Mesopotamien, die Forscher „Zikkurats“ nennen.

um 2100 v. Chr.

Urnamma lässt in Tempeln in seinem Reich Tafeln aufstellen, in die zahlreiche Rechtsvorschriften eingemeißelt sind. Die Paragrafen legen etwa die Strafen für Verbrechen wie Mord oder Ehebruch fest. Der „Kodex Urnamma“ ist das älteste bekannte Gesetzeswerk der Geschichte.

2093 v. Chr.

Nach etwa 17-jähriger Herrschaft stirbt König Urnamma während eines Feldzuges gegen die Gutäer, die sich mit dem östlich von Babylonien gelegenen Reich von Elam zusammengetan haben.

um 2056 v. Chr.

Urnammes Sohn Schulgi beginnt mit dem Bau einer

BABYLON: HAMMURABIS EROBERUNGEN

1760 v. Chr.



Ab 1765 v. Chr. zieht Hammurabi, der König von Babylon, gegen seine Nachbarn in den Krieg – und zwingt sie nach und nach alle nieder.

1761 v. Chr. gebietet er über fast das gesamte Zweistromland.

Doch bereits mit der Regentschaft seines Sohnes beginnt das Reich zu schrumpfen, als im Süden Aufstände ausbrechen

Mauer im Norden seines Machtbereichs. Das am Ende insgesamt 250 Kilometer lange Bollwerk soll das Reich von Ur vor den Amurritern schützen – aggressiven Nomadenstämmen aus der syrischen Steppe, die Mesopotamiern zunehmend bedrohen. Einen dauerhaften Schutz gegen diese Gefahr vermag die aufwendige Konstruktion jedoch nicht zu erbringen.

2003 v. Chr.

Ibbisin, der letzte Herrscher der von Urnamma begründeten Dynastie, unterliegt einer Koalition der Elamiter mit einem seiner eigenen Generäle

und wird als Gefangener nach Elam verschleppt. Die Sieger zerschlagen das Reich von Ur und verwüsten dessen Kapitale.

Nach dem Niedergang von Ur wird die politische Landschaft Mesopotamiens erneut von einer Vielzahl von Kleinstaaten geprägt. Die nomadischen Amurriter, einst als Angreifer ins Land gekommen, werden allmählich sesshaft und passen sich an die sumerisch-akkadische Kultur an.

Der Norden Mesopotamiens, bislang meist dem Süden untertan und kulturell rückständig, gewinnt nun zunehmend an Bedeutung.

Handelsstadt im Norden ASSUR

(um 2000 v. Chr. bis etwa 1750 v. Chr.)

Mit dem Verfall des Reiches von Ur erlangt auch die im Norden Mesopotamiens gelegene Kaufmannsstadt Assur ihre Unabhängigkeit. In machtpolitischer Hinsicht weiterhin unbedeutend, wird der Ort jedoch durch eine geschickte Handelspolitik um 1975 v. Chr. zu einer blühenden Metropole. Vor allem durch den Fernhandel mit dem anatolischen Kanesch und anderen Städten in der heutigen Türkei häufen assyrische Kaufleute großen Reichtum an.

um 2000 v. Chr.

Sulili, wahrscheinlich ein Mann aus dem einfachen Volk, lässt sich zum Herrscher von Assur proklamieren. Nach dem Untergang des Reiches von Ur ist er wahrscheinlich der erste unabhängige König der Stadt am Tigris.

um 1830 v. Chr.

Ein Feuer zerstört die Unterstadt von Kanesch und damit auch die Häuser assyrischer Händler, die sich in der anatolischen Stadt niedergelassen haben. Bei ihrer Flucht nach Assur lassen die Kaufleute ihre umfangreichen Archive mit beschriebenen Tontafeln zurück, die heute

die wichtigste Quelle für die altassyrische Zeit sind. Zwar kehren später viele Assyrer nach Kanesch zurück, doch erlangt die Handelskolonie nicht mehr ihre frühere Bedeutung.

1808 v. Chr.

Schamschiadad, der amurritische Herrscher einer Nachbarstadt von Assur, erobert die Metropole am Tigris und besteigt deren Thron. Im Folgenden unterwirft er den gesamten Norden und errichtet ein großes Reich, in dem Assur jedoch nur eine untergeordnete Rolle spielt.

1775 v. Chr.

Schamschiadad stirbt nach mehr als 50 Jahren Herrschaft. Seine Söhne können das von ihm erschaffene Reich nicht zusammenhalten, und so ist Nordmesopotamien bald wieder in zahlreiche Einzelstaaten aufgesplittet.

In Assur regieren Nachkommen Schamschiadads noch bis etwa 1750, doch mit ihrem Sturz verliert sich die Geschichte der Stadt für einige Jahrhunderte im Dunkeln.

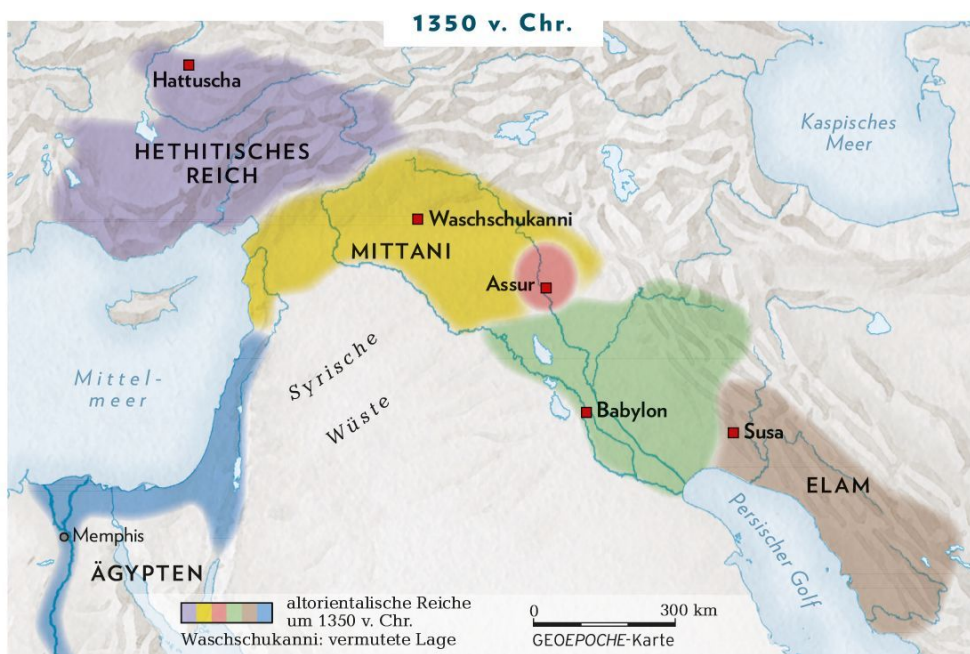
Das Reich des Hammurabi

DIE ALTBABYLONISCHE ZEIT

(1792 v. Chr. bis 1595 v. Chr.)

Unter dem amurritischen König Hammurabi, der 1792 v. Chr. den Thron von Babylon besteigt, wird der zuvor unbedeutende Stadtstaat südlich des heutigen Bagdad zur Vormacht Mesopotamiens. In den 43 Jahren seiner Regentschaft

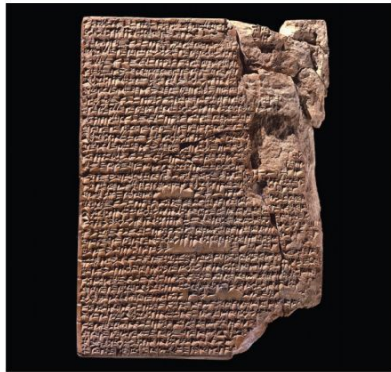
GLEICHGEWICHT: DIE ZEIT DER SECHS REICHE



Über Jahrhunderte herrscht ein politisches Patt im Alten Orient. Zwischen etwa 1600 v. Chr. und 1100 v. Chr. bestehen dort sechs bedeutende Staaten: Babylon und das später von Assur abgelöste Reich Mittani sowie die Imperien der Hethiter und Ägypter und das iranische Elam. Mitunter bekriegen sie einander, sind aber auch diplomatisch – und durch Eheschließungen – verbunden

PFLUG, KLO, SCHULEN

Die Erfindungen und Errungenschaften der Mesopotamier



Die ersten Kochrezepte: 25 Eintöpfe, vier davon vegetarisch (um 1750 v. Chr.)

- Abwasserleitung
- Astronomie
- Bronze*
- Bürokratie*
- Friedensvertrag
- Gesetzeskodex
- Glas*
- Großreich
- Horoskop
- Kanäle
- Kochrezepte
- Literatur
- Mathematik
- Metropole
- Mordprozess
- Pflug
- Schrift*
- Schulen
- Toilette*
- Zeiteinteilung in Stunden, Minuten und Sekunden

* etwa zur gleichen Zeit auch anderswo nachweisbar, u. a. in Ägypten, Anatolien oder Syrien

kann der Herrscher durch eine planmäßige Stärkung von Wirtschaft und Gesellschaft und eine geschickte Eroberungsstrategie ein Imperium erschaffen, das in seinen Ausmaßen dem Reich von Akkad ähnelt – aber auch in seiner Kurzlebigkeit.

1765 v. Chr.

Mit einem Angriff auf das Nachbarreich Larsa beginnt Hammurabi eine Serie von Kriegen gegen vormalig mit ihm verbündete Staaten. Nach Larsa unterwirft er in den folgenden Jahren auch Eschnunna östlich des Tigris sowie

das nordwestlich von Babylon gelegene Mari.

1754 v. Chr.

Auf eine Stele aus schwarzem Basalt meißeln die Schreiber Hammurabis fast 300 Gesetzesverordnungen, die Strafen für eine Vielzahl von Vergehen festsetzen. Der „Kodex Hammurabi“ unterscheidet sich von früheren Gesetzessammlungen durch seinen Umfang und die Härte seiner Bestimmungen: Auf etwa jede zehnte Straftat steht die Todesstrafe.

1750 v. Chr.

Hammurabis Sohn Samsuiluna folgt seinem Vater auf dem Thron nach. Schon bald muss der neue König den Süden seines Landes aufgeben, in dem Aufstände tobten. Unter späteren Herrschern gehen weitere Besitzungen verloren, sodass das Reich der Dynastie Hammurabis schließlich nur noch den Rang eines mittleren Kleinstaates hat.

1595 v. Chr.

König Murschili I., Herrscher über das anatolische Hethiterreich, unternimmt einen Raubzug durch Mesopotamien und erobert dabei auch Babylon.

Machtgleichgewicht

DIE ZEIT DER DIPLOMATIE

(1595 v. Chr. bis 1076 v. Chr.)

Nach dem Ende des altbabylonischen Reiches bildet sich im gesamten Vorderen Orient eine neue Machtkonstellation heraus, die

auch die Verhältnisse in Mesopotamien bestimmt. Einige Jahrhunderte lang prägen nun mehrere Großmächte das Geschehen. Neben das Pharaonenreich in Ägypten und die anatolischen Hethiter tritt ab etwa 1500 in Nordmesopotamien und Nordsyrien das bis heute kaum bekannte Reich von Mittani.

Zu diesem Kreis zählt auch das wiedererstarkte Babylonien, wo Herrscher aus dem früheren Nomadenvolk der Kassiten den Thron Hammurabis besetzen, sowie ab etwa 1350 Assur, das zuvor zum Machtbereich Mittanis gehört hat, nun aber allmählich dessen Stellung einnimmt. Östlich Mesopotamiens kann sich das iranische Reich von Elam als Machtfaktor etablieren.

Die Großmächte unterhalten in diesen Jahrhunderten intensive diplomatische Beziehungen, die vor allem auf Heiraten zwischen Mitgliedern der Herrscherfamilien und gegenseitigen Geschenken beruhen. Im Schriftverkehr untereinander verwenden die Machthaber und ihre Beamten zumeist die babylonische Form des Akkadischen, das so zur ersten Lingua franca des Vorderen Orients wird.

um 1430 v. Chr.

Am Euphrat begegnen sich der babylonische König Karaindasch und Pharao Thutmosis III. Das Gipfeltreffen der beiden Herrscher markiert den Beginn der diplomatischen Beziehungen zwischen dem kassitischen Babylon und Ägypten.

um 1325 v. Chr.

Durch interne Kämpfe um die Thronfolge geschwächt, fallen die Herrscher von Mittani in Abhängigkeit vom Hethiterreich. Der assyrische König Assuruballit I. nutzt den Machtverlust des Nachbarstaates aus, indem er vormalig zu Mittani gehörende Gebiete unter seine Kontrolle bringt. Zudem gelingt es dem Assyrier, in die diplomatische Korrespondenz der Großmächte einbezogen zu werden – trotz des Protestes der Babylonier. Das Reich von Mittani verliert in den folgenden Jahrzehnten immer mehr Gebiete und hat schließlich keinen Einfluss mehr auf die Geschehnisse in Mesopotamien.

1215 v. Chr.

Truppen des Assyriekönigs Tukultinurta I. erobern Babylon, verwüsten die Stadt und verschleppen den König nach Assur. Babylon kann jedoch etwa 30 Jahre später seine Unabhängigkeit wiederherstellen. Das assyrische Reich erlangt unter Tukultinurta I. nun zuvor ungekannte Ausmaße, muss aber nach der Ermordung des Herrschers 1197 starke Gebietseinbußen hinnehmen.

um 1200 v. Chr.

Aus unbekannten Gründen bricht das Hethiterreich in Anatolien zusammen. Damit bahnt sich auch das Ende der Mächtikonstellation im Vorderen Orient an. In den folgenden Jahrhunderten werden die Geschehnisse

in Mesopotamien weniger als zuvor von fremden Mächten beeinflusst.

um 1165 v. Chr.

Der König von Elam erobert Babylonien und bringt wertvolle Kunstschätze in seine Hauptstadt Susa, darunter ein Kultbild des Gottes Marduk. In weiteren Kämpfen der Babylonier mit dem Nachbarreich aus dem Osten geht schließlich die seit rund 400 Jahren regierende Dynastie der Kassiten unter. Erst nach einigen Wirren kann eine neue Herrscherfamilie dem Reich am Euphrat wieder Stabilität verleihen.

Um 1110 v. Chr. besiegt der babylonische König Nebukadnezar I. das Reich von Elam und holt das um 1165 geraubte Kultbild des Marduk in seine Hauptstadt zurück.

1076 v. Chr.

Tiglatpilesar I., seit 1114 König Assyriens, stirbt. Unter ihm hat das nordmesopotamische Reich einige der zuvor eingeübten Gebiete zurückerobern können. In den folgenden Jahrzehnten gehen diese Territorien jedoch unter dem Ansturm der Aramäer, nomadischer Stämme unbekannter Herkunft, erneut verloren. Assyrien ist nun wieder auf die Größe eines Stadtstaates reduziert.

1026 v. Chr.

Mit dem Tod ihres letzten Herrschers erlischt die Dynastie Nebukadnezars I. Durch die ganz Mesopotamien erschütternde Zuwanderung der Aramäer

verlieren die babylonischen Könige die Macht über ihr Land, und die staatliche Ordnung löst sich weitgehend auf.

Um 1000 v. Chr. erleben die beiden einstigen Großreiche Mesopotamiens eine Schwächephase. Während der Niedergang jedoch in Babylonien noch jahrhundertlang andauert, gewinnt im Norden Assyrien wieder an Stärke – und wird zur Supermacht.

Die Herren der Welt DAS NEUASSYRISCHE REICH

(935 v. Chr. bis 609 v. Chr.)

Ausgehend von ihrem nordmesopotamischen Kernland um Assur, erobern

assyrische Könige ab 935 Region um Region, erschaffen sie nach und nach das bis dahin größte Imperium der Geschichte. Auf seinem Höhepunkt reicht das neuassyrische Reich von Anatolien bis Ägypten, von der Levante bis weit in den Iran. Auch Babylon muss sich dem Machtwillen der Assyrerkönige beugen. Viele Unterworfenen deportieren sie, um sie als Soldaten einzusetzen oder in schwach bevölkerten Gebieten des Reichs anzusiedeln.

Wichtigste Grundlage dieses Expansionismus ist eine perfekt organisierte Militärmaschine, schließlich sogar mit einem stehenden Heer. Doch um diese gewaltige Streitmacht finanzieren zu können, sind die

Assyrer auf immer neue Eroberungen und die damit verbundenen Beutezüge und Tributerhebungen angewiesen, und so überdehnen sie ihr Reich allmählich.

um 935 v. Chr.

Mit der Rückeroberung aramäisch besetzter Städte leitet König Assurdan II. den Wiederaufstieg Assyriens ein. Unter seinen direkten Nachfolgern gelingt die Konsolidierung der Macht in ganz Nordmesopotamien.

865 v. Chr.

Assurnasirpal II. verlegt die Hauptstadt seines Reiches von Assur nach Kalchu (heute Nimrud) und lädt zur Einweihungsfeier 70 000 Gäste ein. Während seiner 24-jährigen

Regierungszeit kann der König den assyrischen Machtbereich durch regelmäßige Feldzüge um weite Gebiete vergrößern. In seinen Inschriften rühmt er sich detailreich der grausamen Behandlung seiner Feinde.

853 v. Chr.

In der Schlacht von Karkar am Orontes kann eine Allianz von Aramäern, Phöniziern, Israeliten, Ägyptern und Arabern den assyrischen Vormarsch in Syrien vorläufig zum Stehen bringen.

um 730 v. Chr.

Tiglatpilesar III. erobert Babylon, verleiht die alte Königstadt aber nicht direkt seinem Reich ein. Vielmehr regiert er Assyrien und Babylon fortan in Personalunion. Trotz dieser zurückhaltenden Behandlung kommt es in der unterworfenen Stadt immer wieder zu Aufständen unzufriedener Teile der Bevölkerung.

689 v. Chr.

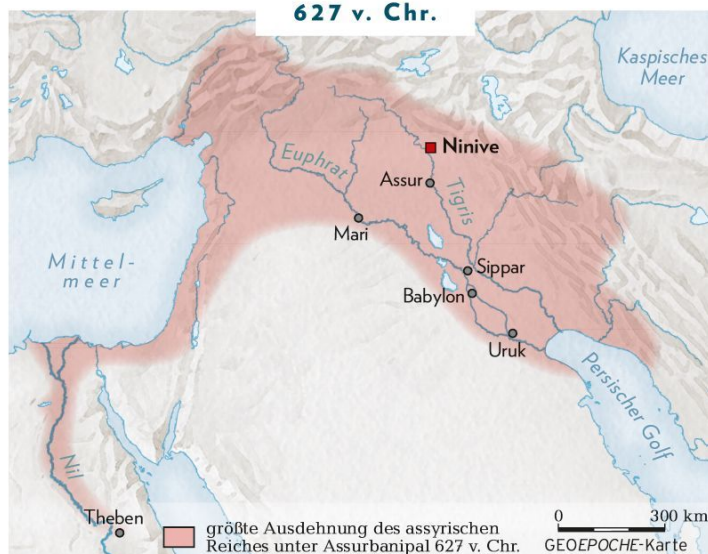
Nach anderthalbjähriger Belagerung macht der Assyrerkönig Sanherib Babylon dem Erdboden gleich. Die Bevölkerung der rebellischen Euphrat-Metropole lässt der Herrscher zu großen Teilen töten.

667 v. Chr.

König Assurbanipal von Assyrien dringt in Ägypten bis Theben vor und verschafft dem Assyrerreich damit die größte Ausdehnung seiner Geschichte. Schon wenige Jahre später gehen die ägyptischen

ASSYRIEN: DIE HERREN DER WELT

627 v. Chr.



Mit einem Heer, dessen Kampfkraft kein Staat der Region etwas entgegenzusetzen hat, erobern Assyriens Könige ein Imperium auf zwei Kontinenten, denn sogar Teile Ägyptens fallen zeitweise unter ihre Herrschaft. So entsteht das bis dahin größte Reich der Geschichte

FOTOVERMERK NACH SEITEN

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts,
o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

TITEL: Tim Wehrmann für GEOEPOCHE

EDITORIAL: Privat (2)

INHALT: Tim Wehrmann für GEOEPOCHE: 4 l. o., 5 u.; ullstein bild: 4 r. o.; RMN-Grand Palais/bpk-images: 4 l. m.; alamy: 4 r. m.; Erich Lessing/akg-images: 4 u.; Courtesy of Penn Museum: 5 o.; Olaf M. Teßmer/Vorderasiatisches Museum, SMB/bpk-images: 5 m. o.; Kirsten Nijhoff für GEOEPOCHE: 5 m. u.

DIE GEBURT DER ZIVILISATION: akg-images: 6/7, 12, 14 l. o., 14 r. o.; RMN-Grand Palais/bpk-images: 8, 9; Olaf M. Teßmer/Vorderasiatisches Museum, SMB/bpk-images: 10/11; Art Archive/FOTOFINDER: 13, 14/15 u.; The Trustees of the British Museum/bpk-images: 16/17, 17; alamy: 18/19; Courtesy of Penn Museum: 20, 21

DIE HOCHKULTUREN ZWISCHEN EUPHRAT UND TIGRIS: fotolia: 22; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 23, 24; imago: 25 o.; Barry Iverson/arianEye: 25 u.

DIE ERSTE METROPOLE: Tim Wehrmann für GEOEPOCHE

DIE ERFINDUNG DER SCHRIFT: Fototeca Gilardi/akg-images: 38; Olaf M. Teßmer/Vorderasiatisches Museum, SMB/bpk-images: 41, 45 (l.), 46; The Metropolitan Museum of Art/bpk-images: 42; Tim Wehrmann für GEOEPOCHE: 45 r., 47; alamy: 48; akg-images: 49, 50; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 51

JÄGER DES VERLORENEN SCHATZES: The Trustees of the British Museum/bpk-images: 52/53, 61; akg-images: 54, 56, 58; The Trustees of the British Museum: 55, 59, 60; ullstein bild: 57 l.; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 57 r.

MIT DER KRAFT DER POESIE: ullstein bild: 62; Courtesy of Penn Museum: 63; Stéphane Maréchal/RMN-Grand Palais/bpk-images: 65; Ingrid Stüben/bpk-images: 66; Franck Raux/RMN-Grand Palais/bpk-images: 67; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 69; Bridgeman Art Library: 70

STADT DER HÄNDLER: Tim Wehrmann für GEOEPOCHE unter Verwendung von: Ernst Walter Ardrae, Das Wiedererstandene Assur, J. C. Hinrichs Verlag Leipzig 1938): 72/73, 74/75, 78/79, 80; Jürgen Liepe/Vorderasiatisches Museum, SMB/bpk-images: 73; Erich Lessing/akg-images: 75, 81; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 76; Art Archive/FOTOFINDER: 78 l.; Granger/Interfoto: 78 r.

MORD IN NIPPUR: Hermann Buresch/bpk-images: 82/83; akg-images: 84, 88 (2), 89; United Archives/Mauritius Images: 85; V. Scheil: Mémoires, Tome IV, Textes, Élamites – Sémantiques, Deuxième Série, Ministère De L'Instruction Publique Des Beaux-Arts, Paris 1902/Bayerische Staatsbibliothek: 86, 87 (4)

HAMMURABI – DIE MACHT BABYLONS: Erich Lessing/akg-images: 90/91, 92; De Agostini/Getty Images: 94/95; RMN-Grand Palais/bpk-images: 96, 100, 101, 104; François Guénét/akg-images: 102/103; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 107

DER KRIEGER-KÖNIG VOM TIGRIS: Alinari/Getty Images: 108/109, digital koloriert von Tim Wehrmann für GEOEPOCHE; Austen Henry Layard/British Library: 110/111, 116 u., 119 (2), alle digital koloriert von Tim Wehrmann für GEOEPOCHE; Mary Evans Picture Library/picture alliance: 111, digital koloriert von Tim Wehrmann für GEOEPOCHE; Bridgeman Art Library: 112, 115 (2), alle digital koloriert von Tim Wehrmann für GEOEPOCHE; alamy: 116 o., digital koloriert von Tim Wehrmann für GEOEPOCHE; Mauritius Images: 120, digital koloriert von Tim Wehrmann für GEOEPOCHE

IM LAND DER ERKENNTNIS: ullstein bild: 122/123; Bridgeman Art Library: 124 l.; RMN-Grand Palais/bpk-images: 124 r., 128 r.; Interfoto: 125; akg-images: 126 (2); United Archives International/imago: 127; United Archives: 128 l.; The Trustees of the British Museum/bpk-images: 128 m.

EINE STADT TRIFFT IHREN GOTT: Tim Wehrmann für GEOEPOCHE 132–149; Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 145

GESPRENGT, GERAUBT, VERKAUFT: Kirsten Nijhoff für GEOEPOCHE: 150 o.; ullstein bild: 150 u., 151

ZEITLEISTE: Stefanie Peters für GEOEPOCHE: 152, 153, 154, 155, 157, 159; Yale Babylonian Collection: 156

VORSCHAU: Popperfoto/Getty Images: 162 l. o.; Privatsammlung: 162 r. o.; Josef Koudelka/Magnum Photos/Agentur Focus: 162 l. u.; Wolfgang Kunz/FOTOFINDER: 162/163; Robert Ellison/Camera Press/ddp images: 163 o.; ZUMA/Imago: 163 m. r.; Michael Ochs Archives/Getty Images: 163 r. u.

© GEO 2017 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Eroberungen jedoch wieder verloren.

um 630 v. Chr.

Mit dem Tod Assurbani-pals beginnt der Verfall des Reiches. Unter seinem neuen König Nabopolassar befreit sich Babylon 626 v. Chr. von der Oberherrschaft Assyriens.

612 v. Chr.

Eine Koalition aus Truppen Babylons und des iranischen Volks der Meder erobert Ninive, seit 704 v. Chr. Hauptstadt Assyriens. Drei Jahre später reiben die Babylonier das letzte Heer des Gegners auf und besiegeln so das Ende des neuassyrischen Reiches.

Letzter Glanz DAS NEUBABYLONISCHE REICH

(626 v. Chr. bis
539 v. Chr.)

Nach dem Untergang der Assyrer kann eine von dem babylonischen Herrscher Nabopolassar begründete Dynastie den Besitz der Nachbarn weitgehend übernehmen und Babylonien zur Vormacht im Nahen Osten machen. Nebukadnezar II., der bedeutendste Herrscher des neubabylonischen Reiches, führt Mesopotamien noch einmal zu einer einzigartigen Blüte. Doch nur 23 Jahre nach dem Tod des Königs fällt Babylon an das Perserreich, löst sich das letzte eigenständige Staatsgebilde im Zweistromland auf.

605 v. Chr.

Bei Karkemisch am Euphrat besiegt Nebukadnezar,

der Sohn König Nabopolassars, ein Heer Pharao Necho II. Durch den Sieg über die ägyptischen Truppen kann der babylonische Thronfolger, der noch im selben Jahr selbst zum König wird, die vom Assyrierreich übernommene Herrschaft über Nordsyrien behaupten.

um 600 v. Chr.

Nebukadnezar II. lässt einen Tempelturm errichten, auf dessen Spitze ein Heiligtum des Stadtgottes Marduk steht. Der Etemenanki („Haus der Fundamente von Himmel und Erde“) ist mit einer Höhe von 90 Metern eines der gewaltigsten Gebäude der Welt und wird zum Vorbild für die biblische Erzählung vom „Turm zu Babel“. Die Konstruktion des Monuments ist Teil eines radikalen Bauprogramms, mit dem Nebukadnezar II. seine Hauptstadt in eine aufsehenerregende Metropole verwandelt. Um 570 v. Chr. leben vielleicht 200 000 Menschen in Babylon und machen die Stadt am Euphrat damit zur größten der Welt.

587 v. Chr.

Zum zweiten Mal innerhalb von zehn Jahren erobern babylonische Truppen Jerusalem. Um sich das Reich von Juda dauerhaft untertan zu machen, zerstören sie den Tempel in der Hauptstadt und verschleppen große Teile der jüdischen Bevölkerung. Bis zum Ende des Reiches Nebukadnezars II. müssen die Judäer nun im „Babylonischen Exil“ ausharren.

552 v. Chr.

König Nabonid von Babylon zieht nach Nordarabien und verbringt dort zehn Jahre in einer Oase. Zum Ärger der babylonischen Eliten propagiert der exzentrische Herrscher den Kult des Mondgottes Sin und vernachlässigt darüber die Verehrung des Stadtgottes Marduk.

539 v. Chr.

Kyros II. aus der Dynastie der Achämeniden, Herrscher über das zu einer Großmacht erstarkte Perserreich, kann Babylon kampflos einnehmen – unter anderem wohl auch deshalb, weil Teile der Bevölkerung mit der Politik König Nabonids unzufrieden sind und keinen Widerstand leisten. Kyros fördert Kultur und Religion der eroberten Stadt, nimmt den Babyloniern aber ihre staatliche Eigenständigkeit. Damit endet die mehr als 2000-jährige Tradition des mesopotamischen Königtums.

Auf die Perserkönige, unter denen Babylonien eine gewisse Autonomie behält und wirtschaftlich wie kulturell prosperiert, folgt 331 v. Chr. nach seinem Sieg über die Perser der Makedonenkönig Alexander der Große, der wie Kyros II. von der Bevölkerung Babylons mit Jubel empfangen wird. Bald nach dem Tod des Eroberers gehört Mesopotamien bis 142 v. Chr. zum griechischen Seleukidenreich, danach zum Imperium der Parther, eines iranischen Volkes. An deren Stelle als Herren über das Zweistromland treten im

NEBUKADNEZAR: DAS NEUBABYLONISCHE REICH



Nach dem Untergang des assyrischen Reichs steigt Babylon unter König Nebukadnezar II. zum Hegemon Mesopotamiens auf. Es wird die letzte einheimische Vormacht zwischen Euphrat und Tigris sein: 539 v. Chr. erobern die Perser das Territorium, und fortan gebieten fremde Herren über das Zweistromland

3. Jahrhundert n. Chr. die ebenfalls aus dem Iran kommenden Sassaniden, die an die Tradition des achämenidischen Perserreichs anknüpfen.

Einen dramatischen Einschnitt bringt der Region im 7. Jahrhundert der Aufstieg des Islam: Die arabischen Anhänger des Religionsgründers Mohammed erobern auf ihrem Siegeszug durch den Vorderen Orient auch Mesopotamien. 762 n. Chr. erhebt ein Kalif das unbedeutende Bagdad zu seiner Residenz und macht das Zweistromland so für einige Jahrhunderte zum Mittelpunkt der muslimischen Welt.

1534 fällt die zuletzt von den persischen Safawiden beherrschte Region an das Osmanische Reich. Erst durch dessen Untergang

nach dem Ersten Weltkrieg entsteht mit der Gründung des Irak im Jahr 1921 wieder ein eigenständiges Staatswesen in Mesopotamien.

Schon Jahrzehnte zuvor hat die wissenschaftliche Erforschung der Kulturen des Alten Orients begonnen. Ab etwa 1850 begeben sich zumeist europäische Archäologen auf die Suche nach den Ruinen der ihnen nur aus der Bibel bekannten altesopotamischen Orte. Spektakuläre Funde wie die Entdeckung der sogenannten Königsgräber von Ur durch den Briten Leonard Woolley im Jahr 1927, aber auch die Entschlüsselung der sumerischen Keilschrift lassen das Wissen über die Hochkulturen des Zweistromlandes stetig anwachsen.

Einen dramatischen Rückschlag erleidet die Erkundung der Altertümer durch die Entwicklung nach der von den USA angeführten Invasion des Irak 2003. Seither sind dort archäologische Grabungen kaum noch möglich, Kriege und Raubgrabungen dezimieren archäologische Fundstellen. 2015 haben zudem die Terroristen des sogenannten „Islamischen Staates“ in den von ihnen kontrollierten Gebieten mit der Zerstörung antiker Denkmäler begonnen, die den vermeintlichen Gotteskrieger als Götzenbilder erscheinen. ●

Andreas Sedlmair, Jg. 1965, ist Verifikationsredakteur, Stefanie Peters, Jg. 1963, Kartographin im Team von GEOEPOCHE.

Gruner + Jahr GmbH & Co KG,
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11, 20459 Hamburg.
Postanschrift der Redaktion: Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040 / 37 03-0, Telefax: 040 / 37 03 56 48,
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
STELLVERTRETENDER CHEFREDAKTEUR: Dr. Frank Otto
ART DIRECTION: Tatjana Lorenz
TEXTREDAKTION: Dr. Anja Fries und Samuel Rieth (Konzept dieser Ausgabe), Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Joachim Telgenbüscher, Johannes Teschner
Mitarbeit: Justine Prüne
AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Dr. Ralf Berhorst, Dr. Mathias Mesenhöller, Johannes Stempel
BILDREDAKTION: Christian Gargerle (Leitung), Roman Rahmacker, Edith Wagner; Mitarbeit: Jochen Raif
VERIFIKATION: Lenka Brandt, Fabian Klabunde, Olaf Mischer, Alice Passfeld, Andreas Sedlmair; Mitarbeit: Dr. Eva Danulat, Svenja Muche
LAYOUT: Jutta Janßen, Eva Mitschke; Mitarbeit: Lena Oehmsen
WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG: Annika Cöster-Gilbert
KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters
SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer, Olaf Stefanus; Mitarbeit: Antje Poeschmann
CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste
REDAKTIONSASSISTENZ: Ümmük Arslan, Angelika Fuchs, Helen Oqueka; Anastasia Mattern, Thomas Rost (Buchrecherche)
HONORARE: Petra Schmidt
GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURIN: Maike Köhler
VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN INHALT: Michael Schaper

PUBLISHER: Dr. Gerd Brüne
PUBLISHING MANAGER: Toni Willkommen
DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES: Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb
EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES: Heiko Hager, G+J Media Sales
VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT DER BEILAGEN: Daniela Krebs – Director Brand Solutions
G+J eIMS, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg
Es gilt die jeweils gültige Anzeigen-Preisliste unter www.gujmedia.de
MARKETING: Kristin Niggel
HERSTELLUNG: G+J Herstellung, Heiko Beltz (Ltg.), Oliver Fehling

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)
ISBN: 978-3-652-00646-0; 978-3-652-00640-8 (Heft mit DVD)
ISSN-Nr. 1861-6097

© 2017 Gruner + Jahr, Hamburg
Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00, BIC: DEUTDEHH
Litho: 4mat Media, Hamburg
Druck: appl druck GmbH,
Senefelderstraße 3–11, 86650 Wemding
Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion
Telefon: 040 / 37 03 20 84, Telefax: 040 / 37 03 56 48
E-Mail: briefe@geo-epoche.de
Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg
persönlich erreichbar: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr,
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr
E-Mail: geoepoche-service@guj.de
Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90
Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90
Telefax: +49 / 1805 / 861 80 02*

GEO-KUNDENSERVICE: www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo: 60,00 € (D), 68,40 € (A), 99,00 sfr (CH)
Abo mit DVD: 99,00 € (D), 111,00 € (A), 174,60 sfr (CH)
Studentenabo: 36,00 € (D), 41,04 € (A), 59,40 sfr (CH)
mit DVD: 59,40 € (D), 66,60 € (A), 104,76 sfr (CH)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. Preise für GEOEPOCHE Digital unter www.geo-epoche.de/digital

BESTELLADRESSE FÜR

GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufenen
Telefon: +49 / 40 / 42 23 64 27 Telefax: +49 / 40 / 42 23 64 27
E-Mail: guj@sigloch.de

*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

GEOEPOCH EDITION



Geniestreich: Der »Frühling« von Botticelli

100 MEISTERWERKE

Die bedeutendsten Gemälde der Welt: vorgestellt, erklärt, gefeiert

Die neue Ausgabe von GEOEPOCH EDITION widmet sich nicht wie sonst einer Kunstepoche, sondern präsentiert die ergreifendsten, prägendsten, schönsten Gemälde der gesamten Kunstgeschichte – von der Steinzeit bis zur Gegenwart. In kurzen Texten werden die Schöpfer und ihre Bilder vorgestellt sowie deren außergewöhnliche Strahlkraft ergründet. Das Heft gleicht einem virtuellen Museum, dessen Schau die Redaktion zusammengestellt hat – in dem Wissen natürlich, dass es weitaus mehr als 100 bedeutende Gemälde gibt. Und so ist die Auswahl denn auch keine Rangliste, sondern ein Dialogangebot an unsere Leser zu einer Diskussion über Kunst anhand einer Riege von beeindruckenden, herausragenden Bildern: Meisterwerken eben.



Auf 132 großformatigen Seiten finden sich Werke von Leonardo da Vinci, Caspar David Friedrich und Vermeer, von Manet, Matisse und Courbet, von Edward Hopper und David Hockney. Das Heft kostet 16,50 Euro

GEO kompakt

GRÜNE HEILKRAFT

Warum der Wald unserer Seele und unserem Körper guttut

Erst allmählich erkennen Forscher, welche komplexen Prozesse im Wald ablaufen – und wie wichtig sie für unser seelisches und körperliches Wohlbefinden sind. Wie dieses Ökosystem funktioniert, welche Geheimnisse es birgt und warum es so wichtig für uns ist: in GEOkompakt.

GEOkompakt »Unser Wald« hat 156 Seiten Umfang und kostet 9,50 Euro (mit DVD über die heimische Wildnis 16,50 Euro). Einige Themen: Die Klimamaschine / Was der Wald uns gibt / Die heimlichen Herrscher / Ein Jahr im Leben eines Baums / Wildpflanzen für den Kochtopf



GEO WISSEN ERNÄHRUNG

FIT FÜR DEN WINTER

Wie wir uns in den dunklen Monaten am sinnvollsten ernähren



Das Heft kostet 9,50 Euro, mit DVD (»Essen macht glücklich«) 16,50 Euro. Einige Themen: Warum wir essen, was wir essen / Grünkohl – ein Superfood / Ernährung für die Psyche / Wild: alles bio / Die Kraft der Knollen und Rüben / Mythos Winterspeck / Dossier: gesunde Ernährung

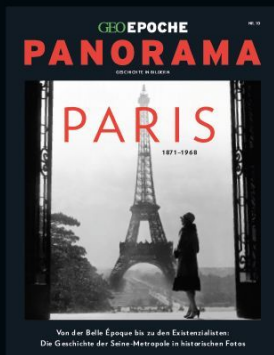


Monument der Belle Époque: die Oper von 1875

PARIS

Ein Jahrhundert der französischen Metropole in historischen Fotografien

Dreimal binnen weniger Jahrzehnte steht Paris am Rande einer Katastrophe – und wird danach stets aufs Neue zur weltweit verehrten Metropole. So erwächst aus dem Bürgerkrieg von 1871 die „Belle Époque“, das moderne Paris entsteht. Nach den Schlachten des Ersten Weltkriegs, die zum Teil nicht weit entfernt stattfanden, verwandelt sich die Stadt abermals: in ein internationales Zentrum der künstlerischen Avantgarde. Die dritte Wiedergeburt erlebt Paris nach der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg. Philosophen und Literaten machen die Stadt zur Heimat einer neuen intellektuellen Bohème. GEOEPOCHÉ PANORAMA über die Geschichte der Seine-Metropole zwischen 1871 und 1968 – die Biografie einer aufregenden Weltstadt.



GEOEPOCHÉ
PANORAMA »Paris«
hat einen Umfang von
132 Seiten im Großformat
und kostet 15 Euro

UNTERWEGS MIT GEO-REPORTERN

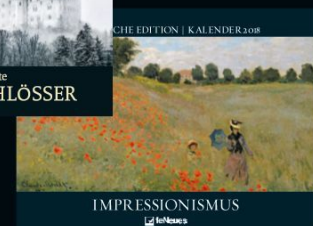


Autoren und Fotografen präsentieren ihre Arbeit, darunter der Wüstenreporter Michael Martin.

- 10. November 2017, Hamburg, Laeiszhalle
- 13. November 2017, Hannover, Theater am Aegi
- 24. November 2017, Bremen, Die Glocke

BILDER FÜR 2018

Die schönsten Fotos aus der Ausgabe von GEOEPOCHÉ PANORAMA über deutsche Burgen und Schlösser sowie die beeindruckendsten Gemälde aus der Ausgabe von GEOEPOCHÉ EDITION zum Impressionismus gibt es nun auch als Kalender: Monat für Monat faszinierende Ansichten im imposanten Großformat (im Buchhandel; „Burgen und Schlösser“ auch unter www.geo-shop.de und 040 / 42 23 64 27).



DAS JAHR 1968

Studenten proben den Umsturz, die USA taumeln in Vietnam, die Sowjetunion schickt Panzer nach Prag: Dramen eines Jahres, das unsere Welt bis heute prägt



Wieder stirbt ein Kennedy: Robert wird am 5. Juni 1968 niedergeschossen



Die Grateful Dead erfinden einen neuen Sound



Der Einmarsch der Roten Armee im August 1968 beendet den »Prager Frühling«



Es ist das Jahr, das zur Chiffre wird. Zum Symbol für das Aufbegehren der Nachkriegskinder gegen ihre Väter, für den Kampf gegen den Vietnamkrieg und überkommene Traditionen, für die Hoffnung auf eine gerechtere Welt, ein Leben ohne Zwang: 1968.

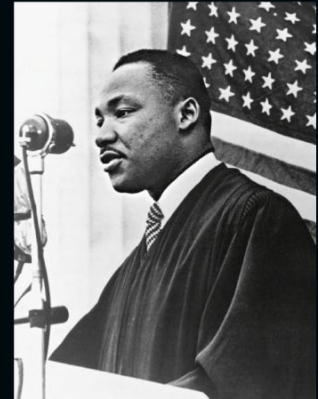
In jenen dramatischen zwölf Monaten erschüttert die erste globale Revolte der Geschichte

den Erdball. Angefacht von Fernsehen, Radio und Presse, verbreitet sich der Geist des Widerstandes in der ganzen Welt. Von Westberlin bis Mexikostadt fühlen sich junge Menschen plötzlich als Teil einer einzigen revolutionären Bewegung, deren Sieg kurz bevorzustehen scheint. Selbst jenseits des Eisernen Vorhangs, in der Tschechoslowakei, beginnt ein kurzer Frühling der Freiheit.

Träumt von der Revolution: Rudi Dutschke, Anführer der deutschen Studentenbewegung



Dschungelkrieg: 1968 erkennen die USA, dass sie in Vietnam nicht gewinnen können



Nach der Ermordung des Bürgerrechtlers Martin Luther King im April 1968 eskaliert die Gewalt in den USA



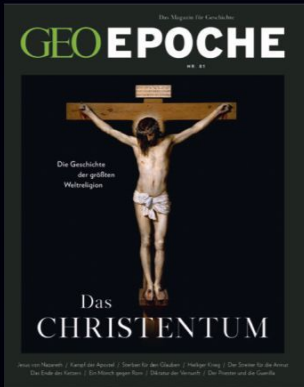
Hippies suchen nach einem Leben jenseits aller Normen – und finden es in Kommunen

Doch nicht allein die wütenden Studenten bestimmen den Lauf dieses Jahres – sondern auch tragische Helden wie der Prediger Martin Luther King und der US-Präsidentschaftskandidat Robert F. Kennedy, die beide bei Attentaten sterben. Über sie berichtet *GEOEPOCHÉ* ebenso wie über jene Pioniere, die damals mithelfen, unsere Gegenwart zu erschaffen: Computeringenieure, Herzchirurgen, Frauenrechtlerinnen.

Über das Erbe von 1968 wird immer noch heftig gestritten; heute ist die Chiffre auch ein Kampfbegriff. Was hat damals wirklich begonnen: die Demokratisierung der Gesellschaft oder, wie manche Kritiker behaupten, ihr Verfall?

Die nächste Ausgabe von *GEOEPOCHÉ* versucht eine Antwort auf diese Frage – und erzählt das ganze Drama eines fiebrigen Jahres. ●

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE



Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEOEPOCHE